



**Internationale wissenschaftliche
Korrespondenz zur Geschichte
der deutschen Arbeiterbewegung**

25. JAHRGANG, JUNI 1989, HEFT 2

HANS-ULRICH LUDEWIG:

**Von der Gerichtsklage zur Betriebsschließung.
Konflikte in der Braunschweiger
Metallindustrie 1918/19**

SHLOMO SHAFIR:

**Eine ausgestreckte Hand? Frühe amerikanisch-
jüdische Kontakte zu deutschen
Sozialdemokraten in der Nachkriegszeit**

HEINZ BOBERACH:

**Die Regelung von Ansprüchen von
Gewerkschaftern auf beschlagnahmtes
Vermögen durch die Reichsfeststellungs-
behörde 1938 bis 1944**

**FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONS-
VORHABEN • TAGUNGSBERICHTE
NEUE LITERATUR**

Kritische Studien

zur

Geschichtswissenschaft

82. Rüdiger Hachtmann

Industriearbeit im »Dritten Reich«

Untersuchungen zu den Lohn- und Arbeitsbedingungen in Deutschland 1933–1945. 1989. 464 Seiten mit zahlreichen Tabellen. Kartoniert DM 86,–

Rüdiger Hachtmann untersucht sowohl die staatliche und betriebliche Lohnpolitik als auch die reale Entwicklung der Löhne von Industriearbeitern im »Dritten Reich«. Die wirtschafts- und sozialgeschichtliche Analyse führt auf Grundfragen der Herrschaft des Nationalsozialismus. Sie verarbeitet bisher kaum genutztes Quellenmaterial, dessen kritische Auswertung genaue Aussagen z.B. über Beschäftigung, Arbeitszeit, Qualifikation, Löhne und Gesundheitsverhältnisse erlaubt. Auf dieser Grundlage werden als zentrales Problem der Industriearbeit im nationalsozialistischen Deutschland die vielschichtigen Rationalisierungs- und Modernisierungsprozesse zwischen 1933 und 1945 analysiert. Dabei sind zwei Fragen besonders wichtig: Wie hat der fertigungstechnische und arbeitsorganisatorische Wandel in der Industrie die Industriearbeit verändert? Und welche Folgen hatte er für die betroffenen Arbeiter, was kostete sie die Modernisierung?

83. Sabine Sander

Handwerkschirurgen

Sozialgeschichte einer verdrängten Berufsgruppe. 1989. 383 Seiten mit zahlreichen Tabellen, Schaubildern und Farbtafeln. Kartoniert DM 78,–

Handwerkschirurgen, das sind Wundärzte, Bader und Barbieri, haben bis zum 19. Jahrhundert in der medizinischen Versorgung der Bevölkerung eine wichtige Rolle gespielt. Trotzdem haben sie in der Medizin-

Vandenhoeck & Ruprecht · Göttingen

Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft

geschichte einen schlechten Ruf. Waren sie nicht alle Kurpfuscher und Quacksalber? Sabine Sander korrigiert das negative Bild. Ihre Untersuchung der Handwerkschirurgen im Württemberg des 18. Jahrhunderts öffnet den Blick für die Wirklichkeit und die Bedeutung dieser Berufsgruppe im Gesundheitswesen der vormodernen Gesellschaft. Quellennah und konkret stellt sie Tätigkeit, wirtschaftliche und soziale Lage, Berufszugang, Verbreitung und berufliche Autonomie der Handwerkschirurgen dar.

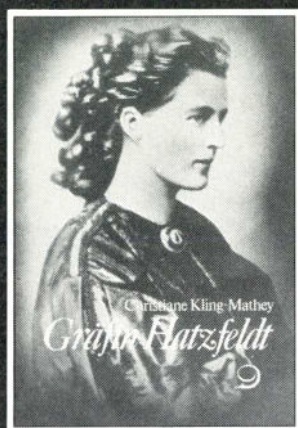
84. Ute Daniel

Arbeiterfrauen in der Kriegsgesellschaft

Beruf, Familie und Politik im Ersten Weltkrieg. 1989. 398 Seiten mit mehreren Tabellen. Kartonierte DM 78,-

Ute Daniels Buch ist beides: Darstellung und Analyse der Arbeits- und Lebensverhältnisse von Arbeiterinnen und Arbeiterfrauen im Ersten Weltkrieg. Als erstes Hauptthema wird die berufliche Situation behandelt, die Frauenlohnarbeit in den Kriegsjahren, ausführlich auch die staatliche Sozialpolitik. Das nächste Thema sind Familie und Hauswirtschaft: Wie haben sich Rolle und Funktion der arbeitenden Frauen gewandelt, die als »Kriegerfrauen« mit Entbehrungen und unzähligen Schwierigkeiten fertig werden mußten? Und wie haben sie die Kriegssituation, die sich verschlechternden Lebensverhältnisse wahrgenommen und darauf reagiert? Dies ist das dritte Hauptthema des Buches. Anschaulich wird aus den Quellen die Spannung beschrieben zwischen Mißstimmung, Kriegsmüdigkeit und zunehmend kritischer Einstellung auf der einen, offiziellen Durchhalteparolen und staatlicher Informationspolitik auf der anderen Seite. Hier wie im ganzen Buch geht es um die Wechselbeziehungen zwischen objektiven Gegebenheiten und der subjektiven Erfahrung, das Ergebnis ist eine in vielem neue Innenansicht des Ersten Weltkriegs und der Kriegsgesellschaft.

Vandenhoeck & Ruprecht · Göttingen



336 S., 38,- DM



528 S., 24,80 DM



336 S., 29,80 DM

Wilhelm Hasenclever

Reden und Schriften

Hrsg. und eingeleitet von Ludger Heid,
Klaus-Dieter Vinschen und Elisabeth Heid,
320 Seiten, brosch. 25,- DM

Dieter Dowe, Kurt Klotzbach (Hg.)

Kämpfe – Krisen – Kompromisse

Kritische Beiträge zum 125 jährigen Jubiläum der SPD
128 Seiten, brosch. 19,80 DM

In Träumen war ich immer wach

Das Leben des Dienstmädchens Sophia
von ihr selbst erzählt
Hrsg. von Gunilla-Friederike Budde,
120 Seiten, 12,80 DM

Siegfried Grosse, Martin Grimberg,
Thomas Hölscher, Jörg Karweick

„Denn das Schreiben gehört nicht zu meiner täglichen Beschäftigung“

Der Alltag der kleinen Leute in Bittschriften,
Briefen und Berichten aus dem 19. Jahrhundert –
Ein Lesebuch, 192 Seiten, brosch. 42,- DM

Verlag J.H.W. Dietz Nachf.





Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak
Wissenschaftlicher Beirat: Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen, Hans-Josef
Steinberg und Hermann Weber

Inhalt	HANS-ULRICH LUDEWIG: Von der Gerichtsklage zur Betriebsschließung. Konflikte in der Braunschweiger Metallindustrie 1918/19	S. 157
	SHLOMO SHAFIR: Eine ausgestreckte Hand? Frühe amerikanisch-jüdische Kontakte zu deutschen Sozialdemokraten in der Nachkriegszeit	S. 174
	HEINZ BOBERACH: Die Regelung von Ansprüchen von Gewerkschaftern auf beschlagnahmtes Vermögen durch die Reichsfeststellungsbehörde 1938 bis 1944	S. 188
	WALTER MÜHLHAUSEN: „Friedrich Ebert und seine Zeit — Bilanz und Perspektiven der Forschung“. Ein Tagungsbericht	S. 194
	HORST DIETER BRAUN: Hundert Jahre Erster Mai — Projekte zur Geschichte der Maifeiern in Deutschland. Ein Tagungsbericht	S. 201
	FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete (79). Bearbeitet von Franz Jean Frohn	S. 207
	NEUE LITERATUR	
	Catálogo de los Archivos de Guerra Civil de las Comisiones Ejecutivas del Partido Socialista Obrero Español y de la Unión General de Trabajadores. Hrsg. von der Fundación Pablo Iglesias, Madrid 1988;	
	Catálogo de los Archivos donados por Amaro del Rosal Diaz. Hrsg. von der Fundación Pablo Iglesias, Madrid 1986 (<i>Walther L. Bernecker</i>)	S. 216
	Kommunistische Betriebs- und Branchenzeitungen in Groß-Berlin 1923-1933. Bibliographie. Erarb. von Helga Drescher u.a., Berlin/DDR 1987;	
	Veröffentlichungen der Roten Gewerkschaftsinternationale in Deutschland 1920-1933. Bibliographie. Zus. gest. und eingel. von Dagmar Goldbeck, Berlin/DDR 1987;	
	Die Novemberrevolution in Deutschland und die Gründung der KPD. Bibliographie. Erb. von Karin Hiemer, Berlin/DDR 1988 (<i>Christa Hempel-Küter</i>)	S. 217
	Manfred Overesch, Chronik deutscher Zeitgeschichte. Politik, Wirtschaft, Kultur. Bd.3/1: Das besetzte Deutschland 1945 bis 1947; Bd.3/2: Das besetzte Deutschland 1948 bis 1949, Düsseldorf 1986 (<i>Peter Lösche</i>)	S. 218
2/89 Juni	Bürger und Bettler. Materialien und Dokumente zur Geschichte der Nichtseßhaftenhilfe in der Diakonie. Bd.1: 1854 bis 1954. Hrsg. von Jürgen Scheffler, Bielefeld 1987 (<i>Günter Schulz</i>)	S. 219

Die Sozialpolitik in den letzten Friedensjahren des Kaiserreichs (1905 bis 1914). Bd.1: Das Jahr 1905. Bearb. von Hansjoachim Henning, Wiesbaden 1982;	
Die Sozialpolitik in den letzten Friedensjahren des Kaiserreichs (1905 bis 1914). Bd.2: Das Jahr 1906. Bearb. von Hansjoachim Henning, Stuttgart 1987;	
Li Fischer-Eckert, Die wirtschaftliche und soziale Lage der Frauen in dem modernen Industrieort Hamborn im Rheinland. Neu hrsg. von Elisabeth Heid und Ludger Heid, Duisburg 1986;	
Akten zur Wohltätigkeits- und Sozialpolitik Württembergs im 19. und 20. Jahrhundert. Inventar der Bestände der Zentralleitung des Wohltätigkeitsvereins und verbundener Wohlfahrtseinrichtungen im Staatsarchiv Ludwigsburg. Bearb. von Wolfgang Schmierer u.a., Stuttgart 1983 (<i>Peter Rütters</i>)	S. 220
„Die Aktion“. Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst. 1911-1918. Hrsg. von Franz Pfemfert. Eine Auswahl von Thomas Rietzschel, Köln 1987 (<i>Wolfgang Haug</i>)	S. 222
Franz Pfemfert, Ich setze diese Zeitschrift wider diese Zeit. Sozialpolitische und literaturkritische Aufsätze. Hrsg. von Wolfgang Haug, Darmstadt und Neuwied 1985 (<i>Christa Hempel-Küter</i>)	S. 223
Berichte des Berliner Polizeipräsidenten zur Stimmung und Lage der Bevölkerung in Berlin 1914-1918. Bearb. von Ingo Materna und Hans-Joachim Schreckenbach, Weimar 1987 (<i>Volker Ullrich</i>)	S. 224
The Communist International in Lenin's Time. Founding the Communist International. Proceedings and Documents of the First Congress, March 1919. Ed. by John Riddell, New York 1987 (<i>Jürgen Tampke</i>)	S. 225
Wolfgang U. Schütte, Der rote Jahn. Ausgewählte Musikalien des Arbeitertheater-Verlages Alfred Jahn, Leipzig und Dresden 1986 (<i>Lothar Schirmer</i>)	S. 226
Widerstand und Verfolgung in Niederösterreich 1934-1945. Eine Dokumentation. 3 Bde. Auswahl, Bearb. und Zus.stell. Heinz Arnberger und Christa Mitternutzner, Wien 1987 (<i>Helmut Konrad</i>)	S. 227
Dokumente zur Geschichte der SED. Bd.2: 1945 bis 1971, Berlin/DDR 1986; Dokumente zur Geschichte der SED. Bd.3: 1971 bis 1986, Berlin/DDR 1986 (<i>Werner Ripper</i>)	S. 228
Wilhelm Florin, Gegen den Faschismus. Reden und Aufsätze, Berlin/DDR 1986; Wilhelm Koenen, Einheit des Volkes — Garantie des Sieges. Reden und Artikel, Berlin/DDR 1986 (<i>Christa Hempel-Küter</i>)	S. 229
Flora Tristan, Arbeiterunion. Sozialismus und Feminismus im 19. Jahrhundert. Hrsg. von Paul B. Kleiser, Frankfurt/M. 1988 (<i>Heinz Niggemann</i>)	S. 230
Jukka Paastela, Marx's and Engels' concepts of the parties and political organizations of the working class, Tampere 1985(<i>Hans-Arthur Marsiske</i>)	S. 231
Gerald Mozetič, Die Gesellschaftstheorie des Austromarxismus. Geistesgeschichtliche Voraussetzungen, Methodologie und soziologisches Programm, Darmstadt 1987 (<i>Uli Schöler</i>)	S. 232
Georg Lukács, Sozialismus und Demokratisierung, Frankfurt/M. 1987 (<i>Karl Lauschke</i>)	S. 234
Marjatta Rahikainen, N.R. af Ursin. Aatelismies Suomen työväenliikkeessä, Jyväskylä 1986 (<i>Markku Hyrkkänen</i>)	S. 235
Arthur Kaufmann, Gustav Radbruch. Rechtsdenker, Philosoph, Sozialdemokrat, München und Zürich 1987 (<i>Klaus Riebschläger</i>)	S. 235

Ernst Fischer, Das Ende einer Illusion. Erinnerungen 1945-1955, 2. Aufl., Frankfurt/M. 1988 (<i>Helmut Konrad</i>)	S. 236
Arbeit und Arbeitserfahrung in der Geschichte. Hrsg. von Klaus Tenfelde, Göttingen 1986 (<i>Eric D. Weitz</i>)	S. 237
Demokratische und soziale Protestbewegungen in Mitteleuropa 1815-1848/49. Hrsg. von Helmuth Reinalter, Frankfurt/M. 1986 (<i>Rainer Paetau</i>)	S. 239
Klaus Globig, Gerichtsbarkeit als Mittel sozialer Befriedung, dargestellt am Beispiel der Entstehung der Arbeitsgerichtsbarkeit in Deutschland, Frankfurt/M., Bern und New York 1985 (<i>Harald Steindl</i>)	S. 240
Friedrich Lenger, Zwischen Kleinbürgertum und Proletariat. Studien zur Sozialgeschichte der Düsseldorfer Handwerker 1818-1878, Göttingen 1986 (<i>Jürgen Bergmann</i>)	S. 242
Nils Hansen, Fabrikinder. Zur Kinderarbeit in schleswig-holsteinischen Fabriken im 19. Jahrhundert, Neumünster 1987 (<i>Günter Schulz</i>)	S. 243
Andreas Gestrich, Traditionelle Jugendkultur und Industrialisierung, Göttingen 1986; Susanne Mutschler, Ländliche Kindheit in Lebenserinnerungen, Tübingen 1985; Die werktätige Dorfbevölkerung in der Magdeburger Börde. Hrsg. von Hans-Jürgen Rach u.a., Berlin/DDR 1986; Das Leben der Werktätigen in der Magdeburger Börde. Hrsg. von Hans-Jürgen Rach u.a., Berlin/DDR 1987 (<i>Günter J. Trittel</i>)	S. 243
Lothar Elsner und Joachim Lehmann, Ausländische Arbeiter unter dem deutschen Imperialismus 1900-1985, Berlin/DDR 1988 (<i>Ulrich Heinemann</i>)	S. 246
Land der Hoffnung — Land der Krise. Jugendkulturen im Ruhrgebiet 1900-1987. Hrsg. von Wilfried Breyvogel und Heinz-Hermann Krüger, Berlin und Bonn 1987 (<i>Valentin Marquardt</i>)	S. 247
Wolfgang Merkel und Beenhard Oldigs, Morgen rot: 80 Jahre Bremer Arbeiterjugendbewegung, Bremen 1987 (<i>Roland Gröschel</i>)	S. 248
Karl Obermann, Die Wahlen zur Frankfurter Nationalversammlung im Frühjahr 1848, Berlin/DDR 1987 (<i>David E. Barclay</i>)	S. 250
Frank Bajohr, Zwischen Krupp und Kommune. Sozialdemokratie, Arbeiterschaft und Stadtverwaltung in Essen vor dem Ersten Weltkrieg, Essen 1988 (<i>Erhard Lucas</i>)	S. 250
Rolf Neuhaus, Arbeitskämpfe, Ärztestreiks, Sozialreformer. Sozialpolitische Konfliktregelung 1900 bis 1914, Berlin 1986 (<i>Jürgen Reulecke</i>)	S. 253
Unter allen Umständen. Frauengeschichte(n) in Berlin. Hrsg. von Christiane Eifert und Susanne Rouette, Berlin 1986 (<i>Heinz Niggemann</i>)	S. 254
Elke Hauschildt, Polnische Arbeitsmigranten in Wilhelmsburg bei Hamburg während des Kaiserreichs und in der Weimarer Republik, Dortmund 1986 (<i>Christoph Kleßmann</i>)	S. 255
Detlev J.K. Peukert, Die Weimarer Republik. Krisenjahre der Klassischen Moderne, Frankfurt/M. 1987 (<i>Otto Langels</i>)	S. 256
Herbert Kral, Die Landespolitik der SPD in Bayern 1924 bis 1933, München 1985 (<i>Hartmut Mehringer</i>)	S. 256
Werner Müller, Lohnkampf, Massenstreik, Sowjetmacht. Ziele und Grenzen der „Revolutionären Gewerkschafts-Opportunisten“ (RGO) in Deutschland 1928 bis 1933, Köln 1988 (<i>Sigrid Koch-Baumgarten</i>)	S. 257

Sigrid Block, Frauen und Mädchen in der Arbeitersportbewegung, Münster 1987 (<i>Franz Walter</i>)	S. 259
Matthias von Hellfeld, Bündische Jugend und Hitlerjugend. Zur Geschichte von Anpassung und Widerstand 1930-1939, Köln 1987 (<i>Wulf Erdmann</i>)	S. 260
Rolf Puppó, Die wirtschaftsrechtliche Gesetzgebung des Dritten Reiches, Konstanz 1988 (<i>Rüdiger Hachtmann</i>)	S. 261
Gerhard Mollin, Montankonzerne und „Drittes Reich“ — Der Gegensatz zwischen Monopolindustrie und Befehlswirtschaft in der deutschen Rüstung und Expansion 1936-1944, Göttingen 1988 (<i>Ulrich Heinemann</i>)	S. 262
Detlev J.K. Peukert und Frank Bajohr, Spuren des Widerstands. Die Bergarbeiterbewegung im Dritten Reich und im Exil, München 1987 (<i>Eric D. Weitz</i>)	S. 263
Wolfgang Krieger, General Lucius D. Clay und die amerikanische Deutschlandpolitik 1945-1949, Stuttgart 1987 (<i>Walter Mühlhausen</i>)	S. 264
Hermann Weber, Die DDR 1945-1986, München 1988 (<i>Werner Ripper</i>)	S. 266
Jan Spurr, Soziologie der französischen Arbeiterbewegung, Berlin 1986 (<i>Beatrix W. Bouvier</i>)	S. 267
Hans Burkhardt u.a., Die mit dem blauen Schein. Über den antifaschistischen Widerstand in den 999er Formationen der faschistischen deutschen Wehrmacht (1942-1945), Berlin/DDR, 1. Aufl. 1982, 2., bericht. Aufl. 1986; Hans-Peter Klausch, Die 999er. Von der Brigade „Z“ zur Afrika-Division 999: Die Bewährungsbataillone und ihr Anteil am antifaschistischen Widerstand, Frankfurt/M. 1986 (<i>Hagen Fleischer</i>)	S. 268
Edward P. Thompson, die Entstehung der englischen Arbeiterklasse, 2 Bde, Frankfurt/M. 1987 (<i>Stefan Immerfall</i>)	S. 270
Exil in Großbritannien. Zur Emigration aus dem nationalsozialistischen Deutschland. Hrsg. von Gerhard Hirschfeld, Stuttgart 1983 (<i>Ursula Langkau-Alex</i>)	S. 271
Der antifaschistische Widerstand in Luxemburg. Dokumente und Materialien. zus.gest. von Henri Wehenkel, Luxembourg 1985 (<i>Ursula Langkau-Alex</i>)	S. 272
Peter Lewisch, Der Wandel von Arbeitsethos und Arbeitsrecht in Österreich in der Zeit von Maria Theresia bis zum ABGB, Wien 1987 (<i>Harald Steindl</i>)	S. 272
Reinhard Meier-Walser, Der Streikputsch der KP Österreichs und seine internationalen Hintergründe, München 1986 (<i>Rolf Steininger</i>)	S. 274
Wilfried Haeblerli, Die Geschichte der Basler Arbeiterbewegung von den Anfängen bis 1914, 2 Bde, Basel 1986 und 1987 (<i>Karl Lang</i>)	S. 274
Solidarität, Widerspruch, Bewegung. 100 Jahre Sozialdemokratische Partei der Schweiz. Hrsg. von der SPS durch Karl Lang u.a., Zürich 1988 (<i>Hermann Wichers</i>)	S. 275
Annette Frei, Rote Patriarchen. Arbeiterbewegung und Frauenemanzipation in der Schweiz um 1900, Zürich 1987; Rudolf M. Lüscher und Werner Schweitzer, Amalie und Theo Pinkus-de Sassi. Leben im Widerspruch, Zürich 1987 (<i>Karl Lang</i>)	S. 276
Daniela Neumann, Studentinnen aus dem Russischen Reich in der Schweiz (1867-1914), Zürich 1987 (<i>Beate Fieseler</i>)	S. 277

Oskar Scheiben, Krise und Integration. Wandlungen in den politischen Konzeptionen der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz 1928-1936, Zürich 1987; Eduard Kobelt, Die Wirtschaftspolitik der Gewerkschaften 1920-1950. Der Einfluß einzelner Gewerkschaftsverbände und Persönlichkeiten auf die Wirtschaftspolitik des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes, Zürich 1987 (<i>Karl Lang</i>)	S. 278
Manuel Tuñón de Lara u.a., Der spanische Bürgerkrieg. Eine Bestandsaufnahme, Frankfurt/M. 1987; Der spanische Bürgerkrieg. Literatur und Geschichte. Hrsg. von Günther Schmigalle, Frankfurt/M. 1986; Der Spanische Bürgerkrieg. Materialien und Quellen. Zus.gest. und kommentiert von Walther L. Bernecker, 2. veränd. und erw. Aufl., Frankfurt/M. 1986 (<i>Pedro Ribas</i>)	S. 280
Hans-Henning Schröder, Industrialisierung und Parteibürokratie in der Sowjetunion. Ein sozialgeschichtlicher Versuch über die Anfangsphase des Stalinismus (1928-1934), Wiesbaden 1988 (<i>Uli Schöler</i>)	S. 283
Helmut F. Pfanner, Exile in New York. German and Austrian Writers after 1933, Detroit 1983; 1935 New York 1937. Reden und Dokumente der Schriftstellerkongresse. Hrsg. und eingel. von Eberhard Brüning, Berlin/DDR 1984 (<i>Ursula Langkau-Alex</i>)	S. 284
Irmgard Steinisch, Arbeitszeitverkürzung und sozialer Wandel. Der Kampf um die Achtstundenschicht in der deutschen und amerikanischen Eisen- und Stahlindustrie 1880-1929, Berlin 1986 (<i>Heinz Reif</i>)	S. 286
Geschichte der Sozialistischen Arbeiter-Internationale (1923-1940). Autorenkoll. unter der Leitung von Werner Kowalski, Berlin/DDR 1985 (<i>Willy Buschak</i>)	S. 288
MITTEILUNGEN	S. 290
PROJEKTFRAGEBOGEN	S. 291

Autoren dieses Heftes:

Heinz Boberach, Dr. phil., Leitender Archivdirektor (am Bundesarchiv) a.D., Erfurter Straße 34, D-5400 Koblenz.

Horst Dieter Braun, Jeverstraße 17, D-1000 Berlin 41.

Hans-Ulrich Ludewig, Dr. phil., Akademischer Oberrat am Historischen Seminar der Technischen Universität Braunschweig, Schleinitzstraße 13, D-3300 Braunschweig.

Walter Mühlhausen, Dr. phil., Wissenschaftlicher Mitarbeiter der Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte, Untere Straße 27, D-6900 Heidelberg

Shlomo Shafir, PHD, Zeithistoriker und Herausgeber der Zeitschrift „Gesher“, 4 Rotenberg Street, Jerusalem 91042, Israel.

ISSN 0046-8428

INTERNATIONALE WISSENSCHAFTLICHE KORRESPONDENZ ZUR GESCHICHTE DER DEUTSCHEN ARBEITERBEWEGUNG (Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes: Historische Kommission zu Berlin e.V., Kirchweg 33, D-1000 Berlin 38.

Redaktion: Gerhard Beier, Franz Jean Frohn, Gunter Krüschet (verantw.), Peter Lösche, Walter Momper (z.Z. beurlaubt), Dirk H. Müller.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Gunter Krüschet.

Anschrift der Redaktion: Historische Kommission zu Berlin, IWK-Redaktion, Kirchweg 33, D-1000 Berlin 38, Tel.: 0 30 / 816 001 41 (Direktwahl) 816 001-0 (Zentrale)

Vertrieb: Verlag Berliner Vereinszeitungen, Dudenstr. 22, D-1000 Berlin 61.

Die IWK wird regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS“ des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstr. 30, D-5300 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfasseramen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Historische Kommission alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe, sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin (West)

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).

Preise ab 1.1.1983: Einzelheft DM 20,—, Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 15,—, jeweils zuzüglich einer Pauschale für Versandkosten von DM 1,50. Jahresabonnement DM 67,—, Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 40,—, jeweils zuzüglich DM 5,— für Versandkosten. Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung auf das Postgirokonto Historische Kommission — Sonderkonto L, Nr. 21 55 15-105, beim Postgiroamt Berlin (West). Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Geschäftsjahres (IWK-Jahrgang) gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Geschäftsjahr (IWK-Jahrgang). Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 13-19/20, und Jg. 10 (1974) — Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H.1 und 4 und Jg. 15 (1979)ff.

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 4 vom 1.5.1985.

VON DER GERICHTSKLAGE ZUR BETRIEBSSCHLISSUNG. KONFLIKTE IN DER BRAUNSCHWEIGER METALLINDUSTRIE 1918/19

Von Hans-Ulrich Ludewig

Die Forschungen über das Verhältnis von Arbeitgebern und Arbeitnehmern während der Revolutionszeit 1918/19 haben sich bisher überwiegend auf die institutionalisierten Beziehungen zwischen Unternehmern und Gewerkschaften auf Reichsebene (Zentralarbeitsgemeinschaft) konzentriert.¹ In der Sozialisierungsfrage, einem weiteren Prüfstein der „industrial relations“, interessierten mehr die Vorstellungen der Arbeiterparteien und Räteorganisationen, sowie die blockierende, allenfalls inhaltende Politik der Reichsregierung als die Reaktionen der Unternehmer.² Immer noch wissen wir für die Revolutionszeit wenig über Konflikte zwischen „Kapital“ und „Arbeit“ auf betrieblicher Ebene.³

Zwei Konfliktfälle im Land Braunschweig wollen wir zum Anlaß nehmen, das Verhältnis zwischen Unternehmern, Arbeiterschaft und Staat zu untersuchen; für den überschaubaren Raum eines deutschen Kleinstaates, wirtschaftlich weit entwickelt, geprägt von hochspezialisierten Betrieben des Maschinenbaus und der Fertigungsindustrie; für einen Zeitraum, der die nachrevolutionäre Phase des Sommers und Herbstes 1919 mit einbezieht, als die Kontrahenten günstige Positionen für die künftige Wirtschafts- und Sozialpolitik zu besetzen versuchten.

Mit Jahresbeginn 1919 trat die revolutionäre Bewegung, die Braunschweig Anfang November 1918 als eine der ersten deutschen Großstädte erreicht hatte, in eine entscheidende Phase. Auf Straßen und in Betrieben, auf Versammlungen und in Amtsstuben, auf Flugblättern und in Zeitungen stritten die unterschiedlichsten politischen Gruppen um den weiteren Verlauf der Revolution. Um die Revolution ging es auch in einem Verfahren, das von der breiten Öffentlichkeit wenig beachtet wurde, gleichwohl das politische Geschehen im Land Braunschweig wesentlich beeinflusste: Vor dem Landgericht Braunschweig fand sich die Revolution auf der Anklagebank.

Mitte Januar 1919 reichten 24 Braunschweiger Firmen Klage gegen die Braunschweiger Revolutionsregierung ein. Sie sahen in den Eingriffen der Regierung in das Wirtschaftsleben ihre Rechte als Unternehmer aufs Schwerste bedroht. Der Rechtsstreit entzündete sich an der von der Revolutionsregierung angeordneten Abschaffung der Akkordarbeit beim größten Braun-

1 Vgl. die wegweisenden Arbeiten von Gerald D. Feldman, jetzt zusammengestellt in: Gerald D. Feldman, *Vom Weltkrieg zur Weltwirtschaftskrise. Studien zur deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte 1914-1932*, Göttingen 1984; ferner: Gerald D. Feldman und Heidrun Homburg, *Industrie und Inflation. Studien und Dokumente zur Politik der deutschen Unternehmer 1916-1923*, Hamburg 1977; Gerald D. Feldman und Irmgard Steinisch, *Industrie und Gewerkschaften 1918-1924. Die überforderte Arbeitsgemeinschaft*, Stuttgart 1985; Hans Schieck, *Der Kampf um die deutsche Wirtschaftspolitik nach dem Novembersturz 1918*, Phil. Diss., Heidelberg 1958; Peter Wulf, *Die Vorstellungen der deutschen Industrie zur Neuordnung der Wirtschaft nach dem 1. Weltkrieg*, in: *Zeitschrift für Unternehmensgeschichte*, Jg.32 (1987), H.1, S.23-42; Friedrich Zunkel, *Industrie und Staatssozialismus. Der Kampf um die Wirtschaftsordnung in Deutschland 1918-1924*, Düsseldorf 1974.

2 Vgl. u.a. Gerald D. Feldman, Eberhard Kolb und Reinhard Rürup, *Die Massenbewegungen der Arbeiterschaft in Deutschland am Ende des Ersten Weltkrieges (1917-1920)*, in: *Politische Vierteljahresschrift*, Jg.13 (1972), S.84-105; Wolfgang J. Mommsen, *Die deutsche Revolution 1918-1920. Politische Revolution und soziale Protestbewegung*, in: *Geschichte und Gesellschaft*, Jg.4 (1978), H.3, S.362-391; Arbeiter- und Soldatenräte im rheinisch-westfälischen Industriegebiet. *Studien zur Geschichte der Revolution 1918/19*. Hrsg. von Reinhard Rürup, Wuppertal 1975; Bernd-Jürgen Wendt, „Deutsche Revolution“ — „Labour Unrest“. Systembedingungen der Streikbewegung in Deutschland und England 1918-1921, in: *Archiv für Sozialgeschichte*, Bd.20 (1980), S.1-55.

3 Hans-Joachim Bieber, *Die Entwicklung der Arbeitsbeziehungen auf den Hamburger Großwerften zwischen Hilfsdienstgesetz und Betriebsrätegesetz (1916-1920)*, in: *Arbeiterschaft in Deutschland 1914-1918. Studien zu Arbeitskampf und Arbeitsmarkt im Ersten Weltkrieg*. Hrsg. von Gunther Mai, Düsseldorf 1985, S.77-153; Dieter Schiffmann, *Von der Revolution zum Neunstundentag. Arbeit und Konflikt bei BASF 1918-1924*, Frankfurt/M. und New York 1983.

schweiger Industriebetrieb, der Mühlenbauanstalt Amme/Giesecke/Konegen (AGK) und der Bildung von Betriebsausschüssen bei der Signalbauanstalt Jüdel.

Eine ganz andere Strategie schlug wenige Monate später in der Auseinandersetzung um die Akkordarbeit die Automobilfirma Heinrich Büssing ein. Da sich die Belegschaft weigerte, die in den Januartagen 1919 aufgehobene Akkordarbeit wieder aufzunehmen, schloß Büssing seine Firma für drei Monate und löste damit einen der schwersten Arbeitskonflikte in der Braunschweiger Geschichte aus.

Es geht bei diesen Streitfällen nicht um allgemeine Grundsatzfragen, wie sie die wirtschaftlichen Spitzenverbände auf Reichsebene diskutierten. Betroffen waren auch nicht Großbetriebe, die zunehmend die Strategie der Unternehmerverbände bestimmten. Wir begegnen auf mittlerer Handlungsebene dem Normalfall im Beziehungsgeflecht Unternehmer-Arbeiterschaft-Staat. Doch abgesehen von der Frage, in welchem Ausmaß sich der viel beschworene „Geist der Zentralarbeitsgemeinschaft“ im Alltag bei Betrieben mittlerer Größe in der Provinz durchsetzte, ist das Beispiel Braunschweig deshalb von besonderem Interesse, weil hier die politische Konstellation einige Besonderheiten aufwies, die auch für die allgemeine Geschichte der deutschen Revolution 1918/19 erhellend sein können:

Wir haben es im Freistaat Braunschweig mit einer Regierung zu tun, die von ihrer politischen Zusammensetzung und ihren programmatischen Verlautbarungen her eine entschiedenere sozialistische Wirtschaftspolitik erwarten ließ als die Reichsregierung und andere Landesregierungen. Diese Regierung wurde getragen, kontrolliert und vorwärtsgetrieben von einer Arbeiterschaft, die — das hatten die Weltkriegsjahre und die ersten Revolutionswochen gezeigt — radikaler gesinnt war als anderswo.⁴

Zu fragen ist, auf welche Weise die Unternehmer — vornehmlich der Metallindustrie — auf diese Besonderheiten reagierten, welche Strategien sie entwarfen, um ihre tatsächlich oder vermeintlich bedrohte Stellung zu sichern; wie sich unter diesen Voraussetzungen das Verhältnis zwischen Staat und Unternehmern sowie zwischen Unternehmern und Arbeiterschaft entwickelte.

Die Revolution vor Gericht

In den beiden revolutionären Machtzentren Braunschweigs, dem Rat der Volkskommissare und dem Arbeiter- und Soldatenrat, besaßen die Anhänger des linken Flügels der USPD den dominierenden Einfluß. Während der Spartakusbund in den revolutionären Organisationen durchaus präsent war, spielte die MSPD dort kaum eine Rolle. Seit den ersten Revolutionstagen erwies sich Sepp Oerter, Vorsitzender der Braunschweiger USPD und des Rates der Volkskommissare, als stärkste politische Kraft.

In den ersten Revolutionswochen stand auch in Braunschweig die Frage Rätssystem oder parlamentarische Demokratie im Mittelpunkt der Auseinandersetzungen. Gegen Jahresende rückte die Sozialisierungsfrage in den Vordergrund. Eine Arbeitslosenversammlung forderte am 19. Dezember 1918 die Sozialisierung der größeren Unternehmen.⁵

Wenig später legte die Revolutionsregierung ihr Wirtschaftsprogramm vor: Die Sozialisierung

4 Friedhelm Boll, Massenbewegungen in Niedersachsen 1906-1920. Eine sozialgeschichtliche Untersuchung zu den unterschiedlichen Entwicklungstypen Braunschweig und Hannover, Bonn 1981; Hans-Ulrich Ludewig, Das Herzogtum Braunschweig im Ersten Weltkrieg. Wirtschaft-Gesellschaft-Staat, Braunschweig 1984; Hans Wenzel, Das Revolutionsjahr 1918/19 in Braunschweig, Braunschweig 1949.

5 Braunschweigische Sozialistische Landeskorespondenz (künftig zitiert: Landeskorespondenz), Nr.3 vom 19.12.1918.

könne nicht von heute auf morgen erfolgen, da sonst ein Zusammenbruch von Handel und Industrie zu befürchten sei. Allerdings müßten Arbeiter und Angestellte das Recht erhalten, Industrie und Handel unter ihre Kontrolle zu bringen. Nicht Verstaatlichung, sondern Produktionskontrolle durch die Arbeiter lautete die Devise der Braunschweiger Regierung.⁶ Diese Konzeption war einerseits eine Absage an weitergehende Sozialisierungsforderungen des linken Flügels der Braunschweiger Räte, aber auch eine deutliche Antwort auf die Verordnung der Reichsregierung vom 23.12.1918. Diese regelte im Anschluß an das Hilfsdienstgesetz aus dem Jahre 1916 die Kompetenzen der Arbeiterausschüsse neu, beschränkte sie allerdings auf soziale Angelegenheiten ohne weitergehende Mitbestimmung bzw. Mitwirkung an der Betriebsleitung.⁷ Wollte die Braunschweiger Revolutionsregierung ihre Pläne durchsetzen, waren Eingriffe in Unternehmerrechte unvermeidlich. Dementsprechend herrschte erhebliche Unruhe in Unternehmerkreisen.

Bis dahin kennzeichnete vorsichtiges Abwarten gegenüber der Revolution die Haltung der Unternehmer. Sie arbeiteten bereitwillig in den paritätisch besetzten Demobilisierungsausschüssen mit. Die ersten Bekanntmachungen der Handelskammer bezeichneten die Funktionsfähigkeit der Betriebe und die Wiedereingliederung der heimkehrenden Soldaten in den Arbeitsprozeß als vorrangige Aufgaben. Anfang Dezember 1918 kritisierte der Industrieausschuß, in dem alle großen Werke des Landes vertreten waren, die „fortgesetzt steigenden Lohnforderungen“, die zusammen mit einer „stark verminderten Arbeitslust“ eine ernste Gefahr für die Wirtschaft darstellten. Auslandsaufträge würden ausbleiben, der Inlandsmarkt angesichts hoher Preise zurückhaltend reagieren, Entlassungen und Betriebsschließungen seien daher kaum zu vermeiden.⁸ Ende Dezember 1918 schlossen die Wirtschaftliche Vereinigung der Metallindustrie Braunschweig/Wolfenbüttel einerseits, der Deutsche Metallarbeiterverband, der Holzarbeiterverband und der Fabrikarbeiterverband (Braunschweig) ein Abkommen, das Rahmenbedingungen für künftige Tarifvereinbarungen festlegte.⁹ Hier bahnte sich auf regionaler Ebene eine die Autonomie der Tarifparteien betonende Zusammenarbeit an, ganz im Sinne des Stinnes-Legien-Abkommens. Umso alarmierender wirkten zur Jahreswende die Meldungen, daß nicht eine der vielen revolutionären Gruppen die Machtposition der Unternehmer erschüttern wollte, sondern die Landesregierung selbst. Da der Rat der Volksbeauftragten in Berlin größere Eingriffe in die Wirtschaft ablehnte, zeichnete sich zudem ein Konflikt zwischen dem Reich und Braunschweig ab, der durchaus zu einer wirtschaftlichen Isolierung des Kleinstaates führen konnte.

In den ersten Januartagen spitzte sich die politische Lage in Braunschweig zu. Am 6. Januar zogen Arbeiter der Firma AGK protestierend vor das Landtagsgebäude. Gerüchte um Entlassungen hatten die Belegschaft aufgebracht. Die Arbeiter forderten die Rücknahme der Entlassungen, die Abschaffung der Akkordarbeit und die Errichtung von Betriebsarbeiterräten.¹⁰ Daraufhin kam es am nächsten Tag in der Firma AGK zu Verhandlungen zwischen der Revolutionsregierung, der Firmenleitung und Belegschaftsvertretern. Seitens der Regierung ver-

6 Landeskorrespondenz, Nr.8 vom 27.12.1918 und Nr.12 vom 4.1.1919; vgl. auch Friedhelm Boll, Massenbewegungen, a.a.O., S.286ff.

7 Reichsgesetzblatt, Jg.1919, S.1456ff. Vgl. hierzu auch: Hans-Joachim Bieber, Gewerkschaften in Krieg und Revolution. Arbeiterbewegung, Industrie, Staat und Militär in Deutschland 1914-1920, 2 Bde, Hamburg 1981.

8 Bericht über die außerordentliche Vollversammlung der Handelskammer Braunschweig am 9.12.1918, in: Monatsschrift für Handel und Industrie, Jg.1919, H.4-5, S.5f.

9 Dieses Abkommen findet sich in den Akten „Prozesse der Industrie gegen den Braunschweigischen Staat“, in: Niedersächsisches Staatsarchiv Wolfenbüttel (künftig zitiert: StA Wf), Bestand 12ANEu13, 27002.

10 Landeskorrespondenz, Nr.15 vom 7.1.1919.

langte Sepp Oerter die Bildung eines Betriebsausschusses, dem das gesamte Werk unterstehen sollte. „Er regelt alle Fragen des technischen, kaufmännischen und des Arbeitsbetriebes. Dem Betriebsausschuß untersteht das ganze Werk der Firma AGK. Er hat die Kontrolle über das gesamte Werk. Ihm untersteht ferner die Kontrolle aller Lohnfragen, der Entlassungen, die Regelung der Arbeitszeit und die Sicherung der im Betrieb angelegten Kapitalien. Der Betriebsausschuß sorgt weiter dafür, daß die sich ergebenden Überschüsse eine gerechte Verteilung und Verwendung finden. Die sich ergebenden Überschüsse werden im Interesse der Arbeiter und Angestellten verwendet“. Oerter sprach dem Betriebsausschuß Kompetenzen zu, die weit über die Bestimmungen der Reichsverordnung vom 23.12.1918 hinausgingen und auch mit dem Abkommen der Braunschweiger Tarifvertragsparteien nicht vereinbar waren. Prompt verwies der Firmeninhaber, Ernst Amme, auf beide Vereinbarungen. Er prophezeite bei einer Realisierung der Oerterschen Forderungen den Ruin seiner Firma und kündigte Schadensersatzansprüche gegenüber der Regierung an. Die Verhandlungen erhielten insofern eine Wende, als der Vertreter der Belegschaft erklärte, es gehe ihr in erster Linie um die Abschaffung der Akkordarbeit und um die Beschaffung von Kohle und Rohstoffen zur Aufrechterhaltung des Betriebes. Plötzlich stand die Akkordarbeit im Mittelpunkt. Oerter griff diese Forderung sogleich auf, während er die Sozialisierungsfrage zurückstellte. Als Amme die Abschaffung der Akkordarbeit als Bruch bestehender Verträge bezeichnete, beschwor Volkskommissar Eckardt das neue Recht der Revolution: „bindende Abmachungen und Gesetze gebe es nicht mehr, da die Arbeiterschaft einfach die Ketten der Verträge gesprengt habe ohne Rücksicht auf Organisationen“. Die Verhandlungen zogen sich hin. Als die Firmenleitung schließlich der Abschaffung der Akkordarbeit und der Wahl eines Betriebsausschusses zustimmte, geschah dies mit dem Hinweis, der Streikdrohung seitens der Belegschaft nachgeben zu müssen.¹¹ Zwar blieb die Rechtslage weiterhin ungeklärt, doch entspannte sich die Situation in Braunschweig durch die Wiederaufnahme der Arbeit ganz erheblich; zumal wenige Tage später auf Intervention Oerters auch bei der Eisenbahnsignalbauanstalt Jüdel ein Betriebsausschuß eingesetzt wurde.¹²

Die Gegenmaßnahmen der Unternehmer ließen nicht lange auf sich warten. Am 16. Januar 1919 — die revolutionären Unruhen erreichten nach der Ermordung Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts auch in Braunschweig einen Höhepunkt — wandten sich 24 Braunschweiger Industriebetriebe als Mitglieder des Vereins Braunschweiger Metallindustrieller an das Landgericht Braunschweig — ein ungewöhnlicher Vorgang angesichts der bürgerkriegsähnlichen Verhältnisse im Land. Wohl zum ersten Mal mußte ein deutsches Gericht über einen derartigen Streitfall entscheiden. Die Klageschrift forderte, daß die Eingriffe der Regierung zur Abschaffung der Akkordarbeit sowie die Aktionen, die darauf hinausliefen, die Betriebe „durch Gewalt- und Zwangsmaßnahmen oder entgegen den geltenden Reichs- und Landesgesetzen zu vergesellschaften“, für rechtsunwirksam erklärt würden. Die Regierung habe gegen bestehende Gesetze verstoßen, insbesondere gegen die Paragraphen 134, 138, 823, 826 des BGB, gegen § 32 der Braunschweigischen Landschaftsordnung (aus dem Jahre 1832) sowie gegen die Bestimmungen der Reichsverfassung. Die Anklageschrift verlangte, jedem Kläger denjenigen Schaden zu ersetzen, der ihm durch Eingriffe der Regierung entstanden sei oder noch entstehen werde. Die große Zahl der Kläger, über den Kreis der unmittelbar Betrof-

11 Protokoll der Verhandlungen, in: StA Wf, 12ANeu13, 2702.

12 Volksfreund (Organ der USPD) vom 15.1.1919; Friedhelm Boll, Massenbewegungen, a.a.O., S.286ff.

fenen hinaus, erklärte man mit weiteren noch zu erwartenden Eingriffen der Regierung und dem legitimen Bedürfnis nach Rechtssicherheit seitens der Unternehmer.¹³ Begleitet wurde das Gerichtsverfahren von Berichten in der bürgerlichen Presse über Auftragsrückgänge bei Braunschweiger Firmen und über mögliche Betriebsstillegungen angesichts der wachsenden Unsicherheit.¹⁴ Die sozialdemokratische Presse sprach von Panikmache. Oerter spottete über den „Aufstand der Advokaten“. Es sei das Wesen jeder Revolution, bestehende Gesetze zu beseitigen, neue Zustände zu schaffen. Auf politischem Gebiet sei dies auch nicht umstritten. Aber die Braunschweiger Arbeiterschaft und die Regierung hätten erkannt, daß es mit der politischen Umwälzung nicht getan sei, daß ihr die wirtschaftliche folgen müsse. Der erste Schritt hierzu sei die Bildung von Betriebsräten; sie machten dem „Herr-im-Haus“-Standpunkt ein Ende. „Deshalb sind die Herren Unternehmer über die Einrichtung von Betriebsräten sehr erbittert. Sie protestieren, sie jammern. Sie langieren Zeitungsartikel in der Tagespresse. Sie kündigen das Ende der Welt und noch verschiedenes andere mehr; und endlich sie prozessieren, sie klagen“.¹⁵

Das Gerichtsverfahren blieb nicht ohne Einfluß auf die Regierungspolitik. Die Regierung beauftragte ihren Gesandten in Berlin über dortige Sozialisierungspläne zu berichten; der angekündigte Gesetzentwurf über Betriebsräte ließ auf sich warten und wurde schließlich — wie noch zu zeigen ist — in einer gegenüber den Oerterschen Vorstellungen deutlich abgeschwächten Form veröffentlicht.

Zunächst jedoch war die Regierung erfolgreich. Am 6. Februar 1919 wies die 1. Zivilkammer des Landgerichts die Klage der Unternehmer zurück. Nach Meinung der Richter hätten die beklagten Regierungsmitglieder keine amtliche Anordnung zur Abschaffung der Akkordarbeit bzw. zur Sozialisierung erlassen; sie hätten lediglich versucht, das Einverständnis der Firmenleitung zu erwirken und dies auch nicht mit Zwang. Rechtswidrig sei das Vorgehen der Regierung deshalb nicht, weil die Arbeitsverträge, in denen der Akkordlohn festgesetzt war, nur persönliche Rechte zwischen Unternehmern und Arbeitern konstituierten; sie konnten von der Regierung nicht verletzt werden, da diese nicht Vertragspartei war. Es müsse den Volkskommissaren geglaubt werden, daß sie überzeugt waren, die Lohnverhältnisse bei AGK und die Betriebsorganisation bei der Signalbauanstalt seien zum Nachteil der Arbeitnehmer, und die Gerechtigkeit erfordere eine Änderung der Verhältnisse. Wenn die Volkskommissare „aus dieser Überzeugung heraus ein freilich mit der jetzigen Gesetzgebung im Widerspruch stehendes, von größeren Volkskreisen aber ebenfalls für richtig gehaltenes Programm gegenüber den Klägerinnen vertraten [. . .], so handelten sie auch nicht gegen die guten Sitten“.¹⁶ (Auf den entsprechenden Paragraphen im BGB hatten sich die Kläger berufen). — Diese, die neuen politisch-gesellschaftlichen Verhältnisse bemerkenswert positiv beurteilende Entscheidung hielt der Berufungsklage der Unternehmer nicht stand.

Anfang April 1919 — in Braunschweig spitzte sich die revolutionäre Krise unmittelbar vor der Proklamation des Generalstreiks dramatisch zu — wies das Oberlandesgericht das erstinstanzliche Urteil in den wesentlichen Punkten zurück: Die Volkskommissare hätten sich nicht an die geltenden Reichs- und Landesgesetze gehalten. Die Firmenleitung von AGK habe bei der Abschaffung der Akkordarbeit einzig und allein dem Druck der Staatsgewalt nachgegeben.

13 StA Wf, Bestand 12ANeu13, 27002 (Anklageschrift).

14 Vgl. die Berichte in der Braunschweigischen Landeszeitung und den Braunschweiger Neuesten Nachrichten.

15 Volksfreund vom 24.1.1919.

16 Urteil des Landgerichts vom 6.2.1919, in: StA Wf, Bestand 12ANeu13, 27003.

Verstöße gegen § 826 BGB lägen insofern vor, als die Beamten in Unterstützung der einen Vertragspartei die andere zum Abschluß eines für diese ungünstigen Vertrages veranlaßt hätten. Da Akkordarbeit durchwegs höhere Erträge liefere, sei die Schadensersatzforderung an den Staat rechtens. Unrecht sei auch die Einsetzung eines Betriebsausschusses bei der Signalbauanstalt, zumal dessen Kompetenzen weit über die in der Reichsverordnung vom 23.12.1918 vorgesehene Regelung hinausgingen. Das Gericht entschied, daß der Landesfiskus den Firmen AGK und Jüdel denjenigen Schaden zu ersetzen habe, der ihnen durch die Abschaffung der Akkordarbeit und durch die Einsetzung eines Betriebsausschusses entstanden sei. Abgewiesen wurden allerdings die nicht unmittelbar betroffenen Kläger, da durch bloße Äußerungen von Regierungsmitgliedern kein nachweisbarer Schaden entstanden sei.¹⁷

Nunmehr legte die Regierung Berufung ein. Möglichkeiten für einen Vergleich wurden ausgelotet; doch die Bemühungen des Präsidenten der Handelskammer scheiterten im Sommer 1919. Die Unternehmer wollten ihre Entschädigungsforderungen nur unter der Bedingung fallenlassen, daß die Regierung ihren Einspruch zurückziehe, das Urteil also uneingeschränkt anerkenne. Die Regierung glaubte ein alleiniges Verschulden des Staates gegenüber den Unternehmern nicht zugeben zu können, umso weniger, als ihre politische Basis durch das Ausscheiden der USPD aus der Regierung gerade reduziert worden war. Das Urteil lieferte den Unternehmern Argumente für ihre Kampagne gegen das Braunschweigische Betriebsrätegesetz, dessen Verabschiedung in diesen Wochen unmittelbar bevorstand.¹⁸ Darüber hinaus zeichneten sich bei zwei weiteren Großbetrieben, Büssing und Luther, schwere Konflikte wegen der Akkordarbeit ab.

Im Februar 1920 bestätigte der 1. Zivilsenat des OLG das Urteil vom 4. April 1919. Nachdem auch das Reichsgericht als letzte Instanz Anfang Oktober 1920 den Schadensersatzanspruch der beiden Unternehmen anerkannt hatte, ging es in einem zweiten, sich über mehrere Jahre hinziehenden Verfahren um die Höhe der Schadenssumme.¹⁹

Die Firma AGK forderte vom Staat 6,2 Millionen Reichsmark mit der Begründung: a) in der akkordlosen Zeit habe der Betrieb erheblich weniger produziert, d.h. der Produktionsapparat konnte weniger gewinnbringend ausgenutzt werden; b) die in der akkordlosen Zeit zurückgestellten Aufträge mußten zu einer Zeit nachgeholt werden, als Lohn- und Materialkosten erheblich angestiegen waren. Demgegenüber wies die Regierung darauf hin, daß die Beibehaltung der Akkordarbeit zu Streikaktionen und damit erst recht zu Produktionseinbußen geführt hätte. Jetzt hatten die technischen und betriebswirtschaftlichen Experten das Wort. Gutachten folgten Gegengutachten, verbissen kämpfte jede Seite um den kleinsten Vorteil. Das Gericht erließ Zwischenurteile, erneute Vergleichsverhandlungen zwischen Staat und Firma scheiterten. Das am 2.10.1924 verkündete Urteil wies die Klage auf Posten a) zurück, verpflichtete den Staat auf Posten b) zur Zahlung von 60 000 Goldmark nebst Zinsen. Beide Seiten legten Berufung ein; der Staat wollte eine gänzliche Klageabweisung, AGK forderte 1 Million Goldmark. Als bei den Landtagswahlen im Dezember 1924 in Braunschweig erstmals ein rein bürgerliches Kabinett die Regierung übernahm, besserten sich die politischen Voraussetzungen für einen Kompromiß. Nach einem Sühnetermin beim Präsidenten

17 Urteil des Oberlandesgerichts vom 4.4.1919, in: StA Wf, Bestand 12ANeu13, 27003.

18 Der Schriftwechsel zwischen dem Präsidenten der Handelskammer Braunschweig und Ministerpräsident Heinrich Jasper befindet sich in: StA Wf, Bestand 12ANeu13, 27003.

19 Urteil des Oberlandesgerichts vom 12.2.1920, in: StA Wf, Bestand 12ANeu13, 27003. Im Januar 1923 kam es zwischen der Firma Jüdel und dem Braunschweigischen Staat zu einem Vergleich.

des Oberlandesgerichts und weiteren Verhandlungen kam es im September 1925 zur Einigung: Der Staat zahlte der Firma AGK 234 000 Goldmark — deutlich mehr als im Ersturteil — und übernahm die nicht unerheblichen Gerichtskosten.²⁰

Die Dauer und die Härte des Rechtsstreites waren ungewöhnlich. Zweifellos spielten vor allem in der späteren Phase Prestigegesichtspunkte eine Rolle; weder die Regierung noch die Firma AGK wollten ihr Gesicht verlieren. Zu Beginn des Konfliktes allerdings ging es um mehr: Es sollte gerichtlich geklärt werden, ob sich die Regierung bei ihren Handlungen allein auf die revolutionäre Legitimation ihrer Herrschaft berufen konnte, oder ob sie bestehende Reichs- und Landesgesetze beachten mußte. Besondere Brisanz enthielt der zu klärende Sachverhalt insofern, als es sich bei den Regierungsmaßnahmen um Eingriffe des Staates in den Privatbereich, in die Eigentumsrechte von Unternehmen, zu handeln schien. Damit läßt sich der Rechtsstreit einordnen in die Auseinandersetzung um die Betriebsverfassung, die von den Unternehmern an mehreren Fronten geführt wurde.

Der Büssing-Konflikt

Auch dieser Konflikt läßt sich bis in die ersten Januartage 1919 zurückverfolgen. Am 8. Januar vereinbarten der neu gebildete Arbeiterausschuß und die Direktion der Automobilwerke Büssing, die Akkordarbeit durch Lohnarbeit zu ersetzen. Im Mai kam die Firmenleitung nach Prüfung der Produktionsleistung zu dem Schluß, daß die Akkordarbeit wieder eingeführt werden müßte, wollte der Betrieb gegenüber anderen Automobilwerken nicht ins Hintertreffen geraten. Der Betriebsausschuß erkannte die Notwendigkeit gleicher Arbeitsbedingungen innerhalb der Branchen an und kündigte dementsprechende Verhandlungen mit den Belegschaften der übrigen Automobilwerken an. Eine Konferenz der Betriebsausschüsse aller Automobilfirmen Anfang Juli in Frankfurt kam in dieser Frage jedoch zu keinem Ergebnis.²¹ Im Juli mehrten sich die Anzeichen, daß die Unternehmer in Braunschweig einen härteren Kurs einschlagen würden. Als die Belegschaft der Maschinenbauanstalt Luther die Beibehaltung der 45-Stunden-Woche forderte, kündigte die Direktion der gesamten Belegschaft zum 2. August. Erst als die Arbeiter auf ihre Forderungen verzichteten, nahm die Firma die Kündigungen zurück. Gerüchte um eine Stilllegung gab es seit einiger Zeit auch bei der Firma Büssing. Mit der Lohnzahlung am 1. August 1919 erhielten die Büssing-Arbeiter ein Schreiben der Firmenleitung, das sie ultimativ zur Wiederaufnahme der Akkordarbeit aufforderte. Das Ende der Staatsaufträge — so die Begründung — verschärfe den Wettbewerb in der Automobilbranche. Die Firma könne nicht konkurrenzfähig bleiben, da sämtliche deutschen LKW-Fabriken im Akkord arbeiteten. Büssing erwartete bis zum 7. August eine zustimmende Antwort, andernfalls werde er die gesamte Belegschaft mit 14tägiger Kündigungsfrist zum 23.8. entlassen.²² Eine am selben Tag einberufene Betriebsversammlung beschloß, sofort in passive Resistenz zu treten.²³ Schien für kurze Zeit eine einvernehmliche Lösung noch möglich, so eskalierte wenig später der Konflikt wegen der Weigerung Heinrich Büssings, den

20 Prozeßakten, in: StA Wf, Bestand 12ANeu13, 27002/27003.

21 Vgl. hierzu den Bericht in: Der Sozialdemokrat (Organ der Braunschweiger Mehrheitssozialdemokratie) vom 4.8.1919. Erste Hinweise zum Büssing-Konflikt bei Friedhelm Boll, Massenbewegungen, a.a.O., S.298ff. Über den Konflikt gibt es nur spärliches Aktenmaterial. Gleichwohl läßt sich durch die Auswertung der Braunschweiger Presse ein anschauliches Bild gewinnen. Vgl. auch, einseitig die Unternehmerposition vertretend, Ernst Valentin, Heinrich Büssing und sein Werk, Braunschweig o.J. [1927]; ferner: Horst Hausen, Heinrich Büssing — ein Porträt, in: H. Büssing, Mensch, Werk, Erbe. Hrsg. von der MAN-Nutzfahrzeug GmbH München, Göttingen 1986, S.84f.

22 Braunschweigische Landeszeitung vom 5.8.1919.

23 Der Sozialdemokrat vom 4.8.1919.

Lohn für die Resistenzzeit — wie ursprünglich zugesichert — zu zahlen. Eine Betriebsversammlung lehnte nunmehr endgültig die gestellten Forderungen ab, worauf Büssing den Betrieb bereits am 13.8. schloß, die Löhne allerdings bis zum Ablauf der Kündigungsfrist (23.8.) zahlte.

Die Schließung eines der größten Braunschweiger Betriebe — das war ein dramatischer Schritt, selbst in diesen unruhigen Monaten. Der „Volksfreund“, das Organ der USPD, sprach von einer Provokation nicht nur der Braunschweiger Arbeiterschaft, sondern der des ganzen Reiches. „Die Firma hat aus den Kriegsanleihen ungeheure Summen bezogen. Jetzt, wo sie genug verdient zu haben glaubt, zieht sie sich zurück und setzt 1500 Arbeiter, mitten in der Zeit der größten Arbeitslosigkeit, aufs Pflaster. Das durch den Krieg bis aufs Hemd ausgebeutete deutsche Volk hat den Kriegsgewinnler Büssing zum Krösus gemacht und jetzt verschwindet dieser mit seiner Millionenbeute als ob es ein Butterbrot wäre.“²⁴ Es gab aber auch andere Stimmen: Die bürgerlichen Zeitungen druckten Zuschriften ab, in denen sich Büssing-Arbeiter vom Vorgehen des Betriebsausschusses distanzieren. Insbesondere hätten sich ältere über die Radikalität der jüngeren, ungelernten Arbeiter, die den Betriebsausschuß beherrschten, beklagt.²⁵

Nach den ersten Tagen der Verunsicherung auf beiden Seiten begannen die Schlichtungsverhandlungen mit einem Streit um Zuständigkeiten. Während der Betriebsausschuß den staatlichen Schlichtungsausschuß anrief, den das kurz zuvor verabschiedete Braunschweiger Betriebsrätegesetz vorsah, beharrte die Firma Büssing auf der Schlichtungsregelung, die das uns schon bekannte Abkommen zwischen Arbeitgeberorganisationen und Gewerkschaften von Ende Dezember 1918 eingeführt hatte. Der Büssing-Konflikt läßt sich somit auch als Antwort des Unternehmers Büssing auf die Braunschweiger Rätegesetzgebung verstehen. Nach tagelangem Tauziehen trafen sich die Parteien vor dem staatlichen Schlichtungsausschuß. Anfang September fällte er seinen Schiedsspruch: Die Firma sei solange berechtigt, den Betrieb zu schließen, wie die Rentabilität des Unternehmens durch „Verweigerung der zeitgemäßen Akkordarbeit“ gefährdet sei. Erkläre sich die Arbeiterschaft zur Einführung der Akkordarbeit bereit, müsse die Firma grundsätzlich die gesamte Belegschaft wieder einstellen. Maßregelungen dürften nicht stattfinden. Über die Art des Akkords, ob Einzel- oder Gruppenakkord oder Pensumsystem, solle zwischen den beteiligten Parteien verhandelt werden.

Über die Annahme des Schiedsspruches kam es innerhalb der Büssing-Arbeiterschaft zu erregten Diskussionen. Für die Annahme plädierte der Vorsitzende des örtlichen Metallarbeiterverbandes mit dem Hinweis, daß andernfalls die Erwerbslosenunterstützung wegfalle; entristete Gegenstimmen kamen aus dem linken Lager der Büssing-Arbeiter. Insbesondere Paul Gmeiner, führender Vertreter der Braunschweiger KPD, griff den Schlichtungsausschuß scharf an. Unterstützung erhielt die radikale Richtung vom „Zentralrat“ in Berlin, der sich als oberste Interessenvertretung sämtlicher bei den deutschen Automobilwerken beschäftigten Arbeiter verstand. Er forderte die Büssing-Arbeiter zum Durchhalten auf, da ihr Kampf von prinzipieller Bedeutung für die gesamte deutsche Metallindustrie sei. In geheimer Abstimmung lehnte schließlich die große Mehrheit der Arbeiter den Schiedsspruch ab.²⁶ Auch

²⁴ Volksfreund vom 14.8.1919.

²⁵ Der Sozialdemokrat vom 19.8.1919; Braunschweigische Landeszeitung vom 21.8.1919.

²⁶ Volksfreund vom 4.9. und vom 7.9.1919. Der Zentralrat der Automobilarbeiter in Berlin, über den sich in der Literatur nichts finden läßt, wurde offensichtlich von radikalen Kräften beherrscht. Einzelne Redner in den Versammlungen in Braunschweig hielten seine Strategie für wirkungsvoller als die der Gewerkschaften.

Heinrich Büssing verweigerte die Zustimmung. Er machte Front gegen die Aufforderung des Schlichtungsausschusses, bei Wiederaufnahme der Akkordarbeit die gesamte Belegschaft wieder einzustellen.²⁷

Wie von einigen Gewerkschaftsführern befürchtet, führte die Ablehnung des Schiedsspruches durch die Belegschaft zur Einstellung der Arbeitslosenunterstützung. Nach der Reichsverordnung vom 13.11.1918 sollten nur arbeitswillige Personen, die infolge des Krieges ohne Arbeit blieben, Unterstützung erhalten. Im Fall Büssing hatte der Fürsorgeausschuß der Stadt Braunschweig die Erwerbslosigkeit der Büssing-Arbeiter als Kriegsfolge angesehen und Beihilfe gewährt. Mit der Ablehnung des Schiedsspruches sah der Ausschuß aber die Arbeitswilligkeit als nicht mehr gegeben.²⁸

Da örtliche Einigungsversuche angesichts der tiefen Gegensätze zwischen den Konfliktparteien aussichtslos waren, zog das Reichsarbeitsministerium die Schlichtung an sich. Der dort gebildete Schlichtungsausschuß erklärte die Kündigung als ordnungsgemäß. Eine zeitgemäße Form der Stücklohnarbeit sei wirtschaftlich berechtigt und durchaus nicht unsozial; über die geeignetste Form sollte zwischen der Firma und dem alten Arbeiterausschuß verhandelt werden. Auch müsse die Firma sämtliche Arbeiter, einschließlich der Funktionäre, wieder einstellen, bevor auf fremde Arbeiter zurückgegriffen würde. Maßregelungen dürften auf keinen Fall stattfinden.²⁹ Während die Büssing-Arbeiter dem Schiedsspruch nach erneuten heftigen Auseinandersetzungen zustimmten, machte Büssing Einwände geltend: Die Firma werde nicht alle Arbeiter einstellen, sondern in erster Linie die am 1. August 1914 bei ihr beschäftigten Kriegsteilnehmer, soweit nicht im einzelnen wichtige Gründe dagegen sprächen. Verhandeln wollte man nur mit dem von den wiedereingestellten Arbeitern neu gewählten Betriebsausschuß.³⁰ Spätestens jetzt wurden die eigentlichen Motive für Büssings rigides Vorgehen deutlich. Es ging gar nicht vorrangig um die Wiedereinführung der Akkordarbeit; Büssing wollte freie Hand bei der Auswahl der Belegschaft. Er wollte sich vor allem von den jüngeren, im Krieg neu eingestellten, meist radikalen Arbeitern trennen, die auch den alten Betriebsausschuß beherrscht hatten. Dessen Ausschaltung hatte für Büssing Priorität.

Ende Oktober begann Büssing, neue Arbeiter anzuwerben. Die Eingestellten mußten sich schriftlich zur Einhaltung von Arbeitsbedingungen verpflichten, die vom Verband Braunschweiger Metallindustrieller einheitlich festgelegt wurden.³¹ Die Situation spitzte sich zu, als Arbeitswillige durch Streikende am Betreten des Firmengeländes gehindert wurden, worauf Verbände der Landeseinwohnerwehr die Arbeitswilligen schützen mußten. In dieser Phase der Auseinandersetzung erhielt Büssing Unterstützung von seinen Angestellten. Sie verlangten die sofortige Wiederaufnahme der Arbeit, kritisierten die Zustände vor der Betriebsstilllegung und distanzierten sich vom bisherigen Betriebsausschuß, dem sie eine unzulässige Politisierung des Betriebes vorwarfen. Berücksichtigt man die kritischen Stimmen älterer Büssing-Arbeiter gegenüber der Konfliktstrategie der Mehrheit, so war die Spaltung der Belegschaft offensichtlich.³²

27 Der Sozialdemokrat vom 7.9.1919.

28 Volksfreund vom 12.9.1919.

29 Der Schiedsspruch findet sich in allen Braunschweiger Zeitungen vom 20.9.1919.

30 Braunschweiger Allgemeiner Anzeiger vom 27.9.1919.

31 In der bürgerlichen Presse erschien an mehreren Tagen ein Aufruf Büssings „An meine Arbeiterschaft“, in dem er zur Wiederaufnahme der Arbeit aufforderte.

32 Braunschweigische Landeszeitung vom 28.9.1919. Die Stellungnahme der Büssing-Angestellten wurde aufs heftigste von den „Vereinigten Angestellten-Ausschüssen der Metallindustrie Braunschweigs“ kritisiert.

Zwischenzeitlich hatte der Braunschweiger Demobilmachungskommissar, bei dem die Büssing-Arbeiterschaft den Antrag für eine Verbindlichkeitserklärung gestellt hatte, die Sache zur erneuten Verhandlung an das Reichsarbeitsministerium verwiesen. Dieses bestätigte seine Erstentscheidung in den wesentlichen Punkten. Büssing lehnte den Schiedsspruch erneut ab. Nunmehr versuchte die Braunschweigische Regierung zu vermitteln. Büssing erklärte sich bereit, alle Arbeiter wieder einzustellen mit Ausnahme von sechs namentlich genannten Ausschußmitgliedern. Als sich die Belegschaft mit diesen solidarisierte, waren die Verhandlungen an einem toten Punkt angelangt.³³ Ein Angebot des Demobilmachungskommissars, persönlich, außerhalb des abgeschlossenen Schlichtungsverfahrens zu vermitteln, lehnte Büssing brüsk ab; obwohl der Kommissar den Schiedsspruch des Reichsarbeitsministerium nicht für verbindlich erklärt und festgestellt hatte, daß das geltende Recht ein „Verbot der Stilllegung eines Betriebes unter ordnungsmäßiger Kündigung der Arbeiter oder eine Verpflichtung des Betriebsinhabers, einen stillgelegten Betrieb zu eröffnen“ nicht kennt.³⁴ Doch Büssing wollte mehr: keine weitere Zusammenarbeit mit dem alten Arbeiterausschuß.

Da viele Arbeiter seinem Aufruf, die Arbeit unter seinen Bedingungen aufzunehmen, nachkamen, verbesserte sich Büssings Position von Tag zu Tag. Anfang November versuchte der alte Arbeiterausschuß noch einmal, alle Braunschweiger Arbeiter für seine Sache zu mobilisieren. In einer Massenversammlung wies der Vorsitzende des Metallarbeiterverbandes auf die Bedeutung dieses Arbeitskampfes hin: Der Konflikt bei Büssing müsse durchgefochten werden, „denn, wenn wir dort den Betriebsausschuß fallen lassen, werden die Ausschüsse in den anderen Betrieben von den Arbeitgebern nicht mehr anerkannt“. Über die einzuschlagende Strategie herrschte jedoch tiefste Uneinigkeit. Während die Gewerkschaften zur Besonnenheit mahnten, forderten die kommunistischen Redner zu Massenaktionen, zum Generalstreik auf. Tatsächlich fand ein entsprechender Antrag in der Versammlung eine Mehrheit. Doch der Aufruf stieß sowohl beim Gewerkschaftskartell wie bei den übrigen Firmenausschüssen auf größte Zurückhaltung. Das Kartell suchte in Verhandlungen mit dem Verband der Metallindustriellen zu einer Lösung zu kommen. Als auch diese scheiterten, kam ein letztes Mal Kampfstimmung auf; nochmals sprach sich eine Mehrheit der versammelten Büssing-Arbeiter für die Fortsetzung des Kampfes aus. Doch es war angesichts der Resignation vieler Arbeiter ein letztes Aufbäumen. Wenige Tage später, am 17. November, drei Monate nach der Stilllegung des Betriebes, beschloß eine Belegschaftsversammlung, die Arbeit zu Büssings Bedingungen wieder aufzunehmen.³⁵

Büssing hatte sich in allen wesentlichen Streitfragen durchgesetzt: Er konnte sich „seiner“ Belegschaft aussuchen, er konnte sich von den radikalen Belegschaftsmitgliedern trennen, vor allem vom bisherigen Betriebsausschuß. Damit war der seit Jahren zu beobachtende Radikalisierungsprozeß der Büssing-Arbeiterschaft — Büssingarbeiter standen an der Spitze der Streikbewegung 1916/17, sie gehörten zu den aktivsten Gruppen im November 1918 und spielten eine entscheidende Rolle bei den Massenaktionen von Januar bis April 1919 — fürs erste zum Stillstand gekommen. Für längere Zeit kam es weder bei Büssing noch in den anderen Betrieben der Braunschweiger Metallindustrie zu größeren Arbeitskämpfen. Der kompromißlosen Haltung Büssings hatten die Arbeiter im Herbst 1919 nichts entgegensetzen. Im

33 Vgl. die Berichterstattung der Braunschweiger Presse am 6.10., 16.10. und 24.10.1919.

34 Schreiben des Demobilmachungskommissars an den Arbeiterausschuß der Firma Büssing, sowie das Antwortschreiben Büssings, in: Volksfreund vom 29.10.1919.

35 Vgl. die Presseberichterstattung am 29.10., 4.11. und am 18.11.1919.

Gegenteil: Je länger der Konflikt dauerte, desto heftigere Spannungen brachen innerhalb der Belegschaft auf. Unübersehbar waren die Differenzen zwischen Arbeitern und Angestellten. In der Arbeiterschaft machte sich vor allem bei den Älteren zunehmende Skepsis gegenüber den radikaleren, jüngeren Wortführern breit.

Fast gleichzeitig mit dem Büssing-Konflikt kam es in der Berliner Metallindustrie zu einem ähnlich erbittert geführten Arbeitskampf, der sich an Lohnfragen und an der Schaffung von unterschiedlichen Lohnklassen entzündete. Streiks und Aussperrungen, Versuche über Schiedssprüche eine Einigung zu erreichen, staatliche Vermittlungsbemühungen, Spannungen zwischen der Gewerkschaftsführung und der Basis, prägten die Auseinandersetzungen ähnlich wie in Braunschweig. Auch der Berliner Konflikt endete mit einer Niederlage der Arbeiterschaft.³⁶

Das Verhalten der Braunschweiger Arbeiterorganisationen im Büssing-Konflikt war sehr unterschiedlich: Während die SPD den Konflikt eher distanziert beobachtete, unterstützte die USPD die Büssing-Arbeiterschaft wesentlich entschiedener, ohne sich die Ziele des Arbeiterausschusses jedoch rückhaltlos zu eigen zu machen. Die kleine Braunschweiger KPD-Gruppe drängte auf Verschärfung des Konfliktes, gipfelnd in der Agitation für den Generalstreik. Der hiesige Metallarbeiterverband erwies sich bei aller Solidarität als mäßigendes Element. Es gelang ihm allerdings nicht, die Bewegung in seinem Sinn zu kontrollieren. Immer wieder setzte sich der Arbeiterausschuß mit seinen radikaleren Forderungen in den Versammlungen durch. Vorwürfe, wie „Gewerkschaftsbonzen“, „Bremser“, signalisierten erhebliche Unzufriedenheit mit den Gewerkschaften. Es scheint auch zu Übertritten ins Lager der Syndikalisten gekommen zu sein.³⁷ Demgegenüber konnte sich Büssing auf eine geschlossene Front im Lager der Metallindustriellen stützen. Die Wiedereinführung der Akkordarbeit lag im Interesse aller Unternehmer; offensichtlich hatten sich die Mitglieder des Verbands Braunschweiger Metallindustrieller bei hoher Geldstrafe verpflichtet, keine Büssingarbeiter einzustellen.³⁸ Im Gefolge des Büssing-Konfliktes nahm Anfang Oktober der zweite Braunschweiger Großbetrieb, Amme/Giesecke/Konegen, die Akkordarbeit wieder auf.

Damit hatten die Unternehmer das von der Arbeiterschaft in den zurückliegenden Monaten beanspruchte Mitwirkungsrecht bei der Festlegung der Arbeitsbedingungen zurückgewiesen. Daß es um die Festigung des unternehmerischen Entscheidungsspielraums ging, zeigten Büssings hartnäckige Forderungen, über Einstellungen allein zu bestimmen und seine strikte Weigerung, mit dem radikalen Betriebsausschuß zusammenzuarbeiten. Mit der Entlassung dieses Betriebsausschusses war für Büssing die Revolution endgültig überwunden. Stellvertretend für die Unternehmer kämpfte er gegen den Versuch der Braunschweiger Revolutionsregierung, mittels Betriebsausschüssen die Mitbestimmungsrechte der Arbeiter in den Betrieben zu stärken und somit die Betriebsverfassung entscheidend zu verändern. Der Büssing-Konflikt muß damit auch vor dem Hintergrund des massiven Widerstandes der Braunschweiger Wirtschaft gegen die Rätepolitik der hiesigen Regierung gesehen werden.

36 Vgl. Hans-Hermann Hartwich, Arbeitsmarkt, Verbände und Staat 1918-1933, Berlin 1967, S.80ff; Correspondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands, Jg. 1919, S.541ff und S.558ff.

37 Vgl. hierzu die knappen Hinweise bei Friedhelm Boll, Massenbewegungen, a.a.O., S.300f. Von der Gründung einer Arbeiterunion spricht der Versammlungsbericht im Sozialdemokrat vom 15.9.1919. Anfang Februar 1920 kam es im Braunschweiger Gewerkschaftskartell zu einer Diskussion um die Haltung zur Arbeiterunion, alles in allem recht spärliche Belege für die Existenz syndikalistischer Organisationen in Braunschweig.

38 Neuste Nachrichten vom 29.10.1919.

Das Braunschweiger Betriebsrätegesetz

An der Jahreswende 1918/19 begann die Braunschweiger Revolutionsregierung mit der Realisierung ihrer Sozialisierungspläne. In einer ersten Phase sollten Arbeiter- und Angestelltenausschüsse die Betriebe in Industrie und Handel kontrollieren, d.h., „auf die Gestaltung, die Entwicklung des ganzen inneren und äußeren Betriebes mitbestimmend und leitend einwirken“. Sie sollten mitentscheiden bei der Einstellung und Entlassung von Belegschaftsmitgliedern, bei der Regelung der Arbeitszeit, bei der Lohnfestsetzung, der Beschaffung von Rohmaterialien und Aufträgen sowie bei der Verteilung des Betriebsüberschusses.³⁹ Mit der von ihr veranlaßten Bildung von Betriebsausschüssen bei Jüdel, AGK und Büssing signalisierte die Regierung ihren Willen, Eingriffe in die Betriebsverfassung vorzunehmen. Ihre Politik unterschied sich damit deutlich von der der Reichsregierung oder anderer Landesregierungen, die in dieser Frage gar nicht oder sehr zögernd handelten. Sie stand demgegenüber in bemerkenswertem Einklang mit den Forderungen, welche die Arbeiter in den westlichen, mitteldeutschen und oberschlesischen Industrieviere aufgestellt hatten.⁴⁰

Gegen die Eingriffe des Staates in ihre unternehmerischen Selbstbestimmungsrechte wandten sich die Braunschweiger Metallindustriellen mit ihrer Klage vor dem Landgericht. Gleichzeitig zeichneten Berichte und Kommentare in der bürgerlichen Presse ein düsteres Zukunftsbild der Braunschweiger Wirtschaft angesichts der Wirtschaftspolitik der Regierung. Und die Handelskammer schrieb: „Auswärtige Fabrikanten und Kaufleute beobachten gegenüber Braunschweig eine gewisse Zurückhaltung. Man hat den Eindruck, als ob sie bei der Zuweisung von Rohstoffen, bei der Zusendung von Waren, bei der Zuteilung von Aufträgen neuerdings zögern und zurückhalten. Man ist auch bei der Gewährung von Krediten im allgemeinen zurückhaltender geworden. Die auswärtigen Wirtschaftskreise werden durch die in unserer Stadt vorweg in Angriff genommenen Sozialisierungsversuche stark abgeschreckt und in unserem Land selbst macht sich eine Neigung zur Abwanderung bemerkbar. Grundsätzliche Umformungen des Wirtschaftslebens können von einem kleinen Bundesland allein nicht durchgeführt werden. Die Gefahr einer Isolierung und Erschütterung der gesamten wirtschaftlichen Grundlagen unseres Landes ist außerordentlich folgenswer.“⁴¹

Angesichts der Proteste aus der Wirtschaft und den Rechtsstreit vor Augen, bemühte sich die Regierung, schnellstmöglich eine gesetzliche Regelung für die Betriebsräte zu schaffen. Ende Januar legte sie einen Gesetzentwurf vor, den der Arbeiter- und Soldatenrat intensiv diskutierte. Am 15. Februar verkündete der Arbeiter- und Soldatenrat Braunschweig das „Gesetz über die Einrichtung von Betriebsausschüssen und Betriebsräten in gewerblichen Betrieben“.⁴² Danach hatte der Betriebsrat bei der Festsetzung der Löhne, der Gehälter und der Arbeitszeiten sowie bei der Einstellung und Entlassung von Arbeitern und Angestellten mitzuentscheiden; er sollte darüber wachen, daß die Aufträge in sachgemäßer, der Allgemeinheit dienender Weise durchgeführt würden, und daß nichts unterlassen werde, um nutzbringende Aufträge für den Betrieb zu beschaffen. Zu diesem Zweck mußten dem Betriebsrat oder einem vom Betriebsrat zu bestimmenden Treuhänder die erforderlichen Auskünfte und Ein-

39 Landeskorespondenz vom 27.12.1918 und vom 4.1.1919.

40 Zur Geschichte der Betriebsrätebewegung in der Revolution vgl. Peter von Oertzen, *Betriebsräte in der Novemberrevolution*, 2. Aufl., Bonn 1976; Hans-Joachim Bieber, *Gewerkschaften . . .*, a.a.O.; Heinrich Potthoff, *Gewerkschaften und Politik zwischen Revolution und Inflation*, Düsseldorf 1979.

41 Das Schreiben der Handelskammer, in: StA Wf, Bestand 12ANeu13, 8458.

42 Braunschweiger Allgemeiner Anzeiger vom 15.2.1919. Der Regierungsentwurf von Ende Januar 1919, in: StA Wf, Bestand 12ANeu7a, 1402.

blick in die einschlägigen Unterlagen und Geschäftsbücher gewährt werden. Bei Konflikten zwischen Arbeitgeber und Betriebsrat sollte eine beim Landesarbeitsamt errichtete Spruchkammer die Entscheidung fällen. Die einzelnen Mitglieder des Betriebsrates hatten ihr Amt niederzulegen, sobald mindestens 50% der Arbeiter und Angestellten es verlangten. Gegenüber dem von der Regierung eingebrachten Entwurf hatte der Arbeiter- und Soldatenrat zwei Änderungen vorgenommen: Er hatte die bloße Mitwirkung des Betriebsrates durch ein Mitentscheidungsrecht ersetzt und die vorgesehene Beschränkung der Aufsichtstätigkeit im Produktionsbereich auf die Zeit der wirtschaftlichen Demobilmachung fallengelassen — die Kompetenz des Betriebsrates also deutlich erweitert. Das Braunschweiger Gesetz gab dem Betriebsrat damit wesentlich mehr Rechte als die Reichsregierung den Räten zuzugestehen bereit war. Bewußt ging es von der Autonomie des Betriebsrats aus, ohne die Gewerkschaften zu erwähnen — Ausdruck der dominierenden Stellung, die sich die Räte auf Kosten der Gewerkschaften während der zurückliegenden Wochen in Braunschweig erkämpft hatten. Das Gesetz hatte nur einen Fehler: Es war — aus nicht zu klärenden Gründen — nicht unterzeichnet und konnte deshalb nicht in Kraft treten. Die fehlende Unterschrift des Arbeiter- und Soldatenrates nutzte das Landesparlament, das sich am 10. Februar konstituierte, um die alleinige Gesetzgebungskompetenz des Arbeiter- und Soldatenrates generell und in dieser Frage zurückzuweisen. Die vorläufige Verfassung vom 22. Februar beließ dem neu zu wählenden Landesarbeiterrat nur noch das Recht des aufschiebenden Einspruchs gegen Beschlüsse und Gesetze der Landesversammlung; zudem erhielt er das sehr vage formulierte Recht, die Sozialisierung vorzubereiten. Auf eine Entmachtung der Räte drängte vor allem die MSPD, die am 18. Februar 1919 in die Regierung eintrat. Dadurch erhielt die Regierung Oerter zwar eine breitere parlamentarische Mehrheit, außerhalb des Parlaments aber radikalisierte sich die Arbeiterschaft, enttäuscht von der Kompromißbereitschaft der bisherigen Regierung und über die ausbleibenden Reformen, insbesondere hinsichtlich der Sozialisierung. Dominierenden Einfluß auf die Arbeiterschaft gewannen jetzt die Vertrauensleute der Großbetriebe und die Betriebsausschüsse. Sie riefen, zusammen mit dem Aktionsausschuß, — dem von den Betrieben neu gewählten revolutionären Koordinierungsgremium — für den 9. April 1919 zum Generalstreik auf. Eine der zentralen Forderungen der Arbeiterschaft war die sofortige Vorbereitung der Sozialisierung durch Einsetzung von Betriebsräten in sämtlichen industriellen Unternehmungen.

Als Antwort auf den Generalstreik organisierte das Bürgertum einen Abwehrstreik. Eisenbahn- und Postbeamte, Bankangestellte, Ärzte und Apotheker legten die Arbeit nieder; die meisten Geschäfte blieben geschlossen. Braunschweig stand am Rande des Bürgerkrieges.⁴³ Angesichts der führenden Rolle der Betriebsausschüsse bei diesem Generalstreik reagierten die bürgerlichen Parteien gegenüber einer gesetzlichen Regelung der innerbetrieblichen Mitbestimmung noch zurückhaltender als zuvor. Zumal die Unternehmer sahen sich durch die Apriltage in ihrer ablehnenden Haltung gegenüber den Betriebsausschüssen bestätigt.

Ende April 1919 — die Braunschweiger Arbeiterschaft hatte mit dem Scheitern des Generalstreiks und dem Einmarsch der Maercker-Truppen eine schwere Niederlage erlitten — diskutierte die Landesversammlung den von der Regierung vorgelegten Entwurf eines Betriebsräte-

43 Vgl. Friedhelm Boll, *Massenbewegungen*, a.a.O., S.289ff und die Berichterstattung im *Volksfreund* und der *Braunschweigischen Landeszeitung*.

gesetzes. Er war übrigens identisch mit dem im Februar 1919 verabschiedeten „Gesetz“. Nach der ersten Lesung wurde die Vorlage an den Ausschuß für Handel und Gewerbe überwiesen.⁴⁴

Von Anfang an nahmen die Unternehmer und ihre Organisationen Einfluß auf das Gesetzgebungsverfahren. Bereits nach der Veröffentlichung des „Gesetzes“ vom 15.2.1919 protestierten führende Industrielle in einem Schreiben an das Parlament: Das Gesetz sei, da es dem Parlament nicht vorgelegen habe, verfassungswidrig und verstoße darüber hinaus gegen bestehende Reichsgesetze. Die Braunschweiger Industrie werde mit allen Mitteln „gegen eine Vergewaltigung, wie sie das erwähnte Gesetz mit ihr vorhat“, Front machen. Die Firmen hätten sich verpflichtet, gegebenenfalls sämtliche Betriebe auf unbestimmte Zeit zu schließen, bis Wandel geschaffen sei.⁴⁵ — Sehr schnell hatten die Braunschweiger Unternehmer ihr durch die Revolution erschüttertes Selbstvertrauen wiedergefunden. Gerüchte um Betriebsstillegungen gab es in diesen Wochen immer wieder, bis im Sommer Büssing tatsächlich zu dieser Maßnahme griff.

Als der parlamentarische Ausschuß für Handel und Industrie seine Arbeit aufnahm, sah er sich einer Fülle von Eingaben aus der Wirtschaft gegenüber. Besonderes Gewicht besaßen die Stellungnahmen des Vereins Braunschweiger Metallindustrieller, der Wirtschaftlichen Vereinigung Braunschweiger Industrien, der Vereinigung Braunschweiger Arbeitgeberverbände sowie renommierter Firmen wie Voigtländer und Grotian. Die Äußerungen ähnelten sich weitgehend, so daß von einer gemeinsamen Willensbildung der Unternehmer auszugehen ist. Schwerste Bedenken erhoben sie gegen die vorgesehenen Kompetenzen des Betriebsrates. Ein Mitentscheidungsrecht bei der Einstellung und Entlassung von Arbeitern und Angestellten führe zu einem Qualitätsverlust der Belegschaft, da Freundschaften, Gefälligkeiten und Eifersüchteleien die Entscheidungen beeinflussen würden. Um bei der Auftrags- und Rohstoffbeschaffung mitzuwirken, fehle es den Betriebsausschüssen an qualifizierten Mitarbeitern. Auf strikte Ablehnung stieß das Recht des Betriebsrates auf Einblick in die Geschäftsbücher; damit sei der Betriebsspionage Tür und Tor geöffnet. Aktiengesellschaften würden diese Eingengung ihrer Entscheidungskompetenz mit der Verlegung der Firmenleitung nach außerhalb des Landes beantworten. Bedenken erhoben die Unternehmer auch gegen die Wahlmodalitäten: Agitatorisch begabte, einer Organisation verpflichtete Belegschaftsmitglieder würden die Arbeiter dominieren; daß bereits die Hälfte der Arbeiter oder Angestellten eine Neuwahl von Ausschußmitgliedern erzwingen könnte, verhindere ein kontinuierliches Arbeiten und mache den Ausschuß von demagogischen Wortführern abhängig. — Alle Stellungnahmen waren sich einig, die gesetzliche Regelung dem Reich zu überlassen. Sollte das Land dennoch tätig werden, dann dürfte der Betriebsrat allenfalls diejenigen Befugnisse erhalten, welche die Reichsverordnung vom 23.12.1918 dem Betriebsausschuß zubilligte.⁴⁶

Diese Eingaben blieben nicht ohne Wirkung auf den Ausschuß. Der dem Landtag Mitte Juli 1919 vorgelegte Gesetzentwurf schränkte die Rechte des Betriebsrates gegenüber der Regierungsvorlage deutlich ein: Ein Mitentscheidungsrecht bei der Auftrags- und Rohstoffbeschaffung sowie der Auftragsausführung besaß der Betriebsrat nicht mehr. Das Recht, Einblick in

44 Verhandlungen der Landesversammlung des Freistaates Braunschweig 1919/20, Sitzung vom 30.4.1919, S.1094ff.

45 Antragsbegründung des Abgeordneten und Fabrikdirektors Müller-Schöll vom 19.2.1919, in: StA Wf, Bestand 23ANeul, 1532.

46 A.a.O.

die Geschäftsbücher zu nehmen, galt nur noch für alle die Arbeitnehmer berührenden Betriebsvorgänge, soweit dadurch nicht Betriebs- und Geschäftsgeheimnisse gefährdet würden. Der Arbeitgeber mußte den Betriebsrat über den Auftragsbestand unterrichten. Neben der Mitwirkung an Wohlfahrtseinrichtungen und bei der Durchführung der Arbeitsschutzbestimmungen sollte der Betriebsrat über die Durchführung der Tarifverträge wachen und, soweit eine tarifvertragliche Regelung nicht bestand, mit dem Arbeitgeber Löhne, Arbeitszeiten und sonstige Arbeitsverhältnisse im Einvernehmen mit den beteiligten wirtschaftlichen Verbänden der Arbeitnehmer vereinbaren. Damit wurde erstmals in diesem Gesetzgebungsverfahren auf die Rolle der Gewerkschaften verwiesen. Entlassungen von Arbeitern und Angestellten konnten nur im Einverständnis mit dem Betriebsrat erfolgen; bei der Einstellung sollte er mitwirken. Im Konfliktfall konnte der zuständige Schlichtungsausschuß angerufen werden. Unzulässig war die Maßregelung von Arbeitnehmern wegen Wahrnehmung wirtschaftlicher und politischer Interessen. Eine Neuwahl der Mitglieder des Betriebsausschusses fand statt, sobald zwei Drittel (in der Regierungsvorlage 50%) der Arbeiter oder Angestellten es verlangten.⁴⁷ — Trotz der vorgenommenen Angleichung an die auf Reichsebene diskutierten Modelle bot das Braunschweiger Gesetz den Betriebsräten mehr Rechte als das nach heftigen Diskussionen im Januar 1920 verabschiedete Reichsbetriebsrätegesetz.⁴⁸

In den Plenumsdebatten des Braunschweiger Landtages wurden inhaltliche Fragen nicht mehr diskutiert. Nach wie vor gab es aber Meinungsverschiedenheiten über den Sinn einer einzelstaatlichen Regelung angesichts des zu erwartenden Reichsgesetzes. Sepp Oerter, Initiator der Betriebsrätebewegung in Braunschweig, plädierte energisch für eine sofortige Verabschiedung des Gesetzes. Es gebe Anzeichen, daß einige Braunschweiger Unternehmer ihre Betriebe trotz guter Auftragslage schließen wollten mit der Begründung, es werde nicht genügend Arbeit geleistet. In Wahrheit gehe es aber um eine Machtprobe mit der Arbeiterschaft. Bei einem gültigen Betriebsrätegesetz wäre eine Kündigung bzw. eine Schließung des Betriebes ohne Zustimmung des Betriebsrates nicht möglich. In seiner Erwiderung stellte der Abgeordnete und Fabrikdirektor Wangelin fest, daß eine Betriebsschließung durch das Gesetz nicht verhindert werden könne, da sich an der privatrechtlichen Stellung des Unternehmers, an seiner alleinigen Verfügungsberechtigung nichts ändere; im übrigen sei die Schließung eines Großbetriebes ohne ersichtliche wirtschaftliche Notlage undenkbar.⁴⁹

Eine Woche später kündigte Büssing der gesamten Belegschaft und schloß seinen Betrieb. Das Betriebsrätegesetz war zu diesem Zeitpunkt noch nicht in Kraft. Damit gab Büssing unmißverständlich zu verstehen, daß er selbst kleinsten Ansätzen einer innerbetrieblichen Mitbestimmung gänzlich ablehnend gegenüberstand. Büssing stand mit dieser Haltung nicht allein.

47 Drucksache 158 der Verhandlungen der Landesversammlung des Freistaates Braunschweig 1919/20. Der Entwurf wurde mit geringfügigen Veränderungen am 24. Juli 1919 als Gesetz von der Landesversammlung verabschiedet; es trat am 4. August in Kraft. Vgl. Gesetz- und Verordnungs-Sammlung für die Braunschweigischen Lande, Jg. 1919, S. 225ff.

48 Im Braunschweiger Gesetz war die Mitsprache des Betriebsrates bei der Entlassung von Belegschaftsmitgliedern eindeutiger geregelt, desgleichen die Mitwirkung bei der Einstellung. Der Betriebsrat konnte über „alle die Arbeitnehmer berührenden Betriebsvorgänge“ vom Arbeitgeber Aufschluß verlangen; das Reichsgesetz formulierte einschränkender: „über alle den Dienstvertrag und die Tätigkeit der Arbeitnehmer berührenden Betriebsvorgänge“. Eine Abwahl der Mitglieder des Betriebsausschusses war in Braunschweig im Unterschied zum Reich möglich. Das Verbot, Arbeitnehmer wegen Wahrnehmung politischer und wirtschaftlicher Interessen zu maßregeln, fehlte im Reichsgesetz. Zum Reichsbetriebsrätegesetz vgl. Heinrich Potthoff, Gewerkschaften, a.a.O. S. 141ff. und ders., Betriebsräte und Gewerkschaften, in: Protokoll der Verhandlungen des Ersten Reichskongresses der Betriebsräte Deutschlands und Erster Reichsbetriebsräte-Kongreß für die Metallindustrie, Reprint, Berlin und Bonn 1981.

49 Verhandlungen der Landesversammlung 1919/20, S. 3172ff und S. 3182ff.

Sofort nach Verabschiedung des Gesetzes wandten sich die Braunschweiger Unternehmer an den Gesamtverband Deutscher Metallindustrieller; dieser ersuchte den Reichsarbeitsminister, die Veröffentlichung des Gesetzes zu verhindern, „weil bei späterer Ablösung durch Reichsgesetze Beunruhigung in der Arbeiterschaft befürchtet wird, und weil das Beispiel der undurchführbaren und die Industrie zerstörenden Bestimmungen des braunschweigischen Gesetzes die Gefahr von Unzuträglichkeiten für das ganze Reich in sich birgt“. Der Minister lehnte eine Intervention ab, da erst nach Inkrafttreten der Reichsverfassung das Arbeitsrecht Gegenstand der ausschließlichen Zuständigkeit des Reiches werde.⁵⁰

In den folgenden Monaten setzten die Braunschweiger Unternehmer in Erwartung der reichsgesetzlichen Regelung auf Zeitgewinn. Sie behinderten die Bildung von Betriebsräten und drohten den bestehenden Betriebsräten mit Schadenerstanzforderungen, falls diese gemäß den Bestimmungen des Braunschweiger Betriebsrätegesetzes in betriebliche Angelegenheiten eingreifen sollten.⁵¹ Erst als die Verabschiedung des Reichs-Betriebsrätegesetzes unmittelbar bevorstand, ließen die Aktivitäten der Unternehmer nach.

Die beschriebenen, auf unterschiedlichen Ebenen ablaufenden Vorgänge erwiesen sich als eng aufeinander bezogen und voneinander abhängig. Vor Gericht, im Parlament und im Betrieb führten Braunschweiger Industrielle während des Jahres 1919 den Kampf um ihre Stellung als allein bestimmende Unternehmer. Von Anfang an war die Frage der Arbeitsgestaltung, hier in Form der Akkordarbeit, verknüpft mit der Errichtung von Betriebsausschüssen. Arbeiter- und Angstelltenausschüsse sollten die Kontrolle über den Produktions- und Geschäftsbereich der Betriebe ausüben, als ersten Schritt auf dem Weg zur Sozialisierung. Es war dieser Versuch einer Betriebskontrolle durch Arbeitnehmer, der die Unternehmer zutiefst beunruhigte, umso mehr als in Braunschweig die Regierung selbst die Eingriffe in die Wirtschaft initiierte. Die Braunschweiger Revolutionsregierung begnügte sich nicht mit dem politischen Systemwechsel, sie machte Ernst mit der Umgestaltung auch der Wirtschaftsverfassung — ein Vorhaben, das anderswo zum Programm der revolutionären Basis gehörte. Diese Konstellation machte es für die Braunschweiger Unternehmer wenig aussichtsreich, sich wie im Reich und in anderen Einzelstaaten an die jeweilige Regierung zu wenden, um Sozialisierungsversuche schon in ihren Anfängen abzuwehren. Die in diesen Monaten auf Reichsebene praktizierte Zusammenarbeit zwischen Unternehmern und Gewerkschaften zur Abwehr revolutionärer Massenbewegungen erwies sich in Braunschweig angesichts der radikalen Arbeiterschaft und der starken Stellung der Räte als wenig erfolgsversprechend. Da blieb in den ersten Januarwochen 1919 nur der Weg zum Gericht. Dieser angesichts der verworrenen Verhältnisse ungewöhnliche Schritt zeigte die Entschlossenheit der Unternehmer, ihre alleinige Entscheidungskompetenz in betrieblichen Angelegenheiten in keiner Weise einschränken zu lassen. Wesentlich kompromißbereiter verhielt sich die Industrie bei Lohnforderungen; sie rührten eben nicht an die bestehende Wirtschafts- und Sozialordnung. Die Zurückweisung der Klage durch das Landgericht und die fast gleichzeitig erfolgte erste Veröffentlichung des Betriebsrätegesetzes ließen die Unternehmer enger zusammenrücken. Mitte Februar 1919 kam es zur Gründung der Vereinigung der braunschweigischen Arbeitgeberverbände; führende Industrielle kündigten gegen die Wirtschaftspolitik der Regierung

⁵⁰ StA Wf, Bestand 12ANeu7a, 1402.

⁵¹ Zahlreiche Rundschreiben der Firmenleitungen an ihre Betriebsräte, sowie Protestschreiben von Betriebsräten gegen die Behinderung ihrer Arbeit, in: StA Wf, Bestand 12ANeu7a, 1402.

gemeinsame Maßnahmen an, bis hin zu Betriebsstillegungen. In den folgenden Wochen änderten sich die politischen Rahmenbedingungen. Auf Reichsebene war mit größeren Eingriffen in der Wirtschaft endgültig nicht mehr zu rechnen. In Braunschweig trat die MSPD in die Regierung ein, und das Landesparlament setzte sich als alleiniges Gesetzgebungsorgan gegenüber dem Arbeiter- und Soldatenrat durch. Das Scheitern des Generalstreiks und der Einmarsch der Maercker-Truppen schwächte den dominierenden Einfluß der radikalen Betriebsausschüsse und der Vertrauensleute der Großbetriebe. Als auch das Oberlandesgericht der Klage der Unternehmer im Revisionsverfahren stattgab, hatte sich deren Position entscheidend verbessert. Ihre Politik konzentrierte sich nun auf das parlamentarische Verfahren für ein Betriebsrätegesetz. Zwar konnten die zahlreichen Eingaben aus Kreisen der Industrie wesentliche Veränderungen bewirken, doch enthielt das im Sommer 1919 verabschiedete Betriebsrätegesetz Mitspracherechte für die Belegschaft, die vielen Unternehmern zu weit gingen.

Die Schließung der Automobilwerke Büssing muß über den konkreten Anlaß hinaus als Antwort auf das Betriebsrätegesetz gesehen werden. Büssing wollte zeigen, daß er als Unternehmer allein über die Arbeitsbedingungen entscheiden, daß er sich „seine“ Belegschaft aussuchen, daß er sich von einem ihm nicht genehmen Betriebsrat jederzeit trennen konnte. Die kompromißlose Haltung Büssings signalisierte ein neues Selbst- und Machtbewußtsein der Braunschweiger Industrie. Bezeichnenderweise scheiterten in diesen Tagen auch Vermittlungsbemühungen im Rechtsstreit der Firmen Amme/ Giesecke/Konegen und Jüdel mit dem Braunschweigischen Staat. Somit haben wir es beim Büssing-Konflikt nicht mit einem weitgehend entpolitisierten, „auf das lohnpolitische Normalmaß“⁵² reduzierten Arbeitskampf zu tun, sondern mit einer die Sozialverfassung elementar berührenden Auseinandersetzung zwischen Kapital und Arbeit.

Auf die Arbeiterschaft in der Metallindustrie wirkte sich die Niederlage im Büssing-Konflikt lähmend aus: Zu größeren Arbeitskämpfen kam es in dieser Branche während der folgenden Jahre nicht mehr. Die Braunschweiger Arbeiterschaft befand sich am Ende des Jahres 1919 in der Defensive, zumindest was die basisorientierte, von revolutionären Arbeiterräten, Betriebsausschüssen und Betriebsvertrauensleuten geprägte Bewegung betrifft. Die Initiative für den Generalstreik im Frühjahr 1920 als Reaktion auf den Kapp-Putsch ging dann auch von den Parteiorganisationen aus, nicht mehr von den Betrieben.

Die Braunschweiger Unternehmer handelten in den drei hier untersuchten Konflikten — der Klage gegen den Braunschweigischen Staat, dem Büssing-Streit und dem Braunschweiger Betriebsrätegesetz — offen und unmittelbar als Interessenvertreter, ohne auf die Unterstützung politischer Parteien zu setzen. Hatte sich die DDP in den Augen der Industrie zu sehr mit den Arbeiterparteien eingelassen, so vertrat der das Bürgertum dominierende Landeswahlverband eher die Interessen des alten und neuen Mittelstandes. Die der Industrie noch am nächsten stehende DVP erschien in Braunschweig erst sehr spät auf der politischen Bühne. Nur wenige Wochen blieben der linken USPD-Regierung zu Beginn des Jahres 1919, um eine sozialistische Wirtschaftspolitik in Angriff zu nehmen. Die Aufbruchstimmung verlor sich in der Auseinandersetzung mit den radikalen Gruppen der Arbeiterschaft und im Streit mit der Reichsregierung. Das Fallbeispiel Braunschweig zeigt übrigens, daß auch eine linkssozialistische Politik die Radikalisierung der Arbeiterschaft nicht verhindern konnte. Allerdings

52 So die Charakterisierung der Streiks des Sommers und Herbstes 1919 im Reich durch Bernd-Jürgen Wendt, „Deutsche Revolution“ . . . , a.a.O., S.19.

speiste sich diese Radikalisierung auch aus der Enttäuschung über den bisherigen Revolutionsverlauf auf Reichsebene und von der Furcht vor der Gegenrevolution. Das Beispiel Braunschweig zeigt auch, daß eine Wirtschaftspolitik, die über die materielle Bedürfnisbefriedigung der Arbeiterschaft hinausgehen und Eingriffe in die Entscheidungskompetenz der Unternehmensleitung vornehmen wollte, auf den entschlossenen Widerstand der Unternehmer stieß. Die Arbeitskonflikte in der Braunschweiger Metallindustrie 1919 waren ein frühes Lehrstück über die Schwierigkeiten, die eine Demokratisierung der betrieblichen Sozialverfassung in der Weimarer Republik zu erwarten hatte.

EINE AUSGESTRECKTE HAND? FRÜHE AMERIKANISCH-JÜDISCHE KONTAKTE ZU DEUTSCHEN SOZIALDEMOKRATEN IN DER NACHKRIEGSZEIT* VON SHLOMO SHAFIR

Das Verhältnis der amerikanisch-jüdischen Gemeinschaft zu Nachkriegsdeutschland und seiner Bevölkerung ist auch heute noch heikel. Trotz des Generationswechsels und des zeitlich größeren Abstandes vom Dritten Reich wird dieses Verhältnis von der Nachwirkung des Holocaust geprägt, dessen intellektuelle Aufarbeitung eigentlich erst 15 Jahre nach Kriegsende eingesetzt hat und der einer der wichtigsten Faktoren im Selbstverständnis und im geistigen Leben der größten jüdischen Diaspora geworden ist. Im allgemeinen ist dieses Verhältnis viel gespannter als das zwischen dem Staat Israel und den Israelis und der Bundesrepublik Deutschland. Diese viel mehr pragmatischen Beziehungen sind von der Abhängigkeit des sich trotz seiner militärischen Stärke ständig bedroht fühlenden Staates von politischer und wirtschaftlicher Unterstützung beeinflußt worden, wobei der Bundesrepublik als solcher wie auch als eines der führenden Mitglieder der Europäischen Gemeinschaft eine zentrale Rolle zukommt.¹ Hierbei waren die institutionellen und menschlichen Kontakte zwischen den deutschen Gewerkschaften und der Histadrut, zwischen der SPD und der israelischen Arbeiterpartei (seit 1968 „Avodah“, vorher „Mapai“), der ständige Strom von polit-touristischen Delegationen sowie die große Zahl der überparteilichen Städtepartnerschaften, die auch eine menschliche Annäherung ermöglichten, von großer Bedeutung.² Dieser Stand der Dinge ist mit den Beziehungen zwischen deutschen politischen und gesellschaftlichen Institutionen und amerikanisch-jüdischen Organisationen trotz des seit mehreren Jahren erfolgenden Austauschs von Delegationen des einflußreichen „American Jewish Committee“ (AJC) und der Konrad-Adenauer-Stiftung, kürzlich auch der Friedrich-Ebert-Stiftung, nicht vergleichbar. Auch zwischen amerikanisch-jüdischen Organisationen und der deutschen Arbeiterbewegung hat es schon in der frühen Nachkriegszeit Kontakte gegeben, die von historischem Interesse sind. Doch ist die Wirkung all dieser Versuche bis heute sehr begrenzt geblieben.

Die Tätigkeit der pluralistisch strukturierten amerikanisch-jüdischen Gemeinschaft, deren politischer Einfluß in den 30er und 40er Jahren auf keinen Fall mit dem von heute verglichen werden kann, und die während des Zweiten Weltkrieges der Vernichtung des größten Teils

* Dieser Aufsatz entstand im Zusammenhang mit einer ausführlichen Studie über die amerikanisch-jüdische Gemeinschaft und ihr Verhältnis zu Nachkriegsdeutschland (1945-1965), an der ich als Research Fellow des American Jewish Archives beim Hebrew Union College in Cincinnati 1987-1988 zu arbeiten begonnen habe. Dem College und dem AJA sei hiermit gedankt.

1 Vgl. dazu Lily Gardner Feldman, *The Special Relationship between West Germany and Israel*, Boston 1984, obwohl der Verf. ihrem Konzept der „special relationship“ nicht zustimmen kann.

2 Die diesem Thema gewidmete Monographie des Verf. ist nur in hebräischer Sprache erschienen: Shlomo Shafir, *Eine ausgestreckte Hand: Deutsche Sozialdemokraten, Juden und Israel 1945-1967*, Tel Aviv 1986.

des europäischen Judentums machtlos gegenüber stand,³ konzentrierte sich während der letzten Kriegsjahre sowie nach der Kapitulation des nationalsozialistischen Deutschen Reiches vornehmlich auf folgende Ziele: die Öffnung der Tore Palästinas für die jüdische Einwanderung und die Errichtung eines jüdischen Commonwealth daselbst, die Sicherung der Überlebenden der jüdischen Katastrophe in Deutschland und in anderen Ländern, die Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts, die Bekämpfung des Antisemitismus und der Nazi-Ideologie, die Abschaffung jeder Diskriminierung und aktive die Mitarbeit an den Grundlagen für eine freie und bessere Welt, die auch der Existenz der Juden zugutekommen würde. Seit 1943 hatte sich die große Mehrheit der in der „American Jewish Conference“ zusammengeschlossenen Organisationen verpflichtet, sich für die Schaffung eines jüdischen Staates in Palästina einzusetzen, der den Überlebenden der Ghettos, Konzentrationslager und anderen Verfolgten eine sichere Heimstätte garantieren würde; auch das zunächst die Staatsgründung ablehnende „American Jewish Committee“ befürwortete die Außerkraftsetzung des britischen „Weißbuchs“ vom Mai 1939, das die jüdische Einwanderung weitgehend reduzierte und von der Zustimmung der Araber abhängig machte. Ein vielleicht noch dringenderes Nahziel war das Wohlergehen der sich hauptsächlich im besetzten Deutschland und Österreich befindenden jüdischen Displaced Persons (DPs), zu denen seit Herbst 1945 viele Tausende von osteuropäischen jüdischen Flüchtlingen kamen — hauptsächlich in die amerikanische Besatzungszone.⁴

Die Wiedergutmachung des NS-Unrechts in ihren verschiedenen Formen — Rückerstattung individuellen Vermögens, Entschädigung für erlittene Verfolgung der Überlebenden oder zur Auswanderung Gezwungenen sowie kollektive Restitution an das jüdische Gemeinwesen — hatte die jüdischen Organisationen schon seit Kriegsbeginn beschäftigt. In den USA wurden diese Themen von dem angesichts der nationalsozialistischen Bedrohung 1936 in Genf gegründeten „World Jewish Congress“ (WJC) sowie vom AJC, in London und Jerusalem von der „Jewish Agency for Palestine“ bearbeitet; nach Kriegsende wurden dementsprechende Ansprüche bei den Alliierten angemeldet, die von diesen aber nur zu einem sehr geringen Teil akzeptiert wurden.⁵ Die prinzipiellen jüdischen Forderungen nach Bestrafung der Nazi-verbrecher und kompromißloser Bekämpfung des Antisemitismus waren auch mit dem Schicksal der Überlebenden verbunden, dies um so mehr, als sowohl amerikanisch-jüdische Armee-Geistliche als auch andere Besucher Deutschlands nach der Kapitulation von einem erneuten und sogar verstärkten Antisemitismus der deutschen Bevölkerung zu berichten wußten. Amerikanisch-jüdische Beobachter befürchteten gleichfalls die negativen Auswirkungen der sexuellen Kontakte der Besatzungstruppen mit deutschen Frauen auf die Mentalität der jungen amerikanischen Soldaten und durch sie auf die amerikanische Szene daheim. Das oft

3 Zur Reaktion der amerikanischen Juden während des Holocaust im besetzten Europa vgl. David S. Wyman, *The Abandonment of the Jews*, New York 1984; Henry L. Feingold, *The Politics of Rescue: The Roosevelt Administration and the Holocaust, 1938-1945*, New Brunswick 1970; Saul S. Friedman, *No Haven for the Oppressed: United States Policy toward Jewish Refugees, 1938-1945*, Detroit 1973; Richard Breitman und Alan M. Kraut, *American Refugee Policy and European Jewry 1933-1945*, Bloomington und Indianapolis 1987. Der von Seymour Maxwell Finger herausgegebene Sammelband: *American Jewry during the Holocaust*, New York 1984, enthält einige wichtige Beiträge, ist aber nicht ausgewogen. — Über die Hilfe des „Joint“ siehe Yehuda Bauer, *American Jewry and the Holocaust: The American Jewish Joint Distribution Committee, 1939-1945* Detroit 1981.

4 Aus zionistischer Sicht: Melvin I. Urofsky, *We are One! American Jewry and Israel*, Garden City N. Y. 1978, S.94-148; aus der Sicht des „American Jewish Committee“: Naomi Cohen, *Not Free to Desist: The American Jewish Committee 1906-1966*, Philadelphia 1972, S.265-298.

5 Naomi Cohen, a.a.O., S.275-281; Nana Sagi, *German Reparations: A History of the Negotiations*, Jerusalem 1980, S.14-42.

umgangene Fraternisierungsverbot entsprach sowieso nicht der Wirklichkeit und wurde deshalb bald aufgehoben.⁶

Für die Verwirklichung der zionistischen Forderung nach freier Einwanderung und Gründung eines selbständigen jüdischen Staates gab es verständlicherweise im besiegten und besetzten Deutschland keine Partner, obwohl die sich auf deutschem Boden befindenden DP's im politischen Kampf um Palästina eine bedeutende Rolle spielen sollten. Dagegen hielten wenigstens einige der amerikanisch-jüdischen Organisationen schon in der unmittelbaren Nachkriegszeit Ausschau nach konstruktiven demokratischen Kräften in Deutschland, die zur Bekämpfung der nationalsozialistischen Ideologie, des Antisemitismus und des Rassenhasses bereit waren. Die Kommunisten, die in den ersten Monaten nach der Kapitulation im antifaschistischen Rahmen mitzuwirken versuchten, kamen wegen der sich schon anbahnenden Ost-West-Spannung und ihrer Rolle in der sowjetischen Besatzungszone dafür nicht in Frage. In Betracht kamen daher hauptsächlich die wiedererstandene SPD und die Einheitsgewerkschaften, bei denen der sozialdemokratische Einfluß dominierend war. Auch die SPD ihrerseits war an diesen Kontakten interessiert. Sie erhoffte materielle und politische Unterstützung des von ihr propagierten weitreichenden Neuaufbaus Deutschlands, den die amerikanische Militärregierung nicht bejahte und demgegenüber sie den restaurativen Wiederaufbau bevorzugte.⁷ Ein wichtiges Nahziel war für die Partei ihre Rehabilitierung im internationalen sozialistischen Rahmen.⁸ Dazu kam bei Kurt Schumacher und bei anderen führenden Mitgliedern die moralische Komponente — die Pflicht zur Wiedergutmachung und der Wunsch nach Verbesserung der Beziehungen zu den Juden, trotz entschiedener Ablehnung der These von der Kollektivschuld aller Deutschen.⁹

Die Verbindungen zwischen der SPD sowie den deutschen Gewerkschaften und dem 1933 im Zuge des Kampfes gegen den Faschismus gegründeten „Jewish Labor Committee“ (JLC), eines Koordinationsausschusses jüdischer Arbeiterorganisationen, reichen noch in die Vorkriegsperiode zurück. Das JLC unter Vorsitz von B. Charney Vladeck, mit David Dubinsky, dem Präsidenten der einflußreichen Gewerkschaft „International Ladies Garment Workers Union“ als Schatzmeister, hatte deutschen Sozialdemokraten und Gewerkschaftern im Exil über die „German Labor Delegation“ (GLD), die Vertretung der Partei in New York, deren Mitglieder zum antikommunistischen rechten Flügel zählten, finanzielle Hilfe zukommen lassen. Gleichzeitig waren jüdische Gewerkschaften an der allgemeinen antifaschistischen Unterstützungskasse der „American Federation of Labor“ (AFL), dem „Chest for Liberation of Workers of Europe“, führend beteiligt. Das JLC trug 1940 zur Rettung gefährdeter Sozialisten nach der deutschen Besetzung Frankreichs bei und setzte sich zusammen mit der AFL

- 6 Über die amerikanische Armee und die DP's: Leonard Dinnerstein, *The US Army and the Jews: Policies toward the Displaced Persons after World War II*, in: *American Jewish History*, Jg.68 (1979), H.3, S.353-366; über die jüdischen Chaplains: Alex Grobman, *The American Jewish Chaplains and the Remnants of European Jewry*, PHD Dissertation, Jerusalem 1981; über die jüdischen Ratgeber der amerikanischen Armee: Chaim Gnizi, *The Adviser on Jewish affairs to the American Army and the Displaced Persons, 1945-1949*, Tel Aviv 1987 (Hebr.).
- 7 Über General Lucius D. Clays klare Bevorzugung des kapitalistischen Systems und seiner Ablehnung der Sozialisierung: John A. Maxwell, Kurt Schumacher and the United States, in: Kurt Schumacher als deutscher und europäischer Sozialist. Materialien zur politischen Bildungsarbeit, Friedrich-Ebert-Stiftung. Bearb. und eingel. von Willy Albrecht, Bonn 1988, S.152-167.
- 8 Dazu am ausführlichsten: Rolf Steininger, Deutschland und die Sozialistische Internationale nach dem Zweiten Weltkrieg. Darstellungen und Dokumentation (= Archiv für Sozialgeschichte, Beih.7), Bonn 1979; siehe auch Julius Braunthal, Kurt Schumacher und die Sozialistische Internationale, in: *Turmwächter der Demokratie*. Hrsg. von Arno Scholz und Walter S. Oschilewski, 3 Bde, Berlin 1952, Bd.1, S.510-522.
- 9 Willy Albrecht, Kurt Schumacher. Ein Leben für den demokratischen Sozialismus, Bonn 1985, S.57 und S.90; Shlomo Shafir, Das Verhältnis Kurt Schumachers zu den Juden und zur Frage der Wiedergutmachung, in: Kurt Schumacher als deutscher und europäischer Sozialist, a.a.O., S.168-187.

für die Genehmigung von Besuchervisa für Parteimitglieder ein, um sie vor den Nazis zu retten. Zeitweilig wurde auch der Londoner Exil-Parteivorstand vom JLC mit einer bescheidenen Summe unterstützt.¹⁰ Linken Sozialdemokraten im amerikanischen Exil, die der SPD wegen ihrer Abgrenzungsfurcht und ihres extremen Antikommunismus fernblieben, wurde vom jüdischen „Arbeiterring“ geholfen.¹¹

Die Exil-Sozialdemokraten in New York und in London, die mit dem JLC und dem antizionistischen jüdischen Arbeiterbund („Bund“) in Verbindung standen, traten für die Entnazifizierung, Demokratisierung und Abrüstung des zukünftigen Deutschland, für Vergesellschaftung der Schwerindustrie und des Großgrundbesitzes ein. In Anbetracht der Folgen der alliierten Reparationspolitik nach 1918 empfahlen sie aber, daß etwaige Reparationen die wieder aufzubauende deutsche Wirtschaft nicht gefährden dürften, und sie traten Gebietsabtretungen im Rahmen des Altreichs von 1937 sowie der Teilung Deutschlands in separate Besatzungszonen entgegen. Selbstverständlich lehnten sie den seit Herbst 1944 auf der amerikanischen Tagesordnung stehenden Morgenthauplan zur Entindustrialisierung und „Pastoralisierung“ Deutschlands ab.¹² Die nationalistische und extrem antikommunistische Einstellung von Friedrich Stampfer, dem früheren Chefredakteur des Berliner „Vorwärts“, und anderen New Yorker Sozialdemokraten wurde oft von liberaler jüdischer Seite, die den Geist von Jalta bejahte, kritisiert.¹³ Auch die jüdische Herkunft von Stampfer und anderen deutschen Sozialdemokraten änderte nichts an dieser Verstimmung. Dazu kam die unterschiedliche Wirkung des Genozids an den Juden Europas. Die 1943 in New York tagende Landeskonferenz deutscher Sozialdemokraten und Gewerkschafter hatte zwar „mit Entsetzen und tiefstem Mitgefühl die furchtbare Ausrottung des jüdischen Bevölkerungsanteils in Deutschland und den anderen Ländern“ auf das schärfste verurteilt;¹⁴ und in einer kurz vor Kriegsende von Stampfer formulierten Erklärung der GLD hieß es, daß die bevorstehende Verurteilung der Kriegsverbrecher durch die Alliierten die Nazis von ihrer Verantwortung für die an Deutschen begangenen Verbrechen, insbesondere an politischen Gegnern und an der jüdischen Minderheit, nicht entbinde.¹⁵ Doch solche und ähnliche Erklärungen hielten viele Juden angesichts der durch Deutsche verschuldeten größten Katastrophe der jüdischen Geschichte bei weitem nicht für ausreichend.

Nach Kriegsende erschwerte die Tatsache der Vernichtung von ca. sechs Millionen europäischer Juden psychologisch und emotional jeden menschlichen Kontakt zwischen Juden und Deutschen. Auch die Unterschiede zwischen ausgesprochenen Gegnern des Naziregimes in Konzentrationslagern, Gefängnissen und im Exil und der großen Mehrheit der deutschen Bevölkerung wurde von den jüdischen Gemeinden und Organisationen des Auslands und von

10 Über die Kontakte mit dem Jewish Labor Committee und seine Hilfe siehe Friedrich Stampfer, Mit dem Gesicht nach Deutschland. Eine Dokumentation über die sozialdemokratische Emigration. Hrsg. von Werner Link (künftig zitiert: Dokumentation), Düsseldorf 1968, S.148f., S.382f., S.386, S.388f., S.399-403, S.406, S.415, S.431, S.439, S.448, S.451f., S.470, S.473, S.515, S.518, S.520, S.543, S.557, S.560, S.574f., S.580, S.586, S.595, S.597, S.669 und S.725. Kurzes Resümee in: Internationale Gewerkschaftssolidarität 1933-1945. Hilfe der amerikanischen Gewerkschaften für ihre verfolgten deutschen Kollegen. Eine Dokumentation. Mit Geleitworten von Ernst Breit und Lane Kirkland, Düsseldorf 1984, S.9-21.

11 Lehrstücke in Solidarität. Briefe und Biographien deutscher Sozialisten 1945-1949. Hrsg. von Helga Grebing, Stuttgart 1983, S.16.

12 Was soll mit Deutschland geschehen? Voraussetzungen für die Demokratie in Deutschland. Ostern 1945, in: Friedrich Stampfer, Dokumentation, S.690-695.

13 M.G., Die deutsche politische Emigration in USA, in: Aufbau, Jg.II (1945), vom 23.2., S.3; Auch eine Ostererklärung, in: Aufbau, Jg.II (1945), vom 6.4., S.4.

14 Resolution der Landeskonferenz, 4.7.1943, in: Friedrich Stampfer, Dokumentation, S.607-609.

15 Friedrich Stampfer, Dokumentation, S.691.

den Überlebenden oft nicht zur Kenntnis genommen. Trotz dieser immensen Schwierigkeiten wurden die Verbindungen zwischen der jetzt wieder legal im besetzten Deutschland wirkenden SPD und den ihr nahestehenden Gewerkschaften und dem JLC und „Bund“ — in den USA wie auch in einigen westeuropäischen Ländern — aufrechterhalten. Wie Günter Markscheffel bezeugte, hatten sich gleich nach Kriegsende Mitglieder des „Bund“ in Paris für deutsche Sozialdemokraten in Frankreich eingesetzt.¹⁶ Ein Grußtelegramm von Lucjan Blit, einem führenden Mitglied des „Bund“ in London, der zwar selbst nicht erschienen war, wurde auf dem ersten Nachkriegsparteitag der SPD in Hannover im Mai 1946 verlesen.¹⁷ Der schon erwähnte Dubinsky war stellvertretender Vorsitzender des von der AFL 1944 gegründeten „Free Trade Unions Committee“, das in der Nachkriegsplanung der Gewerkschaften eine aktive Rolle spielte. Dubinsky, sein einflußreicher Ratgeber Jay Lovestone und auch führende Mitglieder des JLC trugen zur Vorbereitung von Kurt Schumachers erster und einziger Amerikareise im Herbst 1947 bei. Die Einladung erfolgte aufgrund der Initiative von Lovestone, der damals schon im Begriff war, im Gegensatz zu der von den Kommunisten dominierten „World Federation of Trade Unions“, eine antikommunistische Gewerkschaftsinternationale zu organisieren.¹⁸

Obwohl die AFL am Ausbau der Beziehungen zur SPD und den deutschen Gewerkschaften in den Westzonen sehr interessiert war und Schumacher als ersten deutschen Gast zu ihrem Kongreß in San Francisco eingeladen hatte, war das Wohlwollen jüdischer Gewerkschafter bei dem sonst nicht besonders erfolgreichen Besuch des SPD-Vorsitzenden von Bedeutung. Vom greisen Abraham (Abe) Cahan, dem Chefredakteur des New Yorker „Forverts“ („Jewish Daily Forward“), wurde Schumacher als der „neue Typ Sozialist“, der konstruktiv zu denken gewohnt sei, begrüßt.¹⁹ Außer zu intensiven Besprechungen mit Dubinsky und Lovestone traf Schumacher, der von Fritz Heine begleitet wurde, mit Adolph Held und anderen führenden Mitgliedern des JLC, mit Sozialisten und Vertretern des „Bund“ zusammen. Es gab dabei schwierige und tiefeschürfende Gespräche. „Wir hatten das Gefühl, daß wir die Wunde ganz öffnen mußten“, berichtete Jacob Pat, der Exekutivsekretär des JLC. „Wir sahen das wie die Pflicht eines Arztes, der die Diagnose einer Krankheit, so gefährlich sie sein mag, erklären muß“. Die jüdischen Gesprächspartner warfen Schumacher vor, daß während der Vernichtung der europäischen Juden „nichts von einem halben Jahrhundert sozialdemokratischer Erziehung“ geblieben war und daß auch nach dem Zusammenbruch Deutschlands der Antisemitismus dort nach wie vor virulent sei. Schumacher, der an die Befruchtung des deutschen Sozialismus durch den jüdischen Geist erinnerte, wies die Vergleiche zwischen der Situation in den von Deutschen besetzten Ländern, in denen nationaler Widerstand möglich war, und der Lage im Dritten Reich zurück, erklärte aber, die deutschen Sozialisten wären sich der begangenen Verbrechen bewußt und forderten die höchste Strafe für die Verantwort-

16 Günter Markscheffel als Zeitzeuge auf der Schumacher-Tagung, Bad Münstereifel 7.3.1987, in: Kurt Schumacher als deutscher und europäischer Sozialist, a.a.O., S.143.

17 Protokoll der Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (künftig zitiert: SPD Parteitag Protokoll) vom 9.-11. Mai 1946 in Hannover, Hamburg 1947, S.20; Ollenhauers Dankbrief an Blit vom 15.5.1946, Archiv der sozialen Demokratie (künftig zitiert: AdsD), Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn, Bestand Schumacher, J.2.

18 Schumacher an Adolph Held, 27.7.1947, AdsD, Bestand Schumacher, Q 23; Milton Himmelfarb (American Jewish Committee, künftige zitiert: AJC) an John Slawson, 24.10.1947, AJC Records, YIVO, New York, FAD I, 34.

19 Aufbau, Jg.13 (1947), vom 3.10., S.1.

lichen.²⁰ Pat, der dem deutschen Gast gegenüber sehr zurückhaltend war, hatte schon vorher seinem Befremden über Schumachers Appell an das JLC, den hungernden Deutschen zu Hilfe zu kommen, Ausdruck gegeben. Ähnlich dachten wohl auch die meisten Mitglieder der jüdischen Arbeiterorganisationen und Gewerkschaften, die im Gegensatz zu wenigen internationalistischen Sozialisten an der Spitze keinen Unterschied zwischen Nazis und Antinazis machten und von Solidarität mit den Deutschen nach dem Holocaust nichts wissen wollten.²¹ Fritz Heine gab sich dagegen optimistischer. Er schrieb dem in Hannover verbliebenen Erich Ollenhauer, daß es Schumacher gelungen sei, viel wiedergutzumachen „von dem, was offenbar noch nach dem Kriegsende durch die Emigration, durch neue Fakten zum Schaden Deutschlands und der Partei angerichtet wurde [. . .]. Die Mehrzahl der jüdischen Sozialisten und Gewerkschafter in führender Position ist heute (wahrscheinlich zum ersten Mal seit Jahren) ausgesöhnt mit uns und aufgeschlossen.“²²

Zwar war der soziale und wirtschaftliche Aufstieg der amerikanischen Juden in den ersten Jahren nach dem Krieg noch nicht so weit fortgeschritten wie heute, doch hatten die jüdische Arbeiterbewegung und das JLC im Vergleich zur Vorkriegszeit an Gewicht verloren; der „Bund“ als solcher war nach der jüdischen Katastrophe in Europa bedeutungslos. An deutschen Sozialdemokraten und Gewerkschaftern waren auch einflußreichere Gruppen der amerikanisch-jüdischen Gemeinschaft interessiert, insbesondere das sehr angesehene „American Jewish Committee“,²³ das damals die relativ besten Kontakte zu amerikanischen Regierungsstellen besaß. Sozialwissenschaftler und Politologen des „Instituts für Sozialforschung“, die mit dem AJC zusammenarbeiteten, hatten in ihren Analysen der politischen und gesellschaftlichen Entwicklung Nachkriegsdeutschlands auf die positiven Seiten der SPD im Vergleich zu anderen deutschen Parteien hingewiesen, auf ihre Befürwortung des Neuaufbaus der deutschen Gesellschaft und der Bekämpfung des Antisemitismus und der Nazi-Ideologie.²⁴ Mitglieder des AJC, unter ihnen Exekutivdirektor John Slawson, versuchten 1947 während eines Besuches in Deutschland, sich ein klareres Bild über die gesellschaftlichen und politischen Kräfte dort zu verschaffen und trafen auch mit Sozialdemokraten zusammen.²⁵ Einige Monate zuvor hatte Kurt Schumacher als erster deutscher Nachkriegspolitiker in einem Interview mit dem Herausgeber des Jüdischen Gemeindeblattes für die britische Zone — der heutigen „Allgemeinen Jüdischen Wochenzeitung“ — zur Frage der Juden in Deutschland

20 M.W., Schumacher und die jüdischen Arbeiterführer, in: Aufbau, Jg.13 (1947), vom 10.10., S.2.

21 Schumacher wirbt um die Hilfe der Juden, in: Aufbau, Jg.13 (1947), vom 3.10., S.17f.; siehe auch das schriftliche Interview des Verf. mit Immanuel Muravchik, New York, 19.6.1988.

22 Heine an Ollenhauer, 6.10.1947, AdSD, Bestand Ollenhauer, 12 (H-He).

23 Noch vor Kriegsausbruch hatte Dr. Rudolf Katz von der GLD versucht, vom AJC finanzielle Hilfe für die illegale Tätigkeit sozialdemokratischer Vertrauensleute in Deutschland zu erhalten. Morris Waldman, der damalige Exekutivdirektor des AJC, der schon vorher von Paul Hagen [d.i. Dr. Karl Frank] von der linkssozialistischen Gruppe „Neu Beginnen“ angesprochen worden war, erklärte seine persönliche Sympathie für die deutschen Gegner des Nazi-Regimes, wies aber darauf hin, daß direkte Zuwendungen von seiten des AJC satzungsgemäß und aus politischen Gründen unmöglich wären und daß nur finanzielle Hilfe von Einzelmitgliedern des AJC in Frage käme. Aktennotiz über die Unterredung mit Waldman, 24.3.1939, in: Friedrich Stamper, Dokumentation, S.390.

24 So z.B. A.R.L. Gurland, der wie seine Kollegen die Bekämpfung des Antisemitismus im Rahmen der Erziehung der Deutschen zur Demokratie befürwortete. Oktober 1947, AJC Records, FAD I, 42. Positiv in bezug auf SPD und Gewerkschaften waren auch die Kommentare von Hans Speier und Franz Neumann an Samuel H. Flowerman (AJC), 21.11.1947, AJC Records, FAD I, 42. Über das Horkheimersche Institut für Sozialforschung und das AJC siehe Rolf Wiggershaus, Die Frankfurter Schule. Geschichte, theoretische Entwicklung, politische Bedeutung, München 1986, S.390-478.

25 Slawson an Ben Epstein, 13.8.1947, AJC Records, Joseph M. Proskauer Papers, Steering and Foreign Affairs Committees, RGI, EXO-16, dieser Nachlaß befindet sich noch im AJC, New York.

Stellung genommen und die Existenz der neugegründeten Gemeinden und ihre Weiterentwicklung ausdrücklich bejaht.²⁶ Auf dem ersten Parteitag in Hannover im Mai 1946 hatte sich die SPD zur Wiedergutmachung des durch den Nationalsozialismus verursachten Unrechts „im Rahmen der wirtschaftlichen Möglichkeiten des deutschen Volkes“ und zur Bestrafung der Schuldigen und Kriegsverbrecher verpflichtet.²⁷ Ausführlicher ging Schumacher auf dem Parteitag in Nürnberg im Sommer 1947 auf dieses Thema ein, wo er angesichts der überraschenden Tatsache, „daß die Siegermächte auch in der einheitlichen Behandlung und Entschädigung der Juden bisher noch keine einigende Formel auf deutschem Boden gefunden haben“, es als Aufgabe der SPD erklärte, sich für die Wiedergutmachung mit Entschädigung der Juden sowie für das Verbot aller antisemitischen Propaganda und Aktionen einzusetzen.²⁸ Die Stellungnahme wiederholte er auf dem AFL-Kongreß in San Francisco.²⁹

Die ersten Kontakte mit dem AJC wurden während Schumachers Amerikareise fortgesetzt und vertieft. Während des AFL-Kongresses in San Francisco trafen Schumacher und Heine mit dem damals dem AJC nahestehenden Paul Jacobs zusammen, der vom Vorsitzenden der SPD sehr beeindruckt war und ihn als „die größte Hoffnung für eine Lösung in Deutschland“ bezeichnete.³⁰ Auch Milton Himmelfarb — heute ein Neokonservativer —, der an der Vorbereitung des Gesprächs zwischen Schumacher und dem AJC in New York beteiligt war, wies auf die Bereitschaft der Sozialdemokraten hin, den Antisemitismus in Deutschland zu bekämpfen und auf die Möglichkeit, daß das AJC der SPD für diesen Zweck gedrucktes Material zur Verfügung stellen könne. Er empfahl, nach Schumachers Meinung über Pastor Martin Niemöller und seiner eigenen Einstellung zum deutschen nationalen Problem zu fragen, da beide negative Reaktionen in der amerikanischen Presse hervorgerufen hatten. Außerdem wären Schumachers sozialistische Prinzipien, die denen des AJC nicht entsprachen, ein Hindernis.³¹

Beim Gespräch zwischen Slawson und Schumacher, bei dem Heine als Dolmetscher diente, stand das Problem des Antisemitismus in Deutschland im Mittelpunkt. Schumacher, der eine der Ursachen des erneuten Antisemitismus in den chaotischen wirtschaftlichen Zuständen sah, glaubte nicht, daß die Bekämpfung des Antisemitismus im Rahmen eines gemeinsamen Ausschusses der Parteien erfolgreich sein würde, da es in diesem Falle nur bei einem Lippenbekenntnis bliebe. Der Kampf gegen den Antisemitismus sollte lieber direkt von den Parteien getragen werden, und bei dieser Gelegenheit wiederholte er die Verpflichtung der SPD zur Wiedergutmachung. Schumacher beklagte sich über die Benachteiligung seiner Partei durch die Militärregierung bei der Papierbelieferung, die es ihr unmöglich machte, mehr als 3000 Exemplare ihrer Stellungnahme zur Wiedergutmachung für die Ortsvereine drucken zu lassen. Seinen Gesprächspartnern unterbreitete Schumacher eine Reihe von Vorschlägen. Wenn möglich, sollte das AJC seinen Einfluß bei den amerikanischen Behörden geltend machen, damit die SPD das benötigte Material kaufen könne; falls nicht, so kämen vielleicht private

26 Interview mit Karl Marx, 17.2.1947, Hannover, in: Jüdischer Neu-Einbau in Deutschland. Beilage zum Jüdischen Gemeindeblatt für die britische Zone, AdsD, Bestand Schumacher, Q 7.

27 SPD Parteitag Protokoll, 9.-11. Mai 1946 in Hannover, S.6-8.

28 SPD Parteitag Protokoll, 29. Juni — 2. Juli 1947 in Nürnberg, Hamburg o.J., S.50-51.

29 Rede Schumachers auf dem AFL-Kongress in San Francisco, 14.10.1947, in: Kurt Schumacher, Reden, Schriften, Korrespondenzen. Hrsg. von Willy Albrecht, Bonn 1985, S.562-569.

30 Paul Jacobs an Milton Himmelfarb, 8.10.1947, AJC Records, FAD I, 23 A.

31 Himmelfarb an Slawson, 24.10.1947, AJC Records, FAD I, 34.

Kanäle in Betracht. Auf jeden Fall würde die Partei technische und wissenschaftliche Hilfe für ihre Aufklärungsarbeit begrüßen. Zu diesem Zweck wäre es vorteilhaft, ein besonderes Arrangement zwischen SPD und AJC zu treffen. Vertreter des AJC warfen hierbei die Frage auf, ob solch eine direkte Zusammenarbeit nicht beiden Seiten schaden könne und die antisemitische Hetze gegen beide fördern würde. Schumacher bemerkte dazu, das Problem wäre nicht unlösbar. Trotzdem wurden beim AJC die Zweifel nicht ausgeräumt, ob solch eine besondere Vereinbarung mit der SPD nicht negative Folgen für das AJC bei der Militärregierung und beim State Department haben würde; ob sie sich der Sympathie aller führenden Mitglieder der eigenen Organisation erfreuen würde; und ob sie letzten Endes nicht von antisemitischen Gruppen in Europa zum Schaden des AJC ausgenutzt werden könne. Paul Jacobs, ein Linksintellektueller, der später in der radikalen Bewegung noch eine Rolle spielen sollte, zeigte sich als der weitestgehende Befürworter der Verbindung mit der SPD und war wahrscheinlich auch interessiert, im Namen des AJC für diesen Zweck nach Europa zu gehen. Schumacher selbst war von den AJC-Gesprächspartnern positiv beeindruckt; er bezeichnete sie als „sehr nette und aufgeschlossene Leute“.³²

Im Gegensatz zum AJC war die Stellung des prozionistisch aktivistischen „World Jewish Congress“ (WJC) und des ihm angegliederten „American Jewish Congress“ von vornherein Nachkriegsdeutschland gegenüber viel kritischer. Fernziele wie Demokratisierung deutscher gesellschaftlicher Strukturen interessierten ihn weniger als die Bekämpfung des Antisemitismus, die individuelle und kollektive Wiedergutmachung und die Bestrafung der Naziverbrecher. Ein in New York geplantes Treffen zwischen Schumacher und Rabbi Stephen Wise, der markantesten Persönlichkeit des „American Jewish Congress“ und dem Präsidenten des „World Jewish Congress“, fand nicht statt. Schumacher, der eigentlich diesem Treffen Bedeutung beigemessen hatte und sich über die Stellung des „Congress“ informieren wollte, wurde nachher gesagt, daß Juden deutscher Herkunft dieser Organisation sowieso nicht besonders naheständen.³³

Dr. Joachim Prinz, bis zu seiner Auswanderung nach den USA Rabbiner in Berlin und nach dem Kriege ein führendes Mitglied des „American Jewish Congress“ und des WJC, traf während seiner Deutschlandreise im Sommer 1949 u.a. mit dem Heidelberger Soziologen Prof. Alfred Weber zusammen, der als Sozialdemokrat seiner Kritik über die amerikanische Deutschlandpolitik Ausdruck gab. Prinz, der den Deutschen nach dem Kriege mißtraute, war seinerseits von Schumachers „nationalchauvinistischer“ Linie sowie von seiner überragenden Machtposition in der Partei negativ beeindruckt.³⁴ In einer der andauernden Diskussionen über die deutsche Frage im Rahmen des „National Community Relations Advisory Council“

32 Jacobs an Slawson, 29.10.1947, AJC Records, FAD I, 34; Schumacher an Gurland, 16.12.1948, AdsD, Bestand Schumacher Q 22.

33 Schumacher an Hamburger, 27.12.1947 und Hamburger an Schumacher, 18.2.1948, AdsD, Bestand Schumacher, Q 23. Irrtümlich sprach Schumacher später von dem großen Eindruck, den Wise auf ihn gemacht habe. Dr. Gerhard Jacoby an die Exekutive des World Jewish Congress in New York, Bericht über das Treffen zwischen Schumacher und einer Delegation des Zentralrats der Juden in Deutschland, 24.11.1950, Central Zionist Archives (künftig zitiert CZA), Jerusalem, Nachlaß Dr. Israel Goldstein, A364/1034a.

34 Bericht von Joachim Prinz, Heidelberg, 22.7.1949, World Jewish Congress Records, (künftig zitiert: WJC Records), American Jewish Archives Cincinnati, 1949, Germany und Resümee des Berichts für die Sitzung der Exekutive, 18.10.1949, 3A/3.

(NCRAC) im Frühling 1951³⁵ kamen die unterschiedlichen Auffassungen der verschiedenen jüdischen Organisationen klar zum Ausdruck. Ein Sprecher des „American Jewish Congress“, dem damals alle zionistischen Parteien sowie die „Landsmannschaften“ der osteuropäischen Juden und der Nachkriegseinwanderer angeschlossen waren, wies darauf hin, daß die große Mehrheit der amerikanischen Juden gegen jeden Kontakt mit den Deutschen sei und daß die Zeit für Beziehungen zwischen Juden und Deutschen noch nicht gekommen sei: Der „American Jewish Congress“ bestehe auf der Verwirklichung der ursprünglichen Ziele des Besatzungsstatuts, während das JLC und AJC zusammen mit nichtjüdischen Koalitionspartnern sich mehr den Realitäten anpassen wollten und die Zusammenarbeit mit demokratischen Gruppen in Deutschland befürworteten. Vertreter des JLC und AJC sprachen sich in der Debatte entschieden gegen das Prinzip der Kollektivschuld aus. Der Exekutivdirektor des AJC betonte, daß gerade Juden, die unter Kollektivdiffamierungen soviel gelitten hätten, solch ein Prinzip nicht bejahen könnten. Was den „World Jewish Congress“ anbetrifft, so nahm er wenigstens bis zur Einigung in Fragen der Wiedergutmachung durch die Bundesrepublik dieser gegenüber eine sehr kritische Stellung ein. Kritische Stimmen verstummten auch danach nicht. Der „American Jewish Congress“ blieb weiterhin sehr mißtrauisch. Auch nach dem Ausschluß von zwei prokommunistischen Organisationen und der „Säuberung“ von verschiedenen bedeutenden Ortsvereinen wie z.B. Detroit, Philadelphia, Los Angeles und Manhattan, verblieben in den Reihen des „American Jewish Congress“ eine Anzahl von linken Aktivisten, die zur schärferen Kritik an der bundesdeutschen Politik und insbesondere an den Vorbereitungen zur Wiederbewaffnung beitrugen.

Auch während Schumachers Besuch im Oktober 1947 in New York gab es schrillere Töne. In der von Chaim Greenberg redigierten Wochenschrift „Yiddisher Kempfer“, dem Organ der zionistisch-sozialistischen Partei Poale Zion in den USA, kritisierte der bekannte Publizist und Essayist Shlomo Grodzensky Schumachers Interview mit dem Chefredakteur des „Aufbau“, Manfred George, und beantwortete die Frage, wie sich die Juden zum deutschen Problem mit all seiner Bedeutung für Frieden und Demokratie verhalten sollten, mit folgenden Worten: „Unsere Wunde ist nicht geheilt, uns beherrscht das Gefühl, daß die Welt, die des Sinnes für Schuld und Sühne entbehrt, noch immer nicht zu einer moralischen Ordnung zurückgekehrt ist. Ist denn der Vergeltungswille wirklich gar so unmoralisch? Und ist Vergebung — Vergebung für alle, alle Sünden? — wirklich ein so erhabenes Gebot?“³⁶

Dieser Kommentar war konform mit der damals antideutschen Einstellung der „Mapai“ und der mit ihr verbundenen zionistisch-sozialistischen Organisation in der Diaspora „Poale Zion (Z.S.) — Hitachdut“. Beim ersten Treffen mit deutschen Sozialdemokraten in Zürich im Juni 1947 stimmte ihre Delegation gegen die Aufnahme der SPD in die sozialistische Rahmenorganisation, und Golda Meir (damals noch Meyerson) war noch jahrelang darauf stolz, daß

35 NCRAC-Ausschuß für Deutschland, 16.3.1951, AJC Records, FAD I, 22 und NCRAC-Plenum, 22.5.1951, Cincinnati Jewish Community Relations Committee/Council Papers, 50. American Jewish Archives, Cincinnati. Für den Standpunkt des WJC: Erklärung der WJC Exekutive, 20.12.1949, WJC Records, 3A-4. Die europäische Sektion des WJC in London unter Dr. Noah Barou, seit 1950 der eigentliche Wegbereiter jüdischer Bereitschaft zu direkten Wiedergutmachungsverhandlungen mit der Bundesrepublik, und Alex Easterman, war von vornherein moderater als die WJC-Exekutive in New York und die (relativ einflußlose) in Israel. Vgl. z.B. Alex Easterman an Robert Marcus, Exekutivdirektor des WJC in New York, 21.10.1949, WJC Records, 80-2.

36 Verbrechen ohne Strafe?, in: Yiddischer Kempfer, Jg.28 (1947), vom 17.10., S.3-5 und S.8. Chaim Greenberg, Chefredakteur dieser Wochenschrift und prominenter zionistischer Sozialist, bedauerte noch vier Jahre später, daß der Gründungskongress der neuen Sozialistischen Internationale gerade in Frankfurt/M. stattfand, obgleich er nicht zu denen gehörte, „die es als Pflicht betrachteten, alle Deutschen zu hassen.“ Vgl. Yiddischer Kempfer, Jg.32., (1951), vom 6.7., S.7f.

sie dem Druck der französischen, belgischen und britischen Teilnehmer nicht nachgegeben hatte.³⁷ Auf der darauf folgenden Konferenz in Antwerpen, auf der die SPD in das „Committee of International Socialist Conferences“ (Comisco) aufgenommen wurde, stimmte die Mapai wieder dagegen, während der Vertreter des „Bund“, der sich der Stimme enthielt, versprach, der deutschen Arbeiterbewegung Hilfe zu leisten.³⁸ Auch im WJC befürworteten einige Vertreter der zionistisch-sozialistischen Bewegung in Amerika sowie in Israel weiterhin eine ausgesprochen deutschfeindliche Position, in krassem Gegensatz zu Dr. Nahum Goldmann, dem Nachfolger des 1949 verstorbenen Stephen Wise, und forderten, daß kein Jude auf deutschem Boden verbleiben solle.³⁹

In einer im „Aufbau“ nach Schumachers Interview mit Manfred George⁴⁰ entbrannten Diskussion gab es eine Reihe von positiven und negativen Aussagen.⁴¹ Unter anderem wurde Schumacher von Kurt Kersten, Siegfried Marcks, Adolf Hamburger und David Shub verteidigt, die auf seine eindeutige Anti-Nazi-Vergangenheit und seine Verurteilung des Antisemitismus hinwiesen. Kritiker beklagten seine nationalistische Ausdrucksweise gegenüber den Alliierten und fanden seine Bitte an die amerikanischen Juden um Hilfe für die Deutschen „unerhört“; man erinnerte in diesem Zusammenhang an die große Anzahl von Amerikanern deutscher Abstammung, „deren Wohltätigkeitssinn angesichts von sechs Millionen Toten und eineinhalb Millionen Obdachlosen nicht gelitten hat.“⁴² Dr. Samuel Gringauz, der Präsident des Rates der befreiten Juden in der amerikanischen Besatzungszone, einer der bedeutendsten Vertreter der Überlebenden, der 1947 nach Amerika ausgewandert war, warnte vor Schumachers Auffassung, daß die Gefahr des Antisemitismus in Deutschland entsprechend dem Verlust des Glaubens an die Demokratie größer werden würde und daß dieser Glaube von der wirtschaftlichen Hilfe des Auslandes abhängig sei. Gringauz' Folgerung war: „Zunächst vollen Gesinnungswandel, zunächst aufrichtige Reue. Erst dann können wir, die Überreste und die Testamentsvollstrecker der massakrierten Millionen, den Juden der von der Katastrophe nicht berührten Welt unsere Zustimmung zur Aussprache mit dem deutschen Volke geben, erst dann können wir die hohen Ideale der jüdischen sozialen Ethik auch dem deutschen Volke gegenüber gelten lassen.“⁴³

Die Kontakte zwischen der SPD und den jüdischen Organisationen wurden in den folgenden Jahren fortgesetzt. Wie aus der Korrespondenz hervorgeht, hoffte die SPD u.a. auf Mithilfe des AJC in ihrem Kampf gegen die Rückkehr ehemaliger Nazis in die Medien. So beklagte sich z.B. Fritz Heine über den Rechtsruck in der von den Amerikanern herausgegebenen „Neuen Zeitung“, der die demokratische Umerziehung gefährde.⁴⁴ Bis 1958 war Heine, der dem Geschäftsführenden Vorstand der Partei angehörte und eine Reihe ausländischer Gewerkschafter und Sozialisten aus den Jahren der Emigration kannte, der Verbindungsmann

37 Rolf Steininger, Deutschland und die Sozialistische Internationale, a.a.O., S.221-240; Stellungnahme von Golda Meir, Protokolle des Vorstandes der Mapai, 13.12.1951, Archiv der israelischen Arbeiterpartei, Beit Berl, II, 23/51.

38 Zusammenfassung der Konferenz in Antwerpen, 28.11.-2.12.1947, Internationales Institut für Sozialgeschichte, Amsterdam, Akten der Internationale/Comisco.

39 Memorandum von Baruch Zuckerman und Louis Segal, 3.7.1950, WJC Records, 80-1.

40 Aufbau, Jg.13 (1947), vom 10.10., S.1-2. Gerhart Seger verglich um diese Zeit die Rolle Manfred Georges mit der „eines wüsten fellow-travellers“. Seger an Heine, 28.7.1947, AdsD, Bestand Heine, 39.

41 Letters to the Editors, in: Aufbau, Jg.13 (1947), vom 17.10. sowie vom 24.10., 31.10. und 7.11.

42 Ruth Karpf, Letters to the Editor, in: Aufbau, Jg.13 (1947), vom 17.10., S.4.

43 Chancen des neuen deutschen Antisemitismus, in: a.a.O., 31.10., S.7 und S.11.

44 Heine an Zachariah Shuster (AJC, Paris), 13.1.1949, AJC Records, FAD I, 37. Heine wandte sich in derselben Angelegenheit auch an das JLC. 13.1.1949, AdsD, Bestand Heine, 14.

zu den amerikanisch-jüdischen Gruppen. Das Pariser Büro des AJC wandte sich in dieser Sache an die amerikanische Militärregierung in Berlin, von der ihm mitgeteilt wurde, daß einige der ehemaligen Nationalsozialisten schon entlassen worden seien.⁴⁵ Der Beauftragte des AJC in Paris berichtete seinen Vorgesetzten, daß führende Mitglieder der SPD und der Gewerkschaften an intensiver Unterstützung von Seiten der amerikanischen Gewerkschaften interessiert wären. Er befürwortete erneute Versuche, die AFL und den CIO („Congress of Industrial Organisations“, bis 1955 eine separate Gewerkschaftsföderation) in dieser Richtung zu beeinflussen, mit dem Ziel, die deutsche Arbeiterbewegung gegenüber den reaktionären Kräften zu stärken, ihre Interessen bei der Regierung in Washington und bei den Militärbehörden in Deutschland zu vertreten und mit ihr für die Demokratisierung zu wirken.⁴⁶ Denselben Standpunkt vertraten Sprecher des JLC.⁴⁷ Der Vorstand des AJC in New York wiederholte mehrmals seine Stellungnahme, daß es im amerikanischen Interesse sei, den demokratischen und liberalen (im amerikanischen Sinne des Wortes) Kräften in Deutschland zu helfen und mit ihnen zusammenzuarbeiten. Er warnte, daß trotz zeitweiliger Vorteile, die man sich von der Unterstützung von Kreisen aus Wirtschaft und Hochfinanz, die mit den Nazis kooperiert hatten, versprach, diese Politik auf lange Sicht die amerikanischen Interessen gefährde.⁴⁸ Auch der Präsident des AJC, Jacob Blaustein, scheint diese Position bei seinem Treffen mit Präsident Harry S. Truman im Mai 1949 zur Sprache gebracht zu haben.⁴⁹ In dieselbe Richtung zielten die öffentlichen Erklärungen des vom AJC mit Hilfe des NCRAC und unter Teilnahme einer Reihe von nicht-jüdischen Persönlichkeiten des liberalen Spektrums gegründeten „Coordinating Council on Germany“, ab 1950 „Citizens Council for a Democratic Germany“, dem allerdings nicht viel Erfolg beschieden war.⁵⁰

Das Bild der SPD und der Gewerkschaften, das sich in den Berichten der AJC-Korrespondenten in Deutschland⁵¹ sowie in den in New York versandten „Fact Sheets on Germany“⁵² abzeichnete, war im allgemeinen positiv, hauptsächlich auf dem Gebiet der Innenpolitik. Sogar der meistens sehr kritische Paul W. Freedman pries regelrecht Schumachers Einsatz gegen Antisemitismus und Rechtsradikalismus, doch bemerkte er, daß Schumachers Standpunkt von vielen Parteimitgliedern nicht „mit besonderem Enthusiasmus“ geteilt werde. Insbesondere lobte er Schumachers entschiedene Ablehnung des ersten Berliner Nachkriegsauftritts von Werner Krauß, dem Hauptdarsteller in Veit Harlans berüchtigtem antisemitischen Film „Jud Süß“. Wegen andauernder Protestdemonstrationen Berliner Studenten mußte

45 Gordon E. Textor an Shuster (Antwort auf seinen Brief vom 21.1.1949), 7.2.1950, AJC Records, FAD I, 37.

46 Shuster an Slawson, 31.1.1949, AJC Records, FAD I, 23 A.

47 Protokoll des Antisemitismus-Ausschusses des NCRAC, 18.2.1949, American Jewish Historical Society Archives, Waltham, NCRAC Bestand, 54.

48 Protokolle der Exekutive des AJC, 7./8.5.1949, AJC Records, auch diese noch beim AJC, New York.

49 Memo für Jacob Blaustein von Eugen Hevesi, 1.3.1949, AJC Records, FAD I, 1949-51. (Blaustein sah Truman allerdings erst am 18.5.1949).

50 Z.B. Pressemitteilung vom 30.3.1950, AJC Records, FAD I, 23. Slawson beklagte sich, daß die AFL nicht am Council interessiert sei, weil sie dem Kampf gegen den Kommunismus den Vorrang einräume, und nahm an, daß Lovestone dafür verantwortlich sei. Slawson an Joseph Willen, 7.2.1950, AJC Records, FAD I, 23.

51 Z.B. Bericht von Samuel Wahrhaftig, o.J., (wahrscheinlich 1950 oder 1951), AJC Records, FAD I, 31.

52 Sehr positiv z.B. war das Urteil über die SPD und die Gewerkschaften als die einzige zuverlässige demokratische Kraft in Deutschland in dem vom AJC vorbereiteten Material „Informations on Democratic and Anti-Democratic Forces in Germany“, August 1949, Cincinnati Jewish Community Relations Committee/Council Papers, 56/9. In einem der „fact sheets“ wurde hervorgehoben, daß das Bewußtsein der Gefahren des Antisemitismus in der Bundesrepublik größer sei als vor Hitler, und daß das hauptsächlich die Gewerkschaften, die SPD, linke Katholiken, große Teile der ehemal. Bekennenden Kirche und auch eine Anzahl von Zeitungen der sogen. Lizenzpresse betreffe. Franz Neumann, der Autor von „Behemoth: The Structure and Practice of National Socialism“, Professor an der Columbia University, pflichtete dieser Folgerung bei. Neumann an Morris Fine (AJC), 6.10.1950, AJC Records, FAD I, 22.

im Dezember 1950 ein vom Wiener Burgtheater mit Krauß aufgeführtes Schauspiel abgesetzt werden.⁵³ Spätere Auftritte verliefen ohne Zwischenfälle. Hier und da gaben Schumacher und seine Mitarbeiter ihrer Enttäuschung Ausdruck, daß sozialdemokratische Initiativen zur moralischen und materiellen Wiedergutmachung vom Ausland und auch von Teilen des jüdischen Volkes ignoriert wurden.⁵⁴

Manchmal waren sich lokale amerikanisch-jüdische Organisationen des Unterschiedes zwischen ehemaligen Emigranten und Sozialdemokraten und anderen gesellschaftlichen Kräften im Deutschland der frühen Nachkriegsperiode nicht bewußt. So beschloß Anfang 1951 das Plenum des „Jewish Community Relations Council“ in Detroit, nicht am Empfangskomitee für den Berliner Regierenden Bürgermeister Ernst Reuter teilzunehmen, nachdem die Einladung schon vom Vorstand gebilligt worden war. Bei der Debatte im Plenum bemerkte einer der Delegierten, daß Reuter wahrscheinlich „nicht genug gegen die Nazis gewesen sei“, weil er doch das Hitlerregime überlebt habe. Ein anderes Argument war, daß Reuter die Demonstrationen gegen Werner Krauß nicht befürwortet hatte. Ein prominenter jüdischer Publizist, Dr. B. Hoffmann-Tzivyon, kritisierte diese „Beleidigung eines führenden deutschen Sozialdemokraten, der selbst von Hitler verfolgt worden war.“⁵⁵

Andererseits gab es auch Angelegenheiten, bei denen auch Schumacher und die SPD ihre amerikanischen Gesprächspartner enttäuschten, wie z.B. die Intervention in Sachen der in Landsberg inhaftierten und zum Tode verurteilten Kriegsverbrecher. Schumacher, der die Entsendung der Bundestagsdelegation unter Teilnahme der SPD einschließlich des jüdischen Abgeordneten Jakob Altmaier gutgeheißen hatte, argumentierte, es handele sich nicht um Begnadigung der Schuldigen, sondern um Umwandlung der in Deutschland nach dem Kriege abgeschafften Todesstrafe in lebenslängliches Zuchthaus.⁵⁶ Heinz Putzrath, der Referent für Auslandsprelle und Information beim Parteivorstand in Hannover, fügte in einem Schreiben an das Pariser Büro des AJC hinzu, daß die Mehrheit der Bundestagsfraktion der Intervention nicht beigeplichtet hätte, doch es nicht für opportun gehalten hatte, der Stellungnahme der SPD-Mitglieder im Auswärtigen Ausschuß des Bundestages zu widersprechen. Der Fraktion wären Proteste zugegangen, die vor den nationalistischen Implikationen der Intervention warnten und betonten, daß SS-Verbrecher wie Oswald Pohl kein Recht auf irgendwelche humanitäre Bedenken hätten.⁵⁷ Einige Monate später waren amerikanisch-jüdische Organisationen über das Treffen von Schumacher mit zwei ehemaligen hohen Offizieren der Waffen-SS sehr aufgebracht. Der Sekretär des „Bund“ in New York wies Schumachers Auffassung über den Unterschied zwischen der allgemeinen SS und der Waffen-SS entschieden zurück.⁵⁸ Auch den in Genf unterrichtenden Prof. Liebmann Hersch, ein führendes Mitglied des

53 Paul W. Freedman, Bericht für Dezember 1950, AJC Records, FAD I, 28; Shuster an Slawson, 12.1.1951, AJC Records, FAD I, 22. Dagegen vergaß Freedman nicht, den Sozialdemokraten in Bonn ihre Solidarität mit Dr. Erhard Eckert, dem Chefredakteur des SPD-nahen „Politisch-Parlamentarischen Pressedienstes“, anzukreiden, der eine „braune Vergangenheit“ hatte. Freedman an Shuster, 1.10.1954, AJC Records, FAD XIL, 20.

54 Interview mit dem Korrespondenten des „Forverts“, Marian Gid, 10.11.1950, in: Kurt Schumacher, Reden, Schriften, Korrespondenzen, S.998-1003. Siehe auch den in Anm. 33 erwähnten Bericht.

55 B.M. Joffe, Jewish Community Council of Detroit, 16.2.1951, Cincinnati Jewish Community Relations Committee/Council Papers, 57/1; Bericht des Korrespondenten des „Forverts“ in Detroit, „Forverts“, vom 7.2.1951; Dr. Hoffman-Tzivyon, „Forverts“, vom 17.2.1951.

56 Interview mit dem Korrespondenten des „Forverts“, vom 30.1.1951, in: Turmwächter der Demokratie, Bd.1, S.380f. Auch Carlo Schmid, Fritz Erler und Herbert Wehner waren gegen die Vollstreckung der Todesurteile eingetreten; vgl. Sitzungen der SPD-Fraktion, vom 16.1.1951 und vom 1.9.1951, AdsD, Bestand SPD-Fraktion, 1032.

57 Putzrath an Shuster, 13.2.1951, und Shuster an Putzrath, 15.2.1951, AJC Records, FAD I, 24.

58 Immanuel Novogrudsky an Schumacher, 16.11.1951, Bund-Archiv, New-York, Akten Bund in Amerika, Koordinationskomitee: Kooperation mit Bundisten in Deutschland.

„Bund“, der von Schumacher während des Gründungskongresses der neuen Sozialistischen Internationale in Frankfurt/M. im Sommer 1951 besonders willkommen geheißen wurde,⁵⁹ konnte er nicht von der politischen Notwendigkeit seiner Gespräche mit den SS-Offizieren überzeugen, geschweige denn von der „Vermeidung der Kollektivdiffamierung“ der SS.⁶⁰ Später erst erkannte die SPD die Gefahr dieses opportunistischen Verhaltens und bekämpfte jahrelang die „Hilfsgemeinschaft auf Gegenseitigkeit ehemaliger Mitglieder der Waffen-SS“ (HIAG) als eine verfassungsfeindliche Organisation.⁶¹

Trotz solcher Spannungen und Enttäuschungen wurden auch weiterhin die Verbindungen zwischen dem JLC und der SPD nicht beeinträchtigt, was bei den Wiedergutmachungsverhandlungen zum Ausdruck kam. Im März 1952, kurz vor Beginn der Konferenz zwischen der Bundesrepublik, Israel und der im Oktober 1951 gegründeten „Conference of Jewish Material Claims against Germany“ („Claims Conference“)⁶², traf Adolph Held, der Präsident des JLC, der dem Präsidium der „Claims Conference“ angehörte, mit einer dreiköpfigen Delegation der SPD in Paris zusammen. In einem Kommuniqué der SPD nach Abschluß der Gespräche wurde nicht nur die materielle, sondern auch die moralische Pflicht zur Wiedergutmachung betont und auf die Notwendigkeit zur entschiedenen Bekämpfung antisemitischer Erscheinungen und Exzesse hingewiesen.⁶³ Held selbst lobte im „Aufbau“ die Stellungnahme der deutschen Sozialdemokraten.⁶⁴ In einem acht Jahre später anläßlich des silbernen Jubiläums des JLC veröffentlichten Resümee dieser Verhandlungen war der Ton allerdings anders. Dort wurde erwähnt, daß das JLC es abgelehnt hätte, das Gespräch in Deutschland zu führen, und daß Held betont hätte, daß das Resultat der Verhandlungen in Wassenaar auf keinen Fall Einfluß auf die Frage der Versöhnung zwischen beiden Völkern haben würde. Laut dem Verfasser dieses Resümees hatte Held an die Verbrechen gegen das jüdische Volk erinnert und von der deutschen Arbeiterschaft eine klare moralische Stellungnahme verlangt. Adolf Arndt, der Rechtsberater der SPD, hätte beanstandet, daß rechtlich die Bundesrepublik nicht für Hitlers Verbrechen verantwortlich sei, und der Finanzexperte, Dr. Walter Seifert, hätte die Erfüllung der jüdischen Forderungen vom finanziellen Standpunkt in Frage gestellt. Später hätte Heine allerdings erklärt, daß die SPD alles tun würde, um die jüdischen Ansprüche zu befriedigen und auch die Regierung in diesem Sinne zu beeinflussen. Held traf sich danach mit einer Reihe europäischer Sozialisten, die alle die Erklärung der SPD guthießen.⁶⁵ Während der Versuche der Arabischen Liga, durch wirtschaftlichen und politischen Druck der Ratifikation des im September 1952 unterzeichneten Wiedergutmachungsabkommens ent-

59 Rede Schumachers auf der Großkundgebung in Frankfurt/M., 1.7.1951, in: Kurt Schumacher, Reden, Schriften, Korrespondenzen, S.983-987. Die Delegation des Bundes bestand aus Prof. Liebmann Hersch und Emanuel Scherer aus New York.

60 Schumacher an Hersch, 30.10.1951, in: Kurt Schumacher, Reden, Schriften, Korrespondenzen, S.895-898.

61 Vgl. die kritische Betrachtung der Stellung der SPD in diesen Jahren von Peter Dudek und Gerd Jaschke, Entstehung und Entwicklung des Rechtsextremismus in der Bundesrepublik, Opladen 1984, S.99f.

62 Über die Geschichte dieser Organisation siehe Ronald W. Zweig, German Reparations and the Jewish World: A History of the Claims Conference, Boulder 1987.

63 Erklärung des Parteivorstandes der SPD vom 20.3.1952, zitiert in: Aufbau, Jg.18 (1952), vom 2.5., S.3.

64 Ebd.

65 The Role of the Jewish Labor Committee in Negotiations on Jewish Material Claims, JLC Silver Jubilee Convention, March 1960; dem Verf. von Fritz Heine zur Verfügung gestellt. Es kann sein, daß der ausgesprochen kritische Ton auch von der antideutschen Stimmung nach den Hakenkreuzschmierereien und antisemitischen Exzessen im Winter 1959/60 herrührte.

gegenzuwirken, beruhigte Heine Held, daß die SPD ihre Haltung nicht ändern würde.⁶⁶ Am 18. März 1953 war sie auch die einzige Fraktion, die im Bundestag geschlossen für die Ratifikation stimmte und das sofortige Inkrafttreten des Abkommens ermöglichte. Die Partei war aber über die mangelnde Anerkennung ihrer Rolle bei der Ratifikation verbittert. Der Parteivorstand machte seinem großen Ärger und seiner Unzufriedenheit in einem Rundschreiben, das an Institutionen und Zeitungen im In- und Ausland gerichtet wurde, Luft. Die Freunde vom JLC waren wohl eine Ausnahme.⁶⁷

Auch in den folgenden Jahren trafen sich deutsche Sozialdemokraten und Gewerkschafter bei verschiedenen Gelegenheiten mit Vertretern des JLC, des AJC und anderen amerikanisch-jüdischen Organisationen. 1954 stellte das AJC der SPD einige Filme für ihre Schulungsarbeit zur Verfügung.⁶⁸ Doch sind die früh gehegten Hoffnungen auf eine andauernde Kooperation zwischen dem AJC und der SPD nicht erfüllt worden. Trotz der Würdigung der demokratischen Potenz der SPD und der Gewerkschaften waren die Hindernisse für eine enge Zusammenarbeit zwischen der Prestige-Organisation der höheren Mittelklasse des amerikanischen Judentums und der sozialdemokratischen Opposition in der Bundesrepublik zu groß, um so mehr, als bis 1960 die SPD die außenpolitische Linie der Nato und der USA nicht akzeptierte. Im amerikanischen Judentum waren Kontakte zu deutschen Parteien und Institutionen alles andere als populär. Seit 1953 waren weder das AJC noch andere führende amerikanisch-jüdische Organisationen daran interessiert, den guten Willen der das Wiedergutmachungsabkommen prompt erfüllenden Adenauerregierung aufs Spiel zu setzen. Auch dem öfters gegen die Wiederbewaffnung Deutschlands eingetretenen WJC wurde von seinem Präsidenten Nahum Goldmann nahegelegt, seine Resolutionen zu mäßigen.

Das JLC seinerseits verlor sukzessiv an Bedeutung. Das kam auch in der Verringerung seines Einflusses auf die Gestaltung der Beziehungen zwischen den amerikanischen und deutschen Gewerkschaften zum Ausdruck, die trotz politischer Differenzen auf direkten beiderseitigen Interessen beruhten, bei denen das jüdische Problem keine bedeutende Rolle mehr spielte. Als Fritz Heine den erfolglosen Besuch von Erich Ollenhauer in den USA, der Anfang 1957 stattfand, vorbereitete, warnte ihn Jay Lovestone,⁶⁹ daß er zuviel Zeit für jüdische Gruppen und Emigranten vergeude. Für die neue Generation von SPD-Präsidiumsmitgliedern, wie z.B. Fritz Erler und Willy Brandt, gab es sowieso schon viel mehr Gesprächspartner im amerikanischen Establishment und unter prominenten amerikanischen Intellektuellen und Politikern, obwohl auch sie die Kontakte mit jüdischen Persönlichkeiten fortsetzten. Gleichzeitig verschob sich seit den späten fünfziger Jahren das Interesse der SPD und der Gewerkschaften nach Israel und der dortigen Arbeiterbewegung, wo man gemeinsame Wurzeln entdeckte und eine breite Zusammenarbeit begann. In wenigen Jahren waren diese Beziehungen viel weiter fortgeschritten, als die mit der amerikanisch-jüdischen Gemeinschaft.

66 Heine an Held, 6.1.1953, AdsD, Bestand Heine, 20(HE). Im Mai 1952 hatte Heine Held daran erinnert, daß die positive Einstellung der SPD in der Wiedergutmachungsfrage nie davon beeinflusst worden sei, daß die amerikanische Regierung und der Hochkommissar John McCloy, mit denen sich die Partei in einer ständigen Konfrontation befand, der Adenauerregierung volle Unterstützung angedeihen ließen; Heine an Held, 20.5.1952, AdsD, Bestand Heine, 20 (He).

67 Altmaier an Barou, 5.4.1953, CZA, Bestand Nahum Goldmann, Z 6/1999; Held an Heine, 18.2.1953 AdsD, Bestand Heine, 20.

68 Heine an Shuster, 11.10.1954 und Shuster an Heine, 6.12.1954, AJC Records, FAD I, 41 und 32.

69 Lovestone an Heine, 11.3.1957 AdsD, Bestand Heine, 16.

DIE REGELUNG DER ANSPRÜCHE VON GEWERKSCHAFTLERN AUF BESCHLAGNAHMTES VERMÖGEN DURCH DIE REICHSFESTSTELLUNGS-BEHÖRDE 1938 BIS 1944

Von Heinz Boberach

„Ich kann diese Denkschrift nicht anders schließen als wie beinahe jedes Gespräch, das ich in dieser Sache in meinem Dienstzimmer führe, schließt, nämlich mit der Frage des Besuchers: Weiß das der Führer?“, schrieb am 29. Oktober 1936 Hans Erbe, Ministerialrat im Reichsministerium des Innern, an seinen Minister Frick.¹ Er begründete damit die Notwendigkeit einer gesetzlichen Regelung von Ansprüchen an Vermögenswerten, die das NS-Regime ab 1933 als „volks- und staatsfeindlich“ ihren Eigentümern entzogen hatte. Die „ungeheure Erbitterung in den betroffenen Arbeiterkreisen“, von der er sprach, richtete sich vor allem dagegen, daß die Deutsche Arbeitsfront (DAF) nach dem Gewaltstreik gegen die Gewerkschaften am 2. Mai 1933 deren Vermögen an sich gerissen hatte, ohne dafür eine andere Rechtsgrundlage zu besitzen als eine Verfügung des Generalstaatsanwalts beim Landgericht Berlin I im Ermittlungsverfahren gegen Leipart vom 9. bzw. 12. Mai 1933.² Die fristlos entlassenen, bis dahin hauptberuflich tätigen Gewerkschaftler, vor allem aber viele bereits im Ruhestand lebende, erhielten nicht mehr die ihnen noch zustehenden Gehälter und die Renten, für die sie Beiträge geleistet hatten, und konnten „nicht verstehen, daß der nationalsozialistische Staat sie buchstäblich verkommen und verhungern läßt“, während sie wußten, „über welch beträchtliches Vermögen die DAF verfügt und wie hohe Ausgaben sie für andere Zwecke leistet“. Alle Versuche, durch eine Klage vor einem ordentlichen Gericht die Ansprüche durchzusetzen, waren durch das Gesetz zum Ausgleich bürgerlich-rechtlicher Ansprüche vom 13. Dezember 1934 (Reichsgesetzblatt, (künftig: RGBl.), 1934, I, S.1235) unterbunden, ca. 15.000 anhängige Verfahren ausgesetzt worden. Allerdings enthielt dieses Gesetz auch die Ankündigung, „unbillige Härten“ auszugleichen, wenn Einzelnen „durch politische Vorgänge der nationalsozialistischen Erhebung besondere Nachteile zugefügt worden sind“. Das sollte durch ein Gesetz über die Gewährung von Entschädigungen bei der Einziehung oder dem Übergang von Vermögen geschehen, für das Erbe einen Entwurf gemacht hatte, dessen früheste Fassung im Mai 1935 den Reichsministerien zugegangen war. Darin war nicht nur die Regelung der Ansprüche an Gewerkschaftsvermögen vorgesehen, das durch dieses Gesetz definitiv auf die DAF übergehen sollte, sondern auch an kommunistischem, volks- und staatsfeindlichem Vermögen, das durch die Gesetze vom 26. Mai und 14. Juli 1933 (RGBl., 1933, I, S.293 bzw. S.479) eingezogen worden war, und an Vermögen von Emigranten, das ihnen durch das Gesetz über den Verlust der Staatsangehörigkeit und den Widerruf von Einbürgerungen vom 14. Juli 1933 (a.a.O., S.480) entzogen worden war. Vor allem sollte es Gläubiger befriedigen, die vor 1933 nunmehr verbotenen oder aufgelösten Organisationen

- 1 Kopien der Denkschrift in: Akten der Reichskanzlei und des Reichsjustizministeriums, Bundesarchiv Koblenz (künftig: BArch), R 43 II/715 und R 22/1497, auf denen die folgende Darstellung beruht. Erbe, geb. 1892, war 1925 als Regierungsrat in das Ministerium gekommen, 1929 Oberregierungs- und 1933 Ministerialrat geworden, 1943 war er Reichsrichter am Reichsverwaltungsgericht (BArch, R 2/11684, Taschenbuch für Verwaltungsbeamte 1943, S.17, 20).
- 2 Vgl. Hans-Gerd Schumann, Nationalsozialismus und Gewerkschaftsbewegung. Die Vernichtung der deutschen Gewerkschaften und der Aufbau der „Deutschen Arbeitsfront“, Hannover 1958, S.74; zum Verfahren gegen Theodor Leipart vgl. Beate Dappner und Hans-Peter Rouette, Zum Ermittlungsverfahren gegen Leipart und Genossen wegen Untreue vom 9. Mai 1933, in: IWK, Jg.20 (1984), H.4, S.509-535.

Darlehen gewährt hatten oder noch Forderungen für Lieferungen und Leistungen geltend machen konnten, und schloß alle Ansprüche unmittelbar von der Einziehung des Vermögens Betroffener aus, d.h. der früheren Eigentümer, aber es enthielt auch die Vorschrift, daß zwar nicht ehemalige Anhänger der KPD und kommunistischer Organisationen entschädigt werden könnten, wohl aber, wer „sonstige marxistische oder andere nach Feststellung des Reichsministers des Innern volks- und staatsfeindliche Bestrebungen vorsätzlich gefördert“ habe, wenn er bedürftig sei.

Mehr als zwei Jahre wurde über dieses Gesetz verhandelt. Der Stellvertreter des Führers, der die Interessen der DAF vertrat, erhob immer neue Einwände, wollte einerseits die Zahl der Organisationen, deren Vermögen der DAF zufallen sollte, möglichst vergrößern, andererseits möglichst wenig oder gar nichts daraus zahlen. Der Reichswirtschaftsminister wollte Vermögen der Arbeitgeberverbände, auf das die DAF ebenfalls zugegriffen hatte, der Wirtschaft erhalten, der Propagandaminister war am Vermögen der Verbände der Künstler- und Journalistenorganisationen für die Reichskulturkammer interessiert, der Reichsernährungsminister meldete für den Reichsnährstand Ansprüche auf Vermögen von Verbänden der Bauern und Landarbeiter an. Für eine baldige Verabschiedung kämpfte der Reichsjustizminister; im Interesse der Rechtssicherheit konnte er „nicht billigen, daß Tausende von Gläubigern, die wohl zum größten Teil der Arbeiterschaft angehören, ihre berechtigten Ansprüche vor deutschen Gerichten nicht durchsetzen können, obwohl in erheblichem Ausmaß Vermögen vorhanden ist“.³ Im Frühjahr 1937 schien es, als habe die DAF, die am liebsten das, was sie hatte, ohne die Pflicht behalten wollte, etwas daraus zu bezahlen, ihr Ziel erreicht. Erbe vermerkte am 18. März, Ley sei bei Hitler gewesen, und dieser „wünscht die Dinge sich zunächst außerhalb des geschriebenen Rechts weiter entwickeln zu lassen“. Die Anspruchsberechtigten, die Erbe nun auf etwa 45.000 schätzte, sollten also weiter getröstet werden.

Umso überraschender ist, daß das Gesetz in der Kabinettsitzung vom 9. Dezember 1937 ohne weitere Diskussion verabschiedet und am selben Tag (RGBl., 1937, I, S.1333) mit den Unterschriften Hitlers, Heß' und der beteiligten Minister verkündet wurde.⁴ Die Gründe sind nicht ersichtlich, immerhin konnte aber die DAF insofern zufrieden sein, als ihre Vermögensverwaltung GmbH in das „Vermögen der früheren Arbeitgeber- und Arbeitnehmervereinigungen eingewiesen“ wurde, ihre Haftung für alle Forderungen an deren frühere Eigentümer jedoch ausdrücklich ausgeschlossen, alle Rechte an diesem Vermögen für erloschen erklärt wurden. Auf eine Entschädigung bestand kein Rechtsanspruch, sie konnte jedoch auf Antrag erfolgen. Die Möglichkeit einer Entschädigung auch bei „vorsätzlicher Förderung“ nichtkommunistischer staatsfeindlicher Bestrebungen wurde aus dem ersten Entwurf übernommen. Über die Anträge sollten in Preußen und Bayern die Regierungspräsidenten und der Polizeipräsident in Berlin, in Sachsen die Kreishauptleute, sonst die obersten Landesbehörden als Feststellungsbehörden entscheiden. Gegen ihre Entscheidungen war Beschwerde an die Reichsfeststellungsbehörde zugelassen, die dem Reichsministerium des Innern angegliedert wurde; ähnlich einem Verwaltungsgericht bestand sie aus Kammern mit fünf Mitglie-

3 Schreiben vom 11. Dezember 1936 an die Ressorts.

4 Kommentierte Ausgabe von Hans Erbe, Das Gesetz über Gewährung von Entschädigung bei der Einziehung oder dem Übergang von Vermögen vom 9.12.1937 (= Vahlen's gelbe Hefte) Berlin 1938, vgl. auch den Kommentar von Krug, Oberstaatsanwalt im Reichsjustizministerium, in: Deutsche Justiz, Jg. 1938, S.253.

dern, von denen drei die Befähigung zum Richteramt oder zum höheren Verwaltungsdienst besitzen mußten und zwei vom Stellvertreter des Führers vorzuschlagen waren.⁵

Die Tätigkeit dieser Behörde ist durch Akten aus mehr als 2000 Verfahren der Jahre 1938 bis 1944 dokumentiert.⁶ Davon betrafen weitaus die meisten, ca. 1200, Ansprüche auf Gewerkschaftsvermögen, und unter ihnen wiederum waren die Forderungen auf Erstattung gezahlter Beiträge und auf Rentenzahlung aus dem Vermögen des Unterstützungsvereins der in der modernen Arbeiterbewegung tätigen Angestellten (ca. 300 Verfahren) am zahlreichsten. Er war 1902 entstanden, um für Gewerkschaftsangestellte, Mitarbeiter der Arbeiterpresse, Arbeitersekretäre und Angestellte freier Zentralkrankenkassen eine Alters-, Invaliden- und Hinterbliebenenversorgung zu schaffen, und nach dem Statut von 1928 konnten „Organisationen der freien Gewerkschaften, der Angestellten und der SPD“ ihre besoldeten Angestellten sowie gegen Unfall auch ehrenamtliche Funktionäre versichern; der Beitrag hatte 10% des Monatseinkommens bis zur Höhe von 800,— RM betragen. Der Verein hatte bis Oktober 1933 Zahlungen geleistet, die Rentner hatten 1934 eine Abfindung von 12 Monatsrenten erhalten. Die Reichsfeststellungsbehörde entschied am 25. Juni 1939, daß die DAF allen Mitgliedern 20% der von ihnen und für sie nach der Inflation ab 1.1.1924 bis 2. Mai 1933 entrichteten Beiträge zurückzahlen müsse und den Rentnern 20% einer siebeneinhalbfachen Jahresrente. Neben dieser Grundsatzentscheidung sprach sie in zahlreichen Einzelfällen Antragstellern Entschädigungen zu, deren Höhe meist bei wenigen hundert Mark lag, zuweilen aber auch 1000,— RM überstieg. Einer dieser Fälle betraf den ehemaligen Reichstagspräsidenten Paul Löbe. Er forderte am 27. Juli 1938 die Erstattung eines Rests von 680,— RM für gezahlte Beiträge. Eine Rückfrage der Reichsfeststellungsbehörde bei der DAF ergab, daß diese einem so hervorragenden Repräsentanten der SPD nichts zahlen wollte, und das ebenfalls zur Stellungnahme aufgeforderte Reichssicherheitshauptamt befand am 8. Juli 1940, Löbe verdiene keine Entschädigung, weil er „bis in die jüngste Zeit Verbindungen zu ehemals maßgebenden marxistischen Kreisen aufrecht erhalten“ habe. Trotzdem entwarf die I. Kammer der Reichsfeststellungsbehörde 1941 den im Anhang wiedergegebenen Beschluß, der die DAF zur Zahlung verpflichtete. Er wurde jedoch nicht ausgefertigt, weil Löbe seinen Antrag am 21. August 1941 zurücknahm. Wie er selbst berichtet,⁷ hatte Göring, sein Nachfolger als Reichstagspräsident, eingegriffen und die Zusage einer Rente erfüllt, die er ihm in einem Gespräch im Mai 1938 gemacht hatte. Diese ab Juli 1938 aus Hitlers Dispositionsfonds monatlich geleisteten Zahlungen waren weit höher als der Betrag, den die DAF hätte erstatten müssen, und ermöglichten Löbe die Unterstützung vieler, vor allem jüdischer Parteifreunde.

Weitere Verbände, aus deren Vermögen Zahlungen verlangt und von der DAF geleistet werden mußten, waren neben dem Unterstützungsverein vor allem der Verband der Fabrikarbeiter Deutschlands, der Gesamtverband der öffentlichen Betriebe und des Personen- und Warenverkehrs, der Gewerkschaftsbund der Angestellten, der Zentralverband der Angestellten und die Union Ganymed, aber auch zahlreiche kleinere Gewerkschaften, nur vereinzelt Arbeitge-

5 Das Verfahren wurde in der Durchführungsverordnung vom 18. März 1938 (RGBl.) 1938, I, S.317, geregelt, weitere 8 Durchführungsverordnungen zwischen dem 11. März 1938 und 18. März 1942 verlängerten die Fristen, bis zu denen Listen der Träger der von der DAF übernommenen Vermögen — erste im Reichsanzeiger vom 28.4. und 5.9.1938 — zu veröffentlichen waren und Anträge gestellt werden konnten, zuletzt „bis auf weiteres“, durch Verordnung vom 5. Juni 1942 wurden die Kammern der Reichsfeststellungsbehörde auf drei Mitglieder beschränkt. Das Taschenbuch für Verwaltungsbeamte 1943 nennt als Leiter Ministerialrat Sibeth, Referent in der Personalabteilung des Ministeriums, eine Große und drei Kleine Kammern mit insgesamt 10 Mitgliedern.

6 BArch, Bestand R 18 Anhang, 820 Aktenbände, danach das folgende.

7 Paul Löbe, *Der Weg war lang. Lebenserinnerungen*, 2. Aufl., Berlin 1954, S.235f.

bervverbände wie der Verband Berliner Metallindustrieller. Besonders hoch ist der Anteil der Verfahren, die wegen Ansprüchen auf Vermögen der christlichen Arbeitnehmerorganisationen geführt wurden.

Diese Ansprüche vertrat Jakob Kaiser.⁸ Der „Bevollmächtigte der ehemaligen Angestellten der Christlichen Gewerkschaften“ konnte sich darauf berufen, daß Hitler im Herbst 1934 vor der Abstimmung im Saargebiet dem Vorsitzenden der „Gewerkschaftsfront Saar“, Peter Kiefer, eine „rasche und völlige Regelung“ der Ansprüche christlicher Gewerkschaftler zugesagt habe.⁹ Bis Ende September 1936 waren in der Tat die Forderungen der Rentempfänger und der Selbstversicherer der Unterstützungskasse des Gesamtverbandes erfüllt worden, und die Beiträge zu den Kassen von mehreren Einzelverbänden ab 1924 waren mit einem Prozentsatz zwischen 60 und 33 ⅓% erstattet worden. Trotzdem registrierte die Reichsfeststellungsbehörde im Februar 1939 noch 829 Anträge auf Vermögen von 17 Verbänden, unter denen der Gesamtverband mit 206 und der Verband der Gasthausangestellten mit 116 an der Spitze standen. Über sie wurde so entschieden, daß Kaiser Ende Dezember 1940 in einem Rundschreiben an seine „Kameraden“ feststellen konnte, daß die Beschlüsse zwar nicht in allen Fällen und Einzelpunkten den Wünschen entsprachen, aber doch „ein Ergebnis, mit dem ich mich vor Euch und vor mir selber sehen lassen kann“, erzielt worden sei. Die Zahlungen, die die DAF leisten mußte, lagen denn auch im Einzelfall deutlich höher als bei den Mitgliedern der Unterstützungskasse; bei 9 Fällen, deren Akten in einem Band nach Alphabet vereinigt sind, betrugen sie 1941 viermal zwischen 669,— und 1000,— RM, zweimal rund 1450,— und dreimal zwischen 2298,— und 2570,— RM, was etwa dem Jahresgehalt eines Regierungssekretärs in der Eingangsstufe entsprach. 1942 erging ein Beschluß, mit dem dem ehemaligen Reichsarbeitsminister Adam Stegerwald, der bis Ende 1938 ein gekürztes Übergangsgeld als Minister erhalten hatte, ein fünfstelliger Betrag zugesprochen wurde.

Sehr viel weniger großzügig war die Reichsfeststellungsbehörde, wenn Ansprüche an eingezogenes volks- und staatsfeindliches Vermögen gestellt wurden. Zwar erhielt ein 1933 mit 65 Jahren nach 28jähriger Tätigkeit ausgeschiedener Angestellter des „Vorwärts“ von 2205,— RM rückständigem Gehalt noch 1000,— RM, und einem Redakteur wurden 1943 im Vergleichsweg 1500,— RM zuerkannt, aber die Forderung einer Firma der Fernmeldeindustrie auf Zahlung von 559,60 RM Miete für eine der Zeitschrift „Die Weltbühne“ im August 1932 vermietete Anlage wurde abgelehnt, weil durch den Mietvertrag „kommunistische Bestrebungen zumindest fahrlässig gefördert“ worden seien. Wenig Aussichten hatten auch diejenigen, die Vereinen der Arbeitersportbewegung oder den „Naturfreunden“ Darlehen für Heime oder Ausrüstungsgegenstände gewährt hatten. Ein privates Darlehen von 2300,— RM für die „Naturfreunde“ in Höchst bei Frankfurt/M. sollte als vorsätzliche Förderung staatsfeindlicher Bestrebungen gelten, aber im Vergleich erhielt der Gläubiger 1943 dann doch 1955,— RM. Ein Gesellschafter des Volkshauses in Hamm wurde dagegen mit einer uneinbringlichen Hypothekenforderung über 2000,— RM für seine Anteile von 1419,— RM „entschädigt“.

Noch schlechter wurde behandelt, wer Entschädigung für Forderungen an Emigranten ver-

8 Vgl. Werner Conze, Erich Kosthorst und Elfriede Nebgen, Jakob Kaiser. Der Widerstandskämpfer, 2. Aufl., Stuttgart 1970, S.23-30; ein Teil seiner Akten zusammen mit Vorgängen der Reichsfeststellungsbehörde im Nachlaß Kaiser, in: BArch, NL 18, vorl. Nr.10.

9 Schreiben an die Reichsfeststellungsbehörde vom 24.3.1939, die wiederum am 21.12.1939 von der DAF die Vorlage einer daraufhin am 8.12.1934 ergangenen Weisung Leys verlangte, der neben Gauleiter Bürckel an Kiefers Unterredung mit Hitler teilgenommen habe.

langte. Die Rechtsanwälte und die Schneiderin von Thomas und Katja Mann wurden — mit formaler Begründung — ebenso abgewiesen wie die mittellose Mutter eines Stettiner SPD-Stadtverordneten, der als Geschäftsführer der „Bauhütte für Pommern“ Beiträge zur Unterstützungsvereinigung geleistet hatte. Auch der frühere Reichsjustizminister Otto Landsberg wandte sich vergeblich mit einem Hinweis auf unterschiedliche Behandlung seines Vermögens durch Gestapo und Bayerische Politische Polizei an seinen Nachfolger Gürtner. Lediglich die unterhaltsberechtigten, 1930 geschiedene Ehefrau eines ehemaligen preußischen Ministers erreichte, daß ihr von dem eingezogenen Vermögen, das freilich nur die Höhe von 568,24 RM hatte, 1939 nach Abzug der Verwaltungskosten 560,— RM ausbezahlt werden mußten. Im Vergleich dazu wirken die Zahlungen an die ehemaligen Gewerkschaftsangestellten und die zu ihren Gunsten ergangenen Entscheidungen der Reichsfeststellungsbehörde umso erstaunlicher. Sie belegen einmal mehr, daß es im NS-Regime nicht nur „furchtbare Juristen“ gab und daß die Verhältnisse differenzierter waren, als Pauschalurteile nahelegen.

ANHANG

Entwurf des Beschlusses der Reichsfeststellungsbehörde beim Reichsministerium des Innern Nr.RF.Löb/28.7.38 auf den Entschädigungsantrag des ehemaligen Reichstagspräsidenten Paul Löbe [1941]¹⁰

Die I. Kleine Kammer der Reichsfeststellungsbehörde hat über den Antrag des Paul Löbe, Berlin-Friedenau, Rubensstr. 48, vom 28. Juli 1938 auf Gewährung einer Entschädigung aus dem auf die Deutsche Arbeitsfront übergegangenen Vermögen der ehemaligen Unterstützungsvereinigung der in der modernen Arbeiterbewegung tätigen Angestellten — nachfolgend kurz Unterstützungsvereinigung genannt — folgenden Beschluß gefaßt:

Der Vermögens-Verwaltung der Deutschen Arbeitsfront G.m.b.H. wird aufgegeben, an den Antragsteller eine Entschädigung zu zahlen, wie diese sich aus dem Beschluß der Reichsfeststellungsbehörde vom 25. Juni 1939 ergibt.

Diese Entscheidung ist nach § 17 Abs.2 des Gesetzes über die Gewährung von Entschädigungen bei der Einziehung oder dem Übergang von Vermögen vom 9. Dezember 1937 endgültig.

Gründe:

Auf den im Spruch erwähnten Beschluß der Reichsfeststellungsbehörde vom 25. Juni 1939 wird verwiesen. Hiernach erhalten die früheren Mitglieder der Unterstützungsvereinigung, soweit sie Anwartschaftler waren, eine Entschädigung in Höhe von 20 v.H. desjenigen Betrages, den sie ab 1. Januar 1924 bis zur Beschlagnahme des Vermögens der Unterstützungsvereinigung (2. Mai 1933) als Beitrag (Arbeitgeber- und Arbeitnehmerbeitrag) an diese gezahlt haben.

Der Antragsteller war Anwartschaftler der Unterstützungsvereinigung. Er hat also gemäß dem vorstehenden Beschluß der Reichsfeststellungsbehörde vom 25. Juni 1939 an sich einen Anspruch auf Entschädigung. Die Deutsche Arbeitsfront hat jedoch eingewandt, daß der Antragsteller mit Rücksicht auf seine politische Vergangenheit eine Entschädigung nicht erhalten könne, da er führendes Mitglied der SPD gewesen sei und als solches marxistische Bestrebungen vorsätzlich gefördert habe.

10 BAArch, R 18 Anhang/10398, undatierte, unvollzogene maschinenschriftliche Ausfertigung mit handschriftlichem Zusatz „Entwurf“ und Vermerk „Antrag zurückgezogen, z.d.A.“. — Angaben über das Monatseinkommen Löbes wurden mit Rücksicht auf den Schutz seiner Persönlichkeitsrechte nicht abgedruckt.

Nach § 27 in Verbindung mit § 6 Abs.1 des Entschädigungsgesetzes *kann* die Reichsfeststellungsbehörde dem Geschädigten eine Entschädigung aus Mitteln der Deutschen Arbeitsfront gewähren. Ein Rechtsanspruch des Geschädigten auf Entschädigung besteht nicht. Andererseits soll aber die Entschädigung nicht nach Willkür gewährt oder versagt werden; es soll vielmehr grundsätzlich entschädigt werden, sofern nicht die Ablehnungsgründe des § 6, Abs.2 des Entschädigungsgesetzes vorliegen. Außerhalb dieser Bestimmungen soll eine Entschädigung nur in besonderen Fällen versagt werden, wenn nach allgemeinem Rechtsempfinden eine Ablehnung keine Unbilligkeit bedeutet.

Der Antragsteller war früher Präsident des Deutschen Reichstages und in der SPD zweifelsohne eine führende Persönlichkeit. Hiermit ist jedoch noch nicht gesagt, daß er in seiner Eigenschaft als Mitglied der Unterstützungsvereinigung marxistische Bestrebungen dieser Vereinigung vorsätzlich gefördert hat. Die Unterstützungsvereinigung war eine Hilfseinrichtung der freien Gewerkschaften, in die angestellte und ehrenamtliche Amtswalter der Gewerkschaften als Mitglieder eintreten konnten, um für ihr Alter, für den Fall ihrer Arbeitsunfähigkeit sowie für ihre Hinterbliebenen vorzusorgen. Es besteht nicht der geringste Grund zu der Annahme, daß der Antragsteller der Unterstützungsvereinigung mit dem Vorsatz beigetreten ist, in dieser Vereinigung marxistische Bestrebungen zu fördern. Der Antragsteller ist seit Januar 1904 bis zur Beschlagnahme des Vermögens Mitglied der Unterstützungsvereinigung gewesen. Sein Eintritt erfolgte demnach¹¹ in einem Zeitpunkt, in dem er noch nicht jene Stellung in der SPD bekleidete, die er nach 1918 eingenommen hat. Schon daraus ergibt sich, daß der Zweck des Eintrittes ausschließlich auf die eigene, bzw. die Versorgung der Hinterbliebenen gerichtet war und keine politischen Hintergründe hatte. Hiernach erscheinen die Voraussetzungen des § 6 Abs.2 des Entschädigungsgesetzes vom 9. Dezember 1937 nicht gegeben, wonach eine Entschädigung nicht gewährt wird, wenn der Geschädigte im Zusammenhang mit der Begründung des nach diesem Gesetz erloschenen Rechts marxistische Bestrebungen vorsätzlich gefördert hat.

Die Einwendungen der Deutschen Arbeitsfront haben jedoch der Reichsfeststellungsbehörde die Veranlassung gegeben, bei dem Chef der Sicherheitspolizei und des SD eine Auskunft über den Antragsteller einzuholen. Diese Auskunft besagt, der Antragsteller habe bis in die jüngste Zeit Verbindungen zu ehemals maßgebenden marxistischen Kreisen aufrecht erhalten und bisher jede positive Betätigung für den nationalsozialistischen Staat vermissen lassen. Es sei daher kaum anzunehmen, daß er heute eine den Nationalsozialismus subjektiv bejahende Einstellung einnehme. Im übrigen sei seine wirtschaftliche Existenz hinreichend gesichert. Der Antragsteller steht im 66. Lebensjahre. Er ist nach seiner eigenen, unwidersprochen gebliebenen Darstellung als Korrektor im Buchgewerbe tätig. [. . .] Er ist verheiratet, seine Ehefrau hat weder Vermögen noch eigenes Einkommen.

Mit Rücksicht auf das Alter des Antragstellers sowie mit Rücksicht auf seine Verpflichtung, für seine Ehefrau zu sorgen, erschienen der Reichsfeststellungsbehörde im Gegensatz zur Auskunft des Chefs der Sicherheitspolizei und des SD die Voraussetzungen der § 6, Abs.3 und 13, Abs.2, des Entschädigungsgesetzes gegeben, denn das Arbeitseinkommen des Antragstellers [. . .] kann nicht als in jeder Beziehung ausreichend angesehen werden, weil bei dem Alter des Antragstellers der Eintritt der Arbeitsunfähigkeit abzusehen ist. Insofern ist daher der Lebensunterhalt des Antragstellers und seiner Ehefrau gefährdet.

11 Im Original versehentlich: dennoch.

Nach dem Bericht des Chefs der Sicherheitspolizei und des SD kann dem Antragsteller volks- oder staatsfeindliches Verhalten nach der Machtergreifung nicht nachgesagt werden. Eine positive Einstellung zum nationalsozialistischen Staat ist von einem Mann im 66. Lebensjahr, der den weitaus größten Teil seines Lebens in marxistischen Doktrinen befangen war, kaum zu erwarten. Hingegen muß von ihm die Unterlassung jedweder marxistischen Betätigung gefordert werden. Dieser Forderung ist der Antragsteller nachgekommen und erscheint daher einer Entschädigung nicht unwürdig. Der nationalsozialistische Staat ist stark genug, um auch früheren Gegnern gegenüber großzügig zu sein, zumal es sich hier ausschließlich nur um eine Entschädigung für das handelt, was dem Antragsteller an Gegenleistung für seine im Interesse seiner Alters- und Hinterbliebenenversorgung gemachten Aufwendungen durch die Einweisung der Deutschen Arbeitsfront in das Vermögen der Unterstützungsvereinigung verlorengegangen ist.

Schließlich erscheint auch der besondere Fall, daß nach allgemeinem Rechtsempfinden eine Ablehnung des Entschädigungsantrages keine Unbilligkeit bedeutet, nicht gegeben. Es war daher zu erkennen, wie geschehen.

„FRIEDRICH EBERT UND SEINE ZEIT — BILANZ UND PERSPEKTIVEN DER FORSCHUNG“.

EIN TAGUNGSBERICHT

Von Walter Mühlhausen

„Historikerstreit um Friedrich Ebert“ hatte der „Vorwärts“ in seinem Aufmacher zur Eröffnung der Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte am 11. Februar plakatiert. Ein „Historiker-Streit“ um die Person des ersten Reichspräsidenten, den das nun endgültig zu Grabe getragene sozialdemokratische Traditionsblatt zu erkennen glaubte, ist nach dem von der neuen Bundesstiftung in Heidelberg anläßlich der Eröffnung am 13. und 14. Februar 1989 veranstalteten Symposium „Friedrich Ebert und seine Zeit — Bilanz und Perspektiven der Forschung“ nicht zu erkennen, obgleich die Person Friedrich Ebert als Parteiführer, Reichskanzler, Volksbeauftragter und Reichspräsident nach wie vor kontrovers beurteilt wird.

Dieser unterschiedlichen Einschätzung trug die Tagungsleitung Rechnung, indem zwei Themen von je zwei Referenten behandelt wurden. Kurt KLOTZBACH (Vorstandsmitglied der Stiftung, Bonn) hatte die Tagung konzipiert, an der er leider wegen Krankheit nicht teilnehmen konnte. Hartmut SOELL (stellvertretendes Kuratoriumsmitglied der Stiftung, Heidelberg), Hermann WEBER (Mannheim) und Rudolf KÖNIG (Vorsitzender des Stiftungsvorstandes, Bonn) leiteten die zweitägige Bestandsaufnahme. In acht Referaten zog man eine erste Bilanz der Forschung zu Friedrich Ebert. Es wurden Überblicke über die Stationen Eberts und damit Anregungen für die künftige Arbeit der Gedenkstätte gegeben, denn — so Ministerpräsident RAU in seiner Begrüßungsansprache als Vorsitzender des Kuratoriums — es sei auch Auftrag der Gedenkstätte, die Forschung zu Friedrich Ebert und seiner Zeit mitzutragen. In seinem einführenden Referat „Stadien der Ebert-Forschung nach 1945“ gab Peter-Christian WITT (Kassel) einige Erklärungen zum Fehlen einer wissenschaftlichen Biographie, was er u.a. darauf zurückführte, daß das Bild Friedrich Eberts bereits topologisch geprägt gewesen sei, ehe über ihn, seine Partei und seine Zeit eine intensive Forschung eingesetzt habe.

In Waldemar Bessons biographischem Überblick¹ sieht Witt ein methodisch zureichendes Konzept für eine Biographie Eberts, weil Besson den Entscheidungsspielraum und die Gestaltungsmöglichkeiten der Person gegenüber komplexen historischen Bewegungen und Interessen auslotete. Das war — so Witt — ein überzeugender, gleichwohl für die Biographie nicht weiter verfolgter Ansatz. Mittlerweile lägen für die Bedingungs-elemente im staatlichen und gesellschaftlichen Bereich zahlreiche Forschungsarbeiten als Bausteine für die Biographie Eberts vor: Untersuchungen zur Geschichte der SPD und der Gewerkschaften vor dem Ersten Weltkrieg und zur Parteispaltung, die Aufarbeitung der alternativen Entscheidungsmöglichkeiten in der Revolution, der ökonomisch-sozialen Rahmenbedingungen während des Ersten Weltkrieges und in den Anfangsjahren der Republik sowie die Erforschung von Parteien, Interessenverbänden und des Regierungssystems der Republik insgesamt. Witt, der selbst einige Aspekte zur Bewertung Eberts anführte, die im Verlauf der Tagung aufgegriffen wurden, listete abschließend als Forschungsdefizite auf: den inneren Betrieb des Parteivorstandes, das Verhältnis von Partei und Fraktion, von Partei und Gewerkschaften und von Funktionären und Wählern; die Amtsführung und das Amtsverständnis des Reichspräsidenten (wie der Verlauf der Tagung zeigte, ein noch weitgehend unbestelltes Feld); Eberts familiärer Hintergrund, insbesondere seine Heidelberger Jugendzeit und die Erfahrungen auf der Wanderschaft.

Das von Witt zuletzt angeführte Problemfeld war ein Teil des Referats von Dieter K. BUSE (Sudbury, Kanada), der auf der Basis neu erschlossener Quellen und angereichert mit vielen Details interessante Aspekte zu „Friedrich Eberts Aufstieg in der Sozialdemokratie des deutschen Kaiserreichs“ lieferte. Buse, der eine umfassende Biographie Eberts vorbereitet, stellte den Aufstieg Eberts vom lokalen Parteifunktionär in Bremen bis zum Vorsitzenden der Partei in Zusammenhang mit den Erfordernissen einer expandierenden Partei. Nur die hinreichende Berücksichtigung der Parteientwicklung mache den Aufstieg Eberts verständlich.

Buse benannte die Affinitäten: Die wachsende Mitgliedschaft und damit einhergehend auch der Aufbau von neuen Gremien (Bildungsausschuß, Parteischule, Jugendbewegung) verlangten nach Parteifunktionären, die mit den verschiedenen Gruppen zusammenarbeiten konnten und die von den unterschiedlichen ideologischen Strömungen als neutral angesehen wurden. Ein Kandidat für den Parteivorstand mußte in der ideologischen Mitte angesiedelt sein, Loyalität gegenüber der gesamten Partei bewiesen haben und als Mittler in Streitigkeiten hervorgetreten sein. Zudem mußte ein solcher Kandidat ein glänzender Redner sein und administrative Erfahrungen gesammelt haben. Dies alles habe auf Friedrich Ebert zugetroffen, der bereits in Bremen eine Vielzahl von Ämtern bekleidet hatte und darüber hinaus auch — so Buse im Gegensatz zur älteren Literatur — ein besonderes Redetalent besaß. In den Krisen der Sozialdemokratie vor Ausbruch des Weltkrieges (Revisionismusstreit, Budgetbewilligung) sei Ebert als Mittler des Parteivorstandes aufgetreten. Er sei weniger der Opportunist als vielmehr der Mann des Kompromisses und der politischen Mitte innerhalb der Sozialdemokratie gewesen. Weiter strich Buse heraus, daß die Konflikte (er nannte sie „Mini-Krisen“) nicht zu stark bewertet werden sollten. Das gelte auch für die Bremer Zeit. Inge MARBOLEK (Bremen) hielt in der anschließenden Diskussion diese Aussage doch für zu harmonisierend, denn das Verhältnis zur Bremer Linken sei doch spannungsgeladen gewesen. Schließlich habe die Partei in der Hansestadt die Spaltung schon vorweggenommen, die dann im Ersten Weltkrieg

1 Waldemar Besson, Friedrich Ebert. Verdienst und Grenze, 1. Aufl., Göttingen, Zürich und Frankfurt/M. 1963, 2., verb. Aufl., Göttingen, Zürich und Frankfurt/M. 1970.

vollzogen wurde. Dagegen wandte Buse ein, daß trotz der Streitpunkte die Gemeinsamkeiten überwogen hätten und daß Ebert später im Parteivorstand gerade mit jenen bremischen Sozialdemokraten gut zusammengearbeitet habe, die zum linken Flügel gehörten. Ebert sei eben nicht Vorsitzender geworden, weil er Bürokrat oder Opportunist, sondern weil er ein kämpferischer Sozialist gewesen sei, dessen Anpassungsfähigkeit mit den Gegebenheiten der Bewegung zusammentraf und der das Vertrauen seiner Kollegen durch eine achtjährige Tätigkeit im Parteivorstand erworben habe. Ebert sei — so schloß Buse — 1913 der Vertrauensmann der gesellschaftlichen Linken, 1918 der der Mitte und 1923 der der gesellschaftlichen Rechten gewesen, eine These, die im Laufe der Tagung des öfteren kontrovers diskutiert wurde.

Susanne MILLER (Bonn) zeichnete in ihrem Beitrag „Friedrich Ebert und die Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie im Weltkrieg“ den Weg zur Parteispaltung und den Friedrich Eberts vom Vorsitzenden der Partei zum wohl einflußreichsten Politiker Deutschlands im November 1918 nach. Ebert habe zunächst mit allen Mitteln versucht, die Spaltung der Partei zu verhindern. Als sein Leitmotiv nannte Miller „das geschlossene Auftreten der Partei“, wobei er das Drängen der rechten Parteimitglieder, die Minderheit nach der Sonderaktion im Dezember 1915 auszuschließen, abwehren konnte. Mit der Ablehnung des Notetats im März 1916 sei aber auch Eberts Toleranz gegenüber der Minderheit erschöpft gewesen. Miller stellte in Anlehnung an die Einschätzung von Arthur Rosenberg² fest, daß gerade zu der Zeit, in der sich die Spaltung der Sozialdemokratie vollzog, die sachlichen Gegensätze zwischen den beiden Richtungen immer geringer wurden (Hinweis auf Friedensresolution etc.).

In der Diskussion wurde die Ansicht vertreten, daß Ebert, solange er mit einem deutschen Sieg rechnete, unbedingt an der Aufrechterhaltung der Parteieinheit gelegen sein mußte, weil bei einem siegreichen Kriegsende ganz gewiß keine andere Rolle als die der Opposition für die SPD geblieben und in diesem Fall eine starke Opposition vonnöten gewesen wäre; in dem Moment aber, als deutlich wurde, daß der Krieg nicht mit einem Sieg enden würde, habe er sich zwangsläufig vom linken Flügel trennen müssen, um die gewünschte Anbindung an die bürgerlichen Parteien — wie dies später im semioffiziellen Interfraktionellen Ausschuß gelang — zu ermöglichen.

Dagegen wandte Susanne Miller ein, Ebert habe bis 1918 kaum an eine Niederlage geglaubt, sonst hätte er ja im Oktober auf die Nachricht von der unausweichlichen Niederlage nicht so erschüttert reagiert. Daß die Reichstagsfraktion sich teilen würde, hielt sie für unumgänglich, denn die Minderheit wollte eine Plattform haben, auf der sie ihre Meinung äußern konnte. Im Krieg und unter dem Belagerungszustand hätte dies allein der Reichstag sein können. Die Spaltung sei aber vermeidbar gewesen, was sie mit dem Hinweis auf die ähnliche Entwicklung in Österreich belegte, wo die Spannung innerhalb der Partei von der Organisation ertragen wurde und es zu keiner Spaltung kam.

Heinrich POTTHOFF (Bonn) und Klaus SCHÖNHOFEN (Mannheim) wiesen in der Aussprache auf die Entfremdung zwischen sozialdemokratischer Führung und Basis hin, was Buse unter Anführung seiner Dokumentation über Ebert und dessen Wahlkreis Elberfeld-Barmen³ in dieser Ausschließlichkeit nicht gelten lassen wollte. Offen blieb auch die Frage, ob die Mehrheitsfraktion und auch Ebert angesichts der Erfolglosigkeit der Burgfriedenspoli-

2 Arthur Rosenberg, Geschichte der deutschen Republik, 1. Aufl., Karlsbad 1935, 15., unveränd. Aufl. unter dem Titel: Geschichte der Weimarer Republik. Hrsg. von Kurt Kesten, Frankfurt/M. 1973, S.14.

3 Parteiorganisation und Wahlkreisvertretung. Eine Dokumentation über Friedrich Ebert und seinen Reichstagswahlkreis Elberfeld-Barmen 1910-1918. Hrsg. von Dieter K. Buse (= Archiv für Sozialgeschichte, Beih.3), Bonn und Bad Godesberg 1975.

tik nicht über eine Änderung der gescheiterten Strategie, die immerhin den Gewerkschaften zumindest partielle Erfolge beschert hatte (Hilfsdienstgesetz), nachdachten und überhaupt die katastrophale Bewußtseinserfahrung der Bevölkerung wahrnahmen. Heinrich JAENECKE (Ahrensburg), Enkel von Friedrich Ebert, konnte anhand des Tagebuchs seiner Mutter belegen, daß die Familie selbst unter den Auswirkungen des Krieges zu leiden hatte und sehr genau die Stimmung kannte.

Das erste der beiden mit zwei Referenten besetzten Themen lautete „Friedrich Ebert und das Problem der Handlungsspielräume in der deutschen Revolution 1918/19“. Reinhard RÜRUP (Berlin) ging zunächst auf die Doppelaufgabe ein, vor der die Revolutionsregierung stand: zum einen die Folgen des militärischen und politischen Zusammenbruchs zu bewältigen, zum anderen die Errungenschaften der Revolution zu sichern und eine umfassende gesellschafts-politische Neuordnung einzuleiten. Rürup führte aus, daß die Mehrheitssozialdemokraten den Schwerpunkt ihrer Tätigkeit auf den ersten Teil dieser Doppelaufgabe gelegt hätten, während der zweite, die Sicherung der revolutionären Errungenschaften, die Überwindung der undemokratischen Strukturen und des obrigkeitstaatlichen Denkens auf allen Ebenen der Verwaltung, von ihnen nicht in Angriff genommen worden sei. Trotz der Inanspruchnahme der Revolutionsregierung auf dem Feld, die Nachwirkungen des Zusammenbruchs möglichst gering zu halten (hier sei sie erfolgreich gewesen), sah Rürup doch Chancen für eine tiefgreifende demokratische Umwälzung, denn zum einen bestand nach seiner Einschätzung eine „Bolschewisten“-Gefahr eben nicht, weil sich die große Mehrheit der Arbeiter- und Soldatenräte auf der gleichen politischen Linie wie die Mehrheitssozialdemokratie bewegt habe, und auch die außenpolitischen Rahmenbedingungen hätten eine entschiedenere Politik der Demokratisierung zugelassen. Es habe also für die Regierung der Volksbeauftragten weder direkt noch indirekt Auflagen gegeben, die die Sicherung und den Ausbau der revolutionären Errungenschaften verhindert hätten. Die Frage, warum Friedrich Ebert eine konsequentere sozialdemokratische Politik nicht in Angriff genommen habe, die unter den Umständen gewiß nicht leicht, aber — so Rürup — doch möglich gewesen wäre, beantwortete er damit, daß Ebert am Ende des Krieges mit allen Kräften (mit dem Militär und den alten Beamten sowie mit den Unternehmern) eine Politik zu betreiben versuchte, die als „Burgfrieden“, als „Nicht-Revolution“, umschrieben werden könnte. Diese Politik habe letztlich dazu geführt, daß die Weimarer Republik von vornherein schwächer gewesen sei, als sie bei einer konsequenten Politik der Neuordnung von Wirtschaft, Beamtenschaft und Militär hätte sein können.

Andere Akzente setzte Eckhard JESSE (Trier), der den Handlungsspielraum 1918/19 zunächst vom Bewußtsein der Zeitgenossen her beschrieb und dabei zu erkennen meinte, daß es für die Mehrheitssozialdemokraten, denen das Chaos vor Augen stand, keine alternativen Handlungsmöglichkeiten gegeben habe und diese, wären sie vorhanden gewesen, auch nicht wahrgenommen worden wären. Wenn auch, wie er in Übereinstimmung mit Rürup festhielt, die Räte in der revolutionären Periode mehrheitlich sozialdemokratisch orientiert waren, dürfe die Bolschewistenfurcht in der Mehrheitssozialdemokratie nicht übersehen werden. Wenngleich die putschistische Gefahr überschätzt worden sei, so müsse man doch die reale Gefahr sehen, die die MSPD in dieser Zeit wahrgenommen hätte. Das russische Beispiel habe abschreckend gewirkt und dafür gesorgt, daß der MSPD der Rückgriff auf die alten Gewalten als einzig gangbarer Weg erschien, um der Notlage Herr zu werden.

Die Bewältigung der unmittelbaren wirtschaftlichen und sozialen Aufgaben nach Kriegsende konnte nur — so Jesse — durch einen Verzicht der Mehrheitssozialdemokratie auf einen Kon-

frontationskurs gegenüber denjenigen Mächten einigermaßen geleistet werden, die bis zum 9. November die Verantwortung getragen hatten, d.h. konkret: der Verwaltung, dem Militär und der Wirtschaft, zumal gravierende Eingriffe gegen die in der Revolutionszeit vorübergehend gelähmten alten Kräfte möglicherweise recht schnell einen autoritären Gegenschlag provoziert hätten.

Die SPD habe die demokratischen Spielregeln einhalten wollen und sich am Stimmzettel orientiert. Die Nationalversammlung sei für sie der Hort gewesen, der die weitreichenden Entscheidungen fällen durfte. Jesse bestritt nicht, daß es in der Tat manche Fehleinschätzungen gegeben habe (z.B. die Vertrauensseligkeit gegenüber der militärischen Führung), aber angesichts der Erfolge der Revolutionsregierung bei der Bewältigung der wirtschaftlichen und sozialen Not würden diese nicht sonderlich ins Gewicht fallen. Für ihn hat es demnach 1918/19 keine „verpaßte Chance“ gegeben. Er setzte dagegen das Bild von der „verhinderten Katastrophe“, was — so Soell in der Aussprache — insofern besonders schwierig zu belegen sei, als die Beweisführung wohl doch eher bei dem läge, der die Katastrophen abgewendet habe. Die ausgiebige Diskussion stellte unter Beweis, daß ein solches komplexes Thema nicht ohne detaillierte Beschreibung einzelner Problemfelder behandelt werden kann. Auf den Einwand, in welcher Form, zu welchem Zeitpunkt und vor allem mit welchem Personal die Neuordnung in den genannten Bereichen in den vier Monaten zwischen November 1918 und Februar 1919 hätte geschehen können, präziserte Rürup, daß es 1918/19 nicht um einen abrupten Trennungsstrich, sondern um die Einleitung solcher Reformen gegangen sei.

Der Versuch sei ausgeblieben, die noch in verantwortlichen Funktionen befindlichen Kräfte auf die Probe zu stellen. Schönhoven pflichtete Rürup bei, daß der Rückgriff auf das alte kaiserliche Personal vielleicht nicht unausweichlich war und die aktuellen Probleme möglicherweise doch mit anderen Kräften zu lösen gewesen wären. Er führte als Beleg seine eigene Edition über die Räte in Württemberg an,⁴ in der deutlich werde, daß z.B. die Rückführung des Heeres gerade von sozialdemokratischen Soldaten und Unterführern bewältigt worden sei und diese von der Militärpolitik der Volksbeauftragten enttäuscht waren.

Ähnlich komplex war auch der nachfolgende Block, wenn auch beide Referenten zum Thema „Friedrich Ebert, die deutsche Sozialdemokratie und die Koalitionsfrage 1919-1925“ nicht so kontroverse Ansichten vertraten. Heinrich Potthoff (Bonn) und Klaus MEGERLE (Berlin) behandelten diesen Komplex nicht nur unter dem Aspekt der Bildung eines regierungsfähigen Kabinetts, sondern weiträumiger, denn ohne die Einbeziehung der bürgerlichen Parteien und der sozialen Basis der Sozialdemokratie in die Koalitionsproblematik sei das Thema wenig ergiebig (Potthoff), zumal auf der anderen Seite gerade die Fraktionen die entscheidenden Faktoren waren, wobei es Ebert nur partiell gelang, in der Koalitionsfrage seine eigenen Vorstellungen durchzusetzen (Megerle).

Potthoff ging zunächst von der Abkehr eines großen Teils der sozialdemokratischen Anhängerschaft von ihrer eigenen Partei aus, sah dies nicht als Ausfluß der Koalitionspolitik, sondern als Resultat eines übersteigerten Ordnungs- und Disziplinierungsdenkens der sozialdemokratischen Führer bei gleichzeitiger Entfremdung der Basis von der Leitung. Es sei nicht gelungen, die Basis wirklich an den neuen Staat heranzuführen und auf die unumgänglichen Kompromisse vorzubereiten. Als symptomatisch wertete der Referent das Verhalten der

4 Regionale und lokale Räteorganisationen in Württemberg 1918/19. Bearb. von Eberhard Kolb und Klaus Schönhoven (= Quellen zur Geschichte der Rätebewegung in Deutschland 1918/19, Bd.2), Düsseldorf 1976.

Freien Gewerkschaften, die, obgleich Promoter und Stütze der Koalitionspolitik (einer Koalitionspolitik, in der freilich die SPD spezifische Arbeiterinteressen vertreten sollte), mit zunehmender Dauer als Kritiker an der Kompromißfindung und am Kurs der Partei auftraten. Schon die Weimarer Koalition und das Drängen der (M)SPD, unter allen Umständen eine Zusammenarbeit mit den bürgerlichen Parteien zu erreichen, waren für Potthoff im Grunde genommen Belege für die Führungsschwäche und für das mangelnde Selbstvertrauen der Partei. Die SPD habe erfahren müssen, daß sie in wichtigen Punkten von ihren Koalitionspartnern im Stich gelassen wurde, vor allem von der DDP, dem „Hemmschuh einer entschlossenen Koalitionspolitik“, weil sie gerade in den entscheidenden Sachfragen (Versailler Vertrag, Steuern, Betriebsrätegesetz) auf ihre rechtsliberale Konkurrenz schielte und durch eine rapide schwindende Wählerbasis als eine quantitativ gewichtige Säule der Koalitionspolitik ausfiel. Darin lag, wie Potthoff hervorhob, das eigentliche Koalitionsdilemma der Weimarer Republik. Als zuverlässiger Koalitionspartner erwies sich das Zentrum, das gemeinsam mit der Sozialdemokratie die Last der Konkursmasse zu tragen hatte, während sich die bürgerlichen Parteien aus der Verantwortung stahlen. Den Schock der Reichstagswahlen 1920 habe die SPD in der Weimarer Republik nie überwinden können, und der Gang in die Opposition war nach Potthoff keine freiwillige Aufgabe ihrer Machtposition, denn entscheidende Schaltzentralen seien schon wieder von Militär, Unternehmern und Bürgertum besetzt gewesen bzw. nie aufgebrochen worden. Die SPD habe fortan eine merkwürdige Zwitterstellung eingenommen (zum einen halb Oppositions- und zum anderen halb Regierungspartei). In der Sache habe Ebert weitgehend recht behalten, wenn er 1923 den Austritt der Sozialdemokratie aus der großen Koalition für einen Fehler hielt. Hier zeige sich ein weiteres Mal, daß es der Partei an Führungskraft und einer klaren, konsequenten Linie fehlte. Friedrich Ebert aber, der nach Potthoff diese entschlossene Führungskraft noch am ehesten verkörpert habe, sei durch seine Wahl zum Reichspräsidenten neutralisiert worden, ein Verlust, der nicht dadurch kompensiert werden konnte, daß nun ein Sozialdemokrat das höchste Amt im Staate innehatte. So maß der Referent diesem Faktum nur eine symbolträchtige Wirkung bei, denn es habe sich gezeigt, daß die Drähte des Reichspräsidenten zur Sozialdemokratie und ihrem Milieu beschnitten, Amt und Person schon in der Anfangszeit der Republik in eine Situation hineinmanövriert worden seien, in der sie als Notfallinstrument für das Parlament herhalten mußten.

Megerle ging ebenfalls von der besonderen Bedeutung der Sozialdemokratie in der Anfangsphase nach dem Umbruch aus, eine Bedeutung, die die Partei selbst nicht genutzt habe. Nachfolgend skizzierte er eine stufenweise Verlagerung des Kräfteverhältnisses unter Eberts Präsidentschaft nach rechts, angefangen von der dominierenden Position der SPD bis zu den Reichstagswahlen 1920, über die zweite Stufe der Machtverlagerung unter der Regierung Wirth, als in der Weimarer Koalition die Führung bei den Bürgerlichen lag, und den dritten Schub mit der großen Koalition unter der Dominanz der bürgerlichen Parteien bis hin zur letzten Stufe der ersten Hälfte der Republik, als die bürgerliche Republik die Regierung eines bürgerlichen Blocks erhielt.

Der allmähliche Prozeß der Ausschaltung der Sozialdemokratischen Partei von der Regierungsbeteiligung sei keineswegs zwangsläufig gewesen. Die defensive Haltung der Parteimehrheit in der Koalitionsfrage drücke sich in der Politik der Tolerierung aus („nicht dabei sein zu wollen und doch dabei sein zu müssen“). Aber auch der Verlust von Mitgliedern und Wählern habe die Neigung der Partei gefördert, sich in die Opposition zurückzuziehen und sich dort zu regenerieren. So habe die Sozialdemokratie ihre besondere Bedeutung im parla-

mentarischen System nicht nutzen können und wollen, weder Reichspräsident Ebert noch die eigene Partei hätten diese zur Geltung bringen können. Der Handlungsspielraum der Sozialdemokratie im parlamentarischen System sei in den ersten Jahren, so Megerles Fazit nach der Analyse der bürgerlichen Parteiöffentlichkeit, zunächst weitaus größer gewesen, als die Partei wahrgenommen habe. Für die bürgerlichen Parteien sei es selbstverständlich gewesen, daß die SPD immer den Kern der Regierung bilden mußte. 1925 habe die Partei ihren nach der Revolution gewonnenen innenpolitischen Handlungs- und Gestaltungsspielraum endgültig verspielt, „Stück für Stück“, wie man auf bürgerlicher Seite erkannte.

Von den zahlreichen Aspekten in der Aussprache sei hier nur das Problem der volksparteiichen Öffnung der Sozialdemokratie erwähnt, die Frage: „Wandel von der Klassenpartei zur Volkspartei“. Potthoff schätzte die Realisierungschancen einer solchen Wandlung als gering ein (allenfalls bei der Landarbeiterschaft sah er Möglichkeiten), und Megerle meinte genau das Gegenteil bei der SPD zu erkennen, denn Ansätze hierzu seien verhindert worden. Daneben wurde deutlich, daß allein das Thema „Koalitionsfrage“ genügend Stoff für eine Tagung abgeben würde, weil bei den Koalitionsbildungen der situative Kontext auszuloten ist, denn immer beeinflussen konkret anstehende Sachfragen die Entscheidung, wobei Ebert, so Buse ergänzend, „aus Gründen der Staatsräson“ ein Anhänger der großen Koalition gewesen sei. Damit wurde ein wenig Licht auf das Amtsverständnis geworfen. Dieses Amtsverständnis näher zu beschreiben, bleibt weiter ein Desiderat, wie überhaupt die Funktion und Arbeitsweise seines Büros noch weitgehend im Dunkeln liegt.

Im abschließenden Beitrag „Die verfassungs- und machtpolitische Problematik der Konstruktion des Reichspräsidentenamtes in der Weimarer Republik — Die Praxis Eberts und Hindenburgs im Vergleich“ wandte sich Gotthard JASPER (Erlangen-Nürnberg) gegen die Ansicht, daß das starke Reichspräsidentenamt schlichtweg eine verfassungsrechtliche Fehlkonstruktion gewesen sei. Bei aller kritischer Beurteilung von Artikel 48 der Weimarer Reichsverfassung sei nicht die Verfassungsbestimmung an sich, sondern vielmehr die Handhabung der weitreichenden Befugnisse durch die Amtsinhaber das entscheidende Kriterium dafür gewesen, ob der Artikel für oder gegen die Republik eingesetzt wurde. In vielen der Verordnungen, die Ebert aufgrund von Artikel 48 erließ, erblickte Jasper keine antiparlamentarische Spitze, sondern sah sie als Krisenmanagement, das nur mit verkürztem Verfahren zu leisten war, aber im gewollten Verfassungssystem blieb, zumal die Verordnungen von der parlamentarisch getragenen Regierung gegengezeichnet wurden und die Mehrheit des Parlaments hinter ihnen stand. Auch die Reichstagsauflösung vom Frühjahr 1924 war für Jasper nicht, wie sie andere sehen, der bedenkliche Präzedenzfall, durch den Ebert den Weg gewiesen habe, wie Hitler auf legalem Wege seine Diktatur errichten konnte. Jasper brachte den Nachweis dafür, daß Ebert bei der Reichstagsauflösung 1924 in Übereinstimmung mit der öffentlichen Meinung und mit der stillschweigenden Reichstagsmehrheit gehandelt habe, denn die Legislaturperiode wäre ohnehin im Juni abgelaufen, und mehr oder weniger alle Parteien hätten Neuwahlen angestrebt. Jasper resümierte, daß Ebert seine Amtsvollmachten einsetzte, um den Reichstag im Spiel zu halten, während Hindenburg die verfassungsrechtlichen Möglichkeiten entgegen ihrem eigentlichen Sinn nutzte. Das Unglück für die Republik war — so sein Fazit — die Wahl Hindenburgs 1925 und nicht die Verfassungskonstruktion als solche: „Wo der Wille zur Verfassung fehlt, da helfen keine noch so ausgeklügelten institutionellen Regeln.“ In der Diskussion wurde dem insoweit zugestimmt, als dies unter der juristischen und staatspolitischen Perspektive zutreffend sei. Es wurde jedoch auch kritisch angemerkt, daß die

exzessive Handhabung des Artikels 48 tendenziell die Antiparteieneffekte in gesellschaftlichen Gruppierungen gestärkt habe.

Friedrich Ebert — „Nicht mehr Gegenstand politischer Polemik“ lautete die Überschrift eines Artikels über das Symposium in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“. In der Tat scheint die Zeit der plakativen Wertung vorbei, obgleich Friedrich Ebert nicht zu den historischen Persönlichkeiten gehört, über die die Forschung ein einmütiges Urteil fällt. Lücken, wie sie die Tagung ans Licht brachte, bleiben nach wie vor zu schließen, und zahlreiche Felder bedürfen einer Erarbeitung, wie Dieter REBENTISCH (Bonn) in seiner ausführlichen Tagungsbilanz festhielt. Darüber hinaus gelte es, neue Perspektiven der Interpretation zu finden, wobei im Mittelpunkt die Frage nach der Funktionstüchtigkeit von parlamentarischen Regierungssystemen stehen müsse.

Die Tagung sollte ein erster Schritt hierzu sein. Sie machte Problemfelder und Perspektiven sichtbar, zeigte Lücken auf — sie zu schließen, war nicht Ziel der Bestandsaufnahme, deren Ergebnisse gegen Ende dieses Jahres publiziert werden.

HUNDERT JAHRE ERSTER MAI — PROJEKTE ZUR GESCHICHTE DER MAIFEIERN IN DEUTSCHLAND. EIN TAGUNGSBERICHT

Von Horst Dieter Braun

Vom 14. bis zum 16. April 1989 fand in Berlin (West) eine Tagung mit dem Thema „100 Jahre Erster Mai. Zur Geschichte der Maifeiern in Deutschland“ statt. Veranstalter war der „Verein zum Studium sozialer Bewegungen“ in Berlin. Eingeladen waren alle am Thema Interessierten, in erster Linie die Mitarbeiter aller Projekte zur Maifeiergeschichte, die anlässlich des anstehenden Jubiläums vielerorts sich konstituiert haben. Die Einladung galt den Projekten in beiden gesellschaftlichen Systemen Deutschlands.

Der erste Tag der Tagung war im wesentlichen der Vorstellung der Projekte vorbehalten. Aus der BRD waren das die Projekte aus Bremen, Göttingen, Hannover und Reutlingen. Aus Berlin/West das Projekt des Veranstalters und das der Neuen Gesellschaft für Bildende Kunst. Das zentrale Projekt der DDR wurde vorgestellt von Dieter FRICKE (Jena), für die außerdem stattfindende kleinere Aktion des Kulturbundes der DDR sprach Ute MOHRMANN (Berlin/DDR).

Die an die Selbstdarstellungen der Projekte sich anschließenden Fragen bezogen sich vor allem auf die im Laufe der Arbeit gemachten Erfahrungen. Mehrfach angesprochen wurden dabei der Nutzen und die Grenzen von Zeitzeugenberichten. Auch die Beschaffung von Original-Objekten und deren Einsatz in Ausstellungen waren Gegenstand mehrerer Fragen. Die Vertreter der Projekte aus Bremen und Reutlingen, die bezüglich der Umsetzung ihrer Arbeitsergebnisse die meisten Erfahrungen gesammelt hatten, berichteten übereinstimmend, daß ihre Frage nach der Faszination der faschistischen Maifeiern bei begutachtenden Gremien zunächst auf Unverständnis bzw. Kritik gestoßen sei. Sorgfältig vorbereitet könne die Darstellung dieser Frage offenbar am ehesten zum Ansatzpunkt einer Diskussion werden. Allgemeine Zustimmung fand die Feststellung, daß sich in Werks- und Betriebsarchiven aufschlußreiches Material zur Maifeiergeschichte vermuten lasse. Bisher hatte jedoch kein Mitarbeiter eines der Projekte Zugriff auf derartige Materialien. In diesem Zusammenhang stellten der Leiter des zentralen DGB-Archivs (Düsseldorf) und der Leiter des Archivs der DAG (Ham-

burg) die dort vorhandenen Bestände vor. Auch hier dürften insbesondere zur jüngeren Maifeiergeschichte noch Materialien zu erschließen sein.

Wie aus den Selbstdarstellungen der Projekte hervorging, bestehen jeweils ganz unterschiedliche Arbeitsbedingungen. Das betrifft in erster Linie den zur Verfügung stehenden Etat, die Zahl der Mitarbeiter, aber auch die Formen der Zusammenarbeit mit der Gewerkschaft, mit Universitäts-Institutionen, mit Gruppen oder Einzelpersonen. Gleichwohl gibt es für die „westlichen“ Projekte, das dürfte auch für die nicht auf der Tagung anwesenden gelten, eine Reihe von Gemeinsamkeiten. Alle Projekte arbeiten die Maifeiergeschichte unter lokaler oder regionaler Schwerpunktsetzung auf — mit Ausnahme des Projektes der Neuen Gesellschaft für Bildende Kunst, das, bereits vor drei Jahren abgeschlossen, eine Sonderstellung einnimmt. Alle lokalgeschichtlich orientierten Maifeier-Projekte standen vor der Situation, auf keinerlei relevante Vorarbeiten zurückgreifen zu können. Alle hatten zunächst einmal Forschungsarbeit zu leisten. Eine weitere Gemeinsamkeit: Bis auf das Projekt aus Hannover, das sich in erster Linie als studentische Forschungsgruppe am Institut für Politische Wissenschaft der Universität versteht, planen alle Projekte, die Ergebnisse ihrer Arbeit in Form einer Ausstellung zu präsentieren. Nicht um sich damit einem modischen Ausstellungs-Historismus anzuschließen, sondern aufgrund der Einsicht, daß das Thema gleichsam dazu zwingt: In der Geschichte des Maitages stellt sich in einem sonst kaum zu beobachtenden Ausmaß die Arbeiterbewegung in nichtverbalen Formen dar. Eine Ausstellung kommt daher nicht nur geänderten Rezeptionsformen entgegen, sondern mit ihr wird auch versucht, jene Formen von Arbeiterbewegung vorzustellen, die in der herkömmlichen Geschichtsschreibung nur in einer ihnen fremden Gestalt auftreten durften.

Neben der Ermöglichung des Austausches von Erfahrungen und Informationen war der Tagung noch eine weitere Funktion zugeordnet: Im Anschluß an Referate zu den einzelnen Zeitabschnitten und zu aktuell bedeutsam erscheinenden Aspekten der Maifeiergeschichte sollte den Projekten die Gelegenheit gegeben werden, konzeptionelle und methodologische Fragen ihrer Arbeit zu diskutieren und ihre mögliche gesellschaftliche und politische Bedeutung zu bestimmen. Eröffnet wurden die Vorträge durch ein Referat aus den Reihen des Tagungsveranstalters, vorgetragen vom Mitautor Hanns-Albrecht SCHWARZ „Warum der Erste Mai am 1. Mai gefeiert wird“. Der Referent ging aus vom widersprüchlichen Charakter dieses Tages, der bereits zur ersten 1. Mai-Feier fix und fertig zutage kam: nämlich zum einen als Manifestation für eine umfassende Arbeiterschutz-Gesetzgebung, an deren Spitze der Achtstundentag stehen sollte, zum anderen als „eigener Feiertag“. Also zum einen als auf Gesetzgebung, auf gesellschaftliche Anerkennung orientiert, letztlich auf Integration, zum anderen als gelebte Vision einer zukünftigen anderen Gesellschaftsordnung. Dieser letzte Charakter, eng verbunden mit zeitspezifischen Vorstellungen von Revolution, kam dem Tag wesentlich durch seine Fixierung auf den 1. Mai zu, als Aneignungsakt eines Tages — auch wo an diesem Tag nicht gefeiert, wo keine Arbeitsruhe gehalten werden konnte, wurde der Anspruch auf diesen Tag als Feiertag nie aufgegeben. Das Referat verfolgte dann anhand von Verfassungsartikeln, Gesetzen und Verordnungen die Entwicklung des 1. Mai als gesetzlichen Feiertag sowohl in Hinblick auf jenen Doppelcharakter des Tages als auch in Hinblick auf die der Gesellschaft zugrunde liegenden Widersprüche, denen der Maitag Ausdruck verlieh. In dieser Sicht ist der am Ende dieser Entwicklung stehende heutige „Tag der Arbeit“ sowohl Ausdruck der Entwicklung des Arbeiters zum Staatsbürger — die nur als eine der Privateigentümer von Arbeitskraft sich durchsetzte — als auch der Besetzung eines Datums, das einst

verbunden war mit einem Anspruch auf Revolution, inzwischen zur bloßen Reminiszenz an diesen geworden ist.

Während im Beitrag des Veranstalters der Versuch gemacht wurde, auf die Geschichte der Arbeiterbewegung als Ausdruck von der Gesamtgesellschaft zugrunde liegenden Prozessen hinzuweisen, kreiste das Referat von Dieter FRICKE (Jena) „Die Geschichte des 1. Mai. Methodologische Probleme ihrer Erforschung und Darstellung“ um die Komplexität und Vielschichtigkeit der historischen Erscheinungen. Fricke hob zunächst hervor, wie Komplexität und Vielschichtigkeit sich in den Darstellungen auswirken, sodann, wie sie in den Kriterien der Beurteilung geschichtlicher Vorgänge ihren Niederschlag finden müßten. Schließlich, wie sie eine Fülle von Zugängen erforderlich machten, z.B. den organisationsgeschichtlichen, den kulturgeschichtlichen, den ideengeschichtlichen Zugang. Jeder Ansatz, so Fricke, sei legitim. Er selber habe sich für den politischen Ansatz entschieden. Besondere Beachtung verlangten die Hinweise auf Komplexität und Vielschichtigkeit bei der Aufarbeitung der Geschichte des 1. Mai. An diesem Tag gelange die Arbeiterbewegung in einer Breite und Vielfalt zum Ausdruck, wie wohl zu keiner anderen Gelegenheit. Fricke exemplifizierte seine Ausführungen dann an einem Überblick über die Geschichte des 1. Mai in Deutschland bis zum Ende des Ersten Weltkriegs. Er hob besonders hervor, daß jede Maifeier ihre eigene Spezifik habe, die es zu beachten gelte. Zumindest diejenigen Zuhörer, die mit der Geschichtsschreibung der DDR nicht unvertraut waren, nahmen die Ausführungen Frickes mit großem Interesse zur Kenntnis. Was bereits seit geraumer Zeit in vielen historischen Einzeldarstellungen aus der DDR als Praxis beobachtet werden konnte, nämlich die Revision von bisher vertretenen Positionen, das Vermeiden monokausaler Erklärungen und die Ausweitung des Zugangs, (als Beispiel seien genannt: Forschungen zur Romantik, zum Junghegelianismus, zum vormalistischen Sozialismus) wurde hier von Fricke zum Programm erklärt. Gewiß, für die Mitarbeiter der Projekte zur Maifeiergeschichte dürfte die Beachtung der Breite und Vielfalt der Arbeiterbewegung schon vorher eine Selbstverständlichkeit gewesen sein. Und wer nicht weiß, was mit der von Fricke angeführten Begriffsreihe Masse-Klasse-Partei verbunden werden kann, hat es auch nicht erfahren und dürfte sich gefragt haben, worin die Spezifik der DDR-Geschichtsbetrachtung denn nun besteht. Wichtig wäre zu erfahren: Wie berührt die Veränderung der Optik den Inhalt jener Begriffsreihe? Bleibt zu hoffen, daß eine überarbeitete Ausgabe von Frickes *Kleiner Mäigeschichte* darüber Auskunft geben wird.

In seinem Referat „Der Blutmai. Ereignisse und Hintergründe“ stellte Leon SCHIRMANN (Paris) die Resultate seiner mit der Akribie eines Naturwissenschaftlers betriebenen Forschungen zu diesem Thema vor. Sie lassen sich in drei Punkten zusammenfassen. 1. Die Auflistung der Zeitpunkte, wann während der Mai-Ereignisse 1929 in Berlin Personen tödlich durch Polizeikugeln getroffen, wann verletzt, wann später angeklagte Personen verhaftet wurden, wann Polizisten verletzt wurden, läßt für das Vorgehen der Polizei zumindest während des Abends des 1. Mai und während des 3. Mai die Bezeichnung Massaker als gerechtfertigt erscheinen. 2. Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit besteht ein Zusammenhang zwischen dem Vorgehen der Polizei und der Absicht des sozialdemokratischen Innenministers in Preußen, die KPD verbieten zu lassen. 3. Die Annahme wird gestützt durch den Nachweis einer Vielzahl von Fälschungen in den die Mai-Ereignisse betreffenden Akten und anderen Zeugnissen von seiten der Polizei, der Staatsanwaltschaft, des preußischen Innenministers u.a. Schirmanns Untersuchungen geben ein eindrucksvolles Bild nicht nur vom damaligen Stand der Entwicklung der Arbeiterbewegung, sondern auch von der Entwicklung des Mai-

Tages. Es handelt sich hier mit dem intendierten Verbot auch um einen ersten Versuch, den Doppelcharakter des 1. Mai gewaltsam aufzuheben zugunsten eines Alleinvertretungsanspruches seines Integration symbolisierenden Charakters. In der Folge wurde der 1. Mai 1929 allerdings zum Inbegriff der Spaltung der Arbeiterbewegung, ja zum Inbegriff für die Zerrissenheit der Gesellschaft schlechthin. Der 1. Mai 1933, mit dem gewaltsam ausschließlich dem Integrationscharakter des Tages Geltung verschafft wurde — von außerhalb der Arbeiterbewegung her — konnte daher dann geradezu als Ende des Blutmai verstanden werden.

An diesem Punkt setzte Wieland ELFFERDING (Berlin/West) mit seinem Referat „Der 1. Mai unter dem Faschismus“ an. Elfferding nahm den 1. Mai als Beispiel, um Fragen nachzugehen wie: Wie konnte es dem Faschismus gelingen, die Massen zu formieren? Wie wurde emotionale Zustimmung organisiert? Wie hängen Gewalt- und Konsens-Elemente zusammen — zugespitzt: Wie ist der „Spaß“ am geordneten Aufmarsch der SA zu erklären? Elfferding ging dazu zurück auf die Mai-Symbolik der Arbeiterbewegung vor dem Faschismus und untersuchte, ob in ihr Strukturen von handlungsleitenden Sinn-Elementen aufzuzeigen sind, die unter anderer Konstellation, unter dem Faschismus, gleichfalls in Anspruch genommen werden konnten. Er wählte als Beispiele das in den Veröffentlichungen zum 1. Mai zu findende Bild der Frau und die in eben jenen Veröffentlichungen in Wort und Bild gegebenen Darstellungen von der Natur. Er hob hervor, wie das Bild der Frau von tiefer Widersprüchlichkeit gezeichnet und wie Widersprüchlichkeit auch bestimmend sei für die Darstellung der Natur und das Verhalten des Menschen zu ihr, auch zur eigenen. Elfferding wollte keine Antworten geben. Er brachte Indizien, die folgende Hypothesen stützen: 1. Der Faschismus war weder nur Gewalt, noch nur Manipulation. Er war wesentlich auch eine Form der Antwort auf Bedürfnisse, die in der vorgegebenen Gesellschaft präsent gewesen waren, als Bedürfnisse nach Übereinstimmung von überkommenen handlungsleitenden Sinn-Elementen und der gesellschaftlichen Wirklichkeit. 2. Die Maifeier war für den Faschismus ein vorzügliches Medium, diese Bedürfnisse anzusprechen, indem einerseits überkommene Sinn-Elemente neu „zusammengestellt“, andererseits gesellschaftliche Wirklichkeit mit Blick auf jene Sinn-Elemente in Szene gesetzt wurde.

Gleichsam das Koreferat zum Vortrag von Elfferding war der Beitrag von Gottfried KORFF (Tübingen) zum Thema „Die Symbolik der Arbeiterbewegung am Beispiel der Maifeiern“. Hatte Elfferding die Mai-Symbolik als eine des Widerspruchs aufzuzeigen versucht, so insistierte Korff auf der Plurivalenz der Symbolik. Hatte Elfferding Strukturkonstellationen darstellen wollen, zeichnete Korff Wandlungsprozesse nach. Korff führte an, daß die Arbeiter-Mai-Symbolik an vorproletarisches Brauchtum und vorproletarische Sinnbilder anknüpfte, daß die proletarische Symbolik nicht einfach nur Gegenrede gewesen sei, sondern auch Anleitung zu Solidarität und Brüderlichkeit, daß in der proletarischen Mai-Symbolik die Utopie immer mehr zurückgetreten sei und daß im Faschismus eine Fortführung wie ein Neubau von Formen der Symbolik stattfand. Die Zeit nach 1945 sah er gekennzeichnet durch das Fehlen eines bestimmten Umgangs mit Symbolen und gelangte zu dem Schluß, der 1. Mai scheine sich aufzulösen in Volkskultur. Damit kehrte der Referent auch zu einer einleitenden Frage zurück, ob der 1. Mai sich in einen schichtunspezifischen Tag zurückverwandele.

Die Ansätze von Korff und Elfferding differieren zwar, aber sie schließen einander nicht aus. Vielleicht läßt sich das so sehen: Korff sieht in der Mai-Symbolik die dem Integrations-Charakter des Maitages zufließenden Elemente, Elfferding die dem Maitag als Gegenbild zum Bestehenden angehörenden Elemente. Das hieße wiederum mit Korff: Symbolik ist plurivalent,

sie vermag sowohl Integration als auch Revolution abzubilden und zu fördern, als solche aber ist sie, was Elfferding betont, Ausdruck von Widerspruch.

Die beiden für den dritten Tag der Tagung noch anstehenden Referenten schienen sich verabredet zu haben, der nun so viel genannten Widersprüchlichkeit des Maitages lebendigen Ausdruck zu verleihen. Tom OEHLANDT (Berlin/DDR) mit: „Der 1. Mai nach 1945. Schwerpunkt Berlin. Inhaltliche und methodologische Aspekte empirischer Kulturforschung“. Oehlandt führte zunächst eine Reihe von Dias vor, die die Entwicklung der Maifeier nach 1945 im Ostteil der Stadt dokumentieren. Das Schwergewicht lag dabei auf den an diesem Tag stattfindenden kulturellen Veranstaltungen. Indem der Vortragende aus zeitgenössischen Erlebnisberichten zitierte und auf Zwischenfragen bereitwillig Ausführungen machte, konnte man sich vorstellen, daß dieser Vortrag auf einer jener kulturellen Veranstaltungen selber gehalten werden könnte. Im anschließenden Referat informierte Oehlandt über die Organisation der Maifeiern in Berlin/DDR, über ihre Träger, ihre Finanzierung, ihre Wandlungen hin zum Volksfest-Charakter. Der westliche Zuhörer fragte sich, ob unter diesen Umständen die roten Fahnen den Tag noch als Kampftag ausweisen könnten, und wenn ja, in welchem Sinne. Wem soll der Kampf gelten, der eigenen Trägheit? Revolution als Herzenssache?

Das folgende Referat von Manfred KUBIK (Bielefeld) „Angestellte und 1. Mai“ war von Form und Inhalt her wieder streng akademisch. Kubik listete die verschiedenen Verbände der Angestellten in Deutschland seit Ende des letzten Jahrhunderts auf, zeichnete ihre Entwicklung nach, ihre Zusammenschlüsse, nannte Zahlen, schilderte die Einstellung der verschiedenen Verbände zu den freien Gewerkschaften, zum DGB und zu den Veranstaltungen des 1. Mai. Der Organisationsgrad der Angestellten bleibt relativ niedrig. Die Motivation, an den Maifeiern teilzunehmen, scheint im gleichen Maße abzunehmen, wie die absolute Zahl der Angestellten steigt. Hier in den Ausführungen des letzten Referenten schien sie wieder durch, die Umwälzung, die Revolution, allerdings zunächst nur auf der Ebene des Produktions- und Reproduktionsprozesses.

Obwohl auf der Tagung das Selbstverständnis der Projekte nicht mehr diskutiert werden konnte, dürften die Veranstaltung, ihre Umstände, ihre Vorträge und Diskussionen die gewiß von vielen der Teilnehmer bereits gemachte Erfahrung bestätigt haben, daß das Thema, die Geschichte der Maifeiern, eine Eigendynamik zu enthalten scheint, indem es sich prägend auf den politischen und gesellschaftlichen Ort der Projektarbeit auswirkt. Ganz offensichtlich macht das Thema die Projektarbeit „sperrig“. D.h. die Projektarbeit läßt sich nicht einfach mit den üblichen oder herrschenden Kategorien begreifen.

Die Projektarbeit ist ohne Zweifel aufwendige wissenschaftliche Arbeit. In den Grenzen einer Geschichte der Arbeiterbewegung als akademischer Disziplin läßt sie sich jedoch nicht halten. Darauf deutet auch die Absicht, die Arbeitsergebnisse in einer Ausstellung zu präsentieren. Das geschieht einmal, um, wie bereits erwähnt, dem Thema gerecht zu werden, zum anderen, um an die Rezipienten heranzutreten. Gleich, ob das politische Bildungsarbeit, Agitation oder anders genannt wird, es überschreitet die Grenzen akademischer Geschichtswissenschaft. Der Maitag ist eben nicht nur Geschichte, sondern als nächster 1. Mai auch Gegenwart und Zukunft. Es ist nicht verwunderlich, daß die Behörden aller Ressorts, die um finanzielle Unterstützung der Tagung angegangen wurden, beim Stichwort 1. Mai ausnahmslos spontan auf die Gewerkschaften und die SPD verwiesen — die Tagung wurde schließlich in eigener Verantwortung und aus eigenen Mitteln des veranstaltenden Vereins organisiert. Es ist keine Frage, die Geschichte der Maifeiern in Deutschland ist ohne Gewerkschaften und

ohne die politischen Parteien der Arbeiterbewegung nicht denkbar. Schon von daher verweist das Thema auf eine Zusammenarbeit mit der Gewerkschaft oder Partei. Tatsächlich stehen denn auch fast alle auf der Tagung vertretenen „westlichen“ Projekte in irgendeiner Form in Verbindung mit einer lokalen oder regionalen Gliederung des DGB — lediglich für das Projekt des veranstaltenden Vereins hat sich noch keine Form der Zusammenarbeit mit dem DGB gefunden. Als Aufarbeitung der Geschichte unter regionalem oder lokalem Aspekt stehen die Projekte zunächst einmal in einer Reihe mit einer Vielzahl von anderen Projekten zur Aufarbeitung lokaler Geschichte der Arbeiterbewegung, die im Rahmen der Kultur- oder Bildungsarbeit insbesondere in jüngerer Zeit von Institutionen des DGB und der Sozialdemokratie getragen, angeregt oder gefördert werden. Die Aufarbeitung der Maifeiergeschichte strebt jedoch auch über diesen Rahmen hinaus. Das geschieht vor allem hinsichtlich der Frage der Aktualität, hinsichtlich des Verhältnisses von Lokalgeschichte und allgemeiner Geschichte der Arbeiterbewegung und hinsichtlich des Verhältnisses von Arbeiterbewegung und Arbeiterorganisation. Die Frage der Aktualität wurde bereits angesprochen, der Maitag ist auch Gegenwart. Er ist aber in anderer Weise Gegenwart als die Institutionen der organisierten Arbeiterbewegung. Bei ihnen ist die Trennung zwischen Geschichte und Gegenwart klar, was war, ist nicht — umstritten ist im Einzelfall nur, wann das beginnt, was ist. Der Maitag dagegen kann sich nicht selber von seiner eigenen Geschichte distanzieren. Was die Organisationen der Arbeiterbewegung für sich, für ihre eigene Geschichte erklären, muß nicht für ihn gelten.

Die Hinwendung zur Lokalgeschichte dieses Tages erfolgt zunächst schon aus dem Unge-nügen an den vorliegenden Darstellungen zur Geschichte des 1. Mai — damit sollen die Verdienste dieser Darstellungen nicht bestritten werden. Lokalgeschichte des 1. Mai erweist sich jedoch auch deshalb als notwendig, weil wohl keine andere Erscheinung in der Geschichte der Arbeiterbewegung von Region zu Region, von Ort zu Ort so große Unterschiede aufweist wie die Feier des Maitages. Zugleich ist jedoch nicht zu übersehen, daß dieser 1. Mai als eine zentrale Veranstaltung ins Leben getreten ist, als eine gleichzeitige Manifestation nicht nur aller Arbeiter eines Landes, sondern der Arbeiter über alle Ländergrenzen hinweg. Die Allgemeinheit des Arbeiters, sei es die seiner Vorstellungen, sei es die seiner Organisation, ist ein wesentlicher Inhalt des an diesem Tage Gestalt annehmenden Lokalen. Damit ergibt sich für ein Maifeierprojekt, wie wohl für kein anderes Vorhaben zur Geschichte lokaler Arbeiterbewegung, ständig die Notwendigkeit, über das Lokale hinauszusehen. Erst im Hinblick auf das andere lokale Maiprojekt treten die lokalen Besonderheiten und das Gemeinsame hervor. Dieses Bedürfnis zur Kontaktaufnahme mit anderen Projekten drückte sich auch auf der Tagung aus, sowohl in der Teilnahme als auch explizit in vielen Beiträgen.

Die großen von Ort zu Ort bestehenden Unterschiede in der Geschichte des Maitages sind nicht zuletzt darin begründet, daß am 1. Mai, wie bei keiner anderen Gelegenheit, auch eine nichtorganisierte Arbeiterbewegung ins Blickfeld tritt. Diese ist weitgehend durch die jeweiligen lokalen Umstände geprägt. Ihr Verhältnis zu den Organisationen ist nicht eindeutig bestimmbar, zentripetale und zentrifugale Kräfte stehen nebeneinander. Maitag ist also zwar auch politische Arbeiterbewegung, aber nicht nur. Und Maitag ist auch organisierte Arbeiterbewegung, aber ebenfalls nicht nur.

Die Maifeierprojekte stehen dementsprechend vor der Frage, wie die Arbeiterbewegung in der Breite und Vielfältigkeit, in denen sie sich am Maitag Ausdruck verschaffte, denkbar ist. Alle bisherigen Antworten darauf können ihnen nicht genügen. Mit ihrer Arbeit gehen jedoch

Alle bisherigen Antworten darauf können ihnen nicht genügen. Mit ihrer Arbeit gehen jedoch die Projekte davon aus, daß es möglich ist, Arbeiterbewegung in anderen Formen zu denken als bisher. Mit der Frage nach der Arbeiterbewegung ist zugleich die andere Frage offen, was in der mit dem Maitag immer verbunden gewesenen Vorstellung von einer anderen Gesellschaft zum Ausdruck kam. Indem die Projekte diese Frage stellen, verkörpert ihre Arbeit wieder ein Stück Utopie — allerdings eine sich der Geschichte und der Wissenschaft verpflichtet wissende.

Die auf der Tagung gehaltenen Referate sowie die Selbstdarstellungen der Projekte erscheinen demnächst gedruckt. Bestellungen sind zu richten an: Verein zum Studium sozialer Bewegungen, c/o H.-A. Schwarz, Habsburger Str. 5, D-1000 Berlin 62.

FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN ZUR GESCHICHTE DER DEUTSCHEN ARBEITERBEWEGUNG UND ANGRENZENDER GEBIETE (79)

Bearbeitet von Franz Jean Frohn

Die IWK versucht, systematisch alle Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete zu erfassen. In der Rubrik "Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete" werden regelmäßig die Ergebnisse dieser Erhebungen veröffentlicht, sofern diese Arbeiten noch nicht publiziert worden sind. Bei der weiten Verbreitung der IWK in Fachkreisen ist mit der Anzeige eines Forschungsvorhabens gewährleistet, daß es allgemein zur Kenntnis genommen, somit Doppelarbeit vermieden und Kooperation gefördert wird. Die Redaktion bittet daher alle Bearbeiter einschlägiger Projekte - die in Frage kommenden Themenbereiche sind nachstehend erläutert - um Ergänzung und Rücksendung des Fragebogens, der in jedem Heft als Anhang abgedruckt ist. Auf Wunsch werden Ihnen weitere Fragebogen von der Redaktion übersandt. Auch die Mitteilung von Projekten Dritter - unter Angabe von deren Anschrift - ist erwünscht. Juristische Bedenken hiergegen bestehen insofern nicht, als eine Titelanzeige in der IWK nur nach Vorlage des Fragebogens bei dem Bearbeiter erfolgt.

Die Kriterien für die Aufnahme in das Projektverzeichnis sind nicht immer scharf abzugrenzen. Neben Projekten zur Geschichte der deutschen, österreichischen und schweizerischen Arbeiterbewegung, zur Geschichte der Internationale und zur Marx-Forschung finden verwandte Untersuchungen der Politologie und der empirischen Soziologie sowie Arbeiten zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte und zur Geschichte der sozialen Bewegungen Berücksichtigung, soweit sie sich mit den Problemen der Industrialisierung, Firmen- und Wirtschaftsgeschichte befassen. Einschlägige Vorhaben über andere Länder werden dann aufgenommen, wenn ein breiteres Interesse der deutschsprachigen Forschung vorausgesetzt werden darf oder wenn sie von Gelehrten der Bundesrepublik bearbeitet werden.

Die uns übermittelten Daten werden in der IWK veröffentlicht, um anderen Wissenschaftlern eine erste Information über das Projekt zu vermitteln und eine direkte und schnelle Kontaktaufnahme mit dem Bearbeiter zu ermöglichen. Die Speicherung erfolgt in Form einer Autorenkartei. Die Ergebnisse der Erhebung werden außerdem an das Informationszentrum Sozialwissenschaften, Bonn, zur Speicherung und Auswertung für dessen wissenschaftliche Zwecke und gegebenenfalls zur Aufnahme des Projekts in das jedes Jahr vom Informationszentrum publizierte Verzeichnis der "Forschungsarbeiten in den Sozialwissenschaften" weitergegeben. Sofern Projekte aus anderen Publikationen übernommen oder der Redaktion von Institutionen mitgeteilt worden sind, wird das am Ende der Projektmeldung vermerkt. Im übrigen beruhen die Meldungen und insbesondere die Nachträge auf den uns vom jeweiligen Bearbeiter übermittelten Daten. Die Richtigkeit der mitgeteilten Angaben, insbesondere die Genauigkeit von bibliographischen Angaben, kann die Redaktion aus Gründen der Arbeitsökonomie nicht überprüfen.

Die Angaben zu den einzelnen Projekten sind jeweils nach dem folgenden Schema geordnet:

0 Laufende Nummer des Projekts (in der IWK)

1 Institution(en), in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird

2.1 Bearbeiter, Vor- und Zuname, Anschrift (Leiter unterstrichen)

2.2 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Name des Betreuers

4 Stand der Forschungsarbeit

- 5 Laufzeit des Projekts
- 6 Art der Arbeit
- 7 Auftraggeber der Forschungsarbeit
- 8 Kostenträger
- 9 **(Arbeits-)Titel der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel)**
- 10.1 Zeitraum, auf den sich die Forschungsarbeit bezieht
- 10.2 Geographischer Raum, auf den sich die Forschungsarbeit bezieht
- 11.1 Inhaltliche Ziele der Arbeit
- 12 **(Teil-)Veröffentlichungen der Arbeit bzw. deren Planung**
- 13 **Nichtveröffentlichte (Zwischen-)Berichte, Manuskripte, Arbeitspapiere usw.**
- 14 Methodische Anlage (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)
- 16 Benutzte Unterlagen (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)
- 19 Hinweis auf Fundstelle oder mitteilende Institution

Eine dringende Bitte an unsere Leser:

Um die Berichterstattung über den Fortgang der gemeldeten Forschungs- und Publikationsvorhaben jeweils auf dem neuesten Stand zu halten, bittet die Redaktion dringend darum, ihr auch Mitteilungen über den Stand von bereits angezeigten Projekten zukommen zu lassen. Insbesondere wenn Arbeiten abgeschlossen, publiziert, Titel oder Gegenstand geändert oder aufgegeben wurden, bitten wir um Nachricht. Nur so können wir vermeiden, daß das Verzeichnis der Forschungs- und Publikationsvorhaben der IWK zu einem sogenannten Projektfriedhof ohne tatsächlichen Wert als Hilfsmittel für die Forschung wird. Bitte verwenden Sie den Projektfragebogen am Schluß dieses Heftes und füllen Sie diesen bitte möglichst vollständig und genau aus.

Redaktionsschluß: 27.4.1989

I. PROJEKTVERZEICHNIS

- A. GESCHICHTSWISSENSCHAFT, HILFSMITTEL
- 0 **89-042**
 - 1 Univ.-GHS Wuppertal, FB 2, Fach Geschichte, Postfach 10 01 27, 5600 Wuppertal 1
 - 2.1 REGENBRECHT, Michael; Eichendorffweg 54, 4006 Erkrath 2; Tel. 0 21 04/4 69 45
 - 2.1 Prof. Dr. Karl-Hermann Bееck
 - 4 Laufend
 - 5 Beginn: 10/81, Abschluß: 91
 - 6 Eigenprojekt des Bearb.; Monographie
 - 8 Univ.-GHS Wuppertal; Bearb.
 - 9 **Bibliographie zur Geschichte der deutschen Revolution von 1848/49 (2 Bde)**
 - 10.1 1815-1859
 - 10.2 Deutscher Bund (Österreich nur mit cisleithanischen Landesteilen)
 - 11.1 Breiter Überblick über den Stand der nationalen und internationalen Forschung; obwohl die deutsche Revolution mit ihren gesamt-nationalen, regionalen und örtlichen Ausprägungen, ihren parlamentarischen Handlungsebenen und außerparlamentarischen Bewegungen, Organisationen, Veranstaltungen und vielfältigen Kommunikationsformen den Schwerpunkt bildet, erfaßt die Bibliographie auch ihre politischen, sozioökonomischen und kulturellen Voraussetzungen und Rahmenbedingungen sowie die postrevolutionäre Ära
 - 14 Erhebungszeitraum: 1815-1990/91; die ermittelten Titel (ca. 12.000) werden mittels Computer erfaßt, systematisiert und durch umfangreiche Sach-, Personen-, Orts- und Verfasserregister erschlossen

B. QUELLENVERÖFFENTLICHUNGEN, NEUDRUCKE, ÜBERSETZUNGEN

- 0 **89-043**
- 1 FU Berlin, FB Politische Wissenschaft, Ihnestr. 21, 1000 Berlin 33
- 2.1 WICKERT, Christl, Dr.; CLEMENS, Bärbel, Dr.; HANSCHKE, Silke; c/o Wickert, Solinger Str. 4, 1000 Berlin 21
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 1/89, Abschluß: 6/89
- 6 Eigenprojekt der Bearb.; Edition
- 8 Bearb.
- 9 **Frauenwahlrecht kämpfe in England und Deutschland**
- 10.1 1880-1918
- 10.2 England, Deutschland
- 11.1 Vergleich der unterschiedlichen Zielsetzungen und Vorgehensweisen auf der Basis der politischen und gesellschaftlichen Voraussetzungen
- 12 Veröffentlichung im Oktober 1989 als Sammelband im Centaurus-Verlag, Pfaffenweiler
- 16 Presseberichte; Autobiographien; zeitgenössische Kommentare
- 0 **89-044**
- 1 FU Berlin, FB Politische Wissenschaft, Ihnestr. 21, 1000 Berlin 33
- 2.1 BERGHAHN, Sabine; WICKERT, Christl, Dr.
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: 10/87, Abschluß: 12/88
- 6 Eigenprojekt der Bearb.; Edition, bearbeitet und mit einem Nachwort kommentiert
- 8 FU Berlin; Bearb.; Mercedes-Benz AG; Axel-Springer-Stiftung

9 Erna Proskauer: Wege und Umwege. Erinnerungen einer Rechtsanwältin

- 10.1 1904-1988
- 10.2 Deutschland, Palästina/Israel
- 11.1 Autobiographie einer der ersten Frauen, die in der Weimarer Republik die Richterlaufbahn einschlug, 1933 entlassen wurde, nach Palästina emigrierte, 1953 nach Berlin zurückkehrte; infolge des Ersten Weltkrieges war sie von Bromberg nach Berlin übersiedelt
- 12 Veröffentlichung 1989 im Nishen-Verlag Berlin (= Berliner Geschichtswerkstatt 6)
- 14 Interviews; Transkription, Überarbeitung und Neugliederung in Zusammenarbeit mit der Zeitzeugin; Nachwort mit Kommentierung
- 16 Privatbesitz Proskauer; Jüdische Abteilung des Berlin-Museums; Landesbildstelle Berlin; Kommunales Museum Wilmersdorf

0 89-045

- 2.1 LANGKAU-ALEX, Ursula, Dr.; H. Cleyn-dertweg 436, NL-1025 EN Amsterdam; Tel. 020/36 76 32

- 4 Abgeschlossen
- 6 Dokumentation

9 Quellen zur deutschsprachigen Emigration nach 1933 im Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis in Amsterdam

- 12 Veröffentlichung in: Society for Exile Studies/Gesellschaft für Exilforschung; Nachrichtenbrief/Newsletter, Nr.9-10, Dezember 1988

C. SOZIALISTISCHE THEORETIKER, BEITRÄGE ZUR IDEENGESCHICHTE

D. BIOGRAPHISCHE BEITRÄGE

E. DARSTELLUNGEN ZUR GESCHICHTE DER DEUTSCHEN ARBEITERBEWEGUNG

I. Allgemeine Darstellungen

Darstellungen über größere Zeiträume

0 89-046

- 1 Univ. Mannheim, Lehrinheit für Politische Wissenschaft und Zeitgeschichte, Postfach 10 34 62, A 5, 6800 Mannheim 1

- 2.1 SCHÖNHOFEN, Klaus, Prof. Dr.

- 4 Abgeschlossen

- 6 Aufsatz

9 Die regionale Ausbreitung der deutschen Gewerkschaften im Kaiserreich 1890 bis 1918

- 10.1 1890-1918

- 10.2 Deutschland

- 11.1 Untersucht wird die regionale Verankerung der deutschen Gewerkschaften in den Bundesstaaten und Städten des Deutschen Reiches, differenziert nach Berufsgruppen und Branchen

- 12 Veröffentlichung 1989/90 in einem von Gerhard A. Ritter hrsg. Sammelband

- 14 Sekundäranalyse von statistischen Quellen

- 16 Gewerkschaftszeitungen; Statistiken des Deutschen Reiches

0 89-047

- 1 FU Berlin, FB Politische Wissenschaft; Berliner Geschichtswerkstatt e.V.

- 2.1 WICKERT, Christl, Dr.; Solinger Str. 4, 1000 Berlin 21; Tel. 0 30/3 93 32 23

- 4 Abgeschlossen

- 5 Beginn: 1/89, Abschluß: 3/89

- 6 Aufsatz

- 7 Berliner Geschichtswerkstatt e.V.

- 8 Bearb.; Berliner Geschichtswerkstatt e.V.

9 Das „pazifistische“ Kriegserlebnis und seine Verarbeitung in der Weimarer Republik

- 10.1 1914-1933

- 10.2 Deutschland

- 11.1 Auseinandersetzung mit dem Kriegausbruch 1914; von der Kriegsbegeisterung zur Kriegsgegnerschaft; „Nie-wieder-Krieg“-Bewegung in den 20er Jahren; Kommentierung der heimlichen Wiederaufrüstung

- 12 Veröffentlichung im August 1989 in: Bussemer/Rouette (Hrsg.): Augusterlebnis 1914. Berlin Nishen-Verlag

- 14 Auswertung von Tagebüchern, Autobiographien und zeitgenössischen Artikeln

- 16 Nachlaß Helene Stöcker; Die Neue Generation; pazifistische Presse

II. Darstellungen in zeitlicher Folge

a) Von den Anfängen bis zum Ende des Sozialistengesetzes

—

b) 1890-1914

—

c) Weltkrieg und Revolution

—

d) Weimarer Republik

0 89-048

- 1 Univ. Mannheim, Lehrinheit für Politische Wissenschaft und Zeitgeschichte, Postfach 10 34 62, A 5, 6800 Mannheim 1

- 2.1 SCHÖNHOFEN, Klaus, Prof. Dr.

- 4 Abgeschlossen

- 6 Eigenprojekt des Bearb.; Monographie

9 Reformismus und Radikalismus. Gespaltene Arbeitsbewegung im Weimarer Sozialstaat

- 10.1 1918-1933

- 10.2 Deutschland

- 11.1 Entwicklung und Beziehungen von Arbeiterparteien und Gewerkschaften in den verschiedenen Phasen der Weimarer Republik

- 12 Veröffentlichung im Herbst 1989 in der Reihe „Deutsche Geschichte der neuesten Zeit“ im DTV-Verlag, München

- 14 Auswertung von Sekundärliteratur, Quellen und Dokumenten

0 89-049

- 1 FU Berlin, FB Politische Wissenschaft, Ihnestr. 21, 1000 Berlin 33; Tel. 0 30/8 38-6273

- 2.1 WICKERT, Christl, Dr.; Solinger Str. 4, 1000 Berlin 21; Tel. 0 30/3 93 32 23

- 4 Abgeschlossen

- 6 Geförderte Forschung; Aufsatz

- 7 FNK Berlin

- 8 FNK Berlin

- 10.1 1919-1933

- 10.2 Deutschland, (Schwerpunkte: Berlin, Ruhrgebiet)
- 11.1 Verhältnis der radikalen Republikaner zum Weimarer Staat am Beispiel der Berichterstattung und Kommentare zum Revolutionsgedenktage, Verfassungstag, Reichsgründungstag und Gedenken an den Ausbruch des Ersten Weltkrieges
- 12 **Wickert, Chr.: „Zu den Waffen des Geistes . . . Durchgreifen Republik!“ Zur politischen Teilkultur der Linksinтеллектуellen in der Weimarer Republik**, in: Detlef Lehnert und Klaus Megerle (Hrsg.): Politische Identität und nationale Gedenktage. Zur politischen Kultur in der Weimarer Republik. Opladen: Westdeutscher Verlag 1989, S.115ff.
- 14 Auswertung der Presse; Autobiographien
- 16 Generalanzeiger für Dortmund; Die Neue Generation; Die Weltbühne

0 89-050

- 1 Univ. Göttingen, Seminar für Politikwissenschaft, Platz der Göttinger Sieben 3, 3400 Göttingen
- 2.1 SEIDENSTÜCKER, Lutz; Obere Karspüle 20, 3400 Göttingen; Tel. 05 51/5 86 50
- 2.2 Prof. Dr. Peter Lösche
- 4 Geplant
- 5 Beginn: 6/89, Abschluß: 5/91
- 6 Diss.
- 8 Hans-Böckler-Stiftung
- 9 **Der Verband sozialer Baubetriebe in der Weimarer Republik. Organisation und Tätigkeit**
- 10.1 1920-1933
- 10.2 Deutschland
- 11.1 Historisch-soziologische Organisationsanalyse; Überprüfung der „Verbürgerlichungs-Verböschung-Verkalkungs“-Thesen von Robert Michels (empirisch), also des „ehernen Gesetzes der Oligarchie“
- 13 **Seidenstücker, L.: Der „Verband Sozialer Baubetriebe“ in der Weimarer Republik**. Dipl., Univ. Göttingen 1987 [s.a. Proj.-Nr. 88-015 (2/89)]
- 14 Interviews (Zeitzeugen); Archivarbeit (IISG Amsterdam, IML Berlin/DDR, AdSD/FES Bonn, Bauhaus-Archiv Berlin)
- 16 Korrespondenzen, Zeitungen, Protokolle, Nachlässe, unveröffentlichte Nachrichten, Manuskripte usw.

0 89-051

- 2.1 KLUSSMANN, Uwe; Schauenburger Str. 29, 2080 Pinneberg; Tel. 0 41 01/20 80 17
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 12/88, Abschluß: 5/89
- 6 Aufsatz
- 8 Bearb.
- 9 **Das Verhältnis des jungen Goebbels zur Arbeiterbewegung und zum Kommunismus**
- 10.1 1924-1927
- 10.2 Elberfeld/München
- 11.1 Analyse des ambivalenten Verhältnisses zwischen sozialer Rebellion und chauvinistischem Ressentiment im frühen Nationalsozialismus;

inhaltliche und konzeptionelle Differenzen zwischen Hitler und Goebbels

- 12 Veröffentlichung geplant
- 14 Auswertung der Publikationen und Tagebücher von Joseph Goebbels vergleichend mit anderen NSDAP-Veröffentlichungen
- 16 Nationalsozialistische Briefe, Völkischer Beobachter, Goebbels-Tagebücher, Mein Kampf; Sekundärliteratur

e) 1933-1945

f) Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges

g) B R D

h) D D R

III. Regionale und lokale Darstellungen

a) Regional

0 89-052

- 1 SPD-Landtagsfraktion Nordrhein-Westfalen, Platz des Landtags 1, 4000 Düsseldorf 1
- 2.1 REGENBRECHT, Michael; c/o SPD-Landtagsfraktion NRW, Platz des Landtags 1, 4000 Düsseldorf 1
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 9/88, Abschluß: 91
- 6 Auftragsforschung; Monographie
- 7 SPD-Landtagsfraktion NRW
- 8 SPD-Landtagsfraktion NRW
- 9 **Geschichte der nordrhein-westfälischen SPD-Landtagsfraktion (1946-1986)**
- 10.1 1946-1986
- 10.2 Nordrhein-Westfalen
- 11.1 Beiträge der Fraktion aus den Funktionen Opposition, Koalitionsfraktion, Mehrheitsfraktion für die Entwicklung von NRW; Schwerpunkte fraktioneller Arbeit; Merkmale fraktionellen Verhaltens (Strategien); Alters- und Sozialstruktur der Fraktion; Organisation und Arbeitsweise der Fraktion; Rolle der Fraktionsvorsitzenden und einzelnen Abgeordneten; politische Kräftefelder, in welche die Fraktion eingebunden war und die ihre Verhaltensweise und Politik bestimmten
- 14 Methodisch-systematische Analyse, die hinsichtlich des Themas aufgrund durchgängig betrachteter Kriterien vorgenommen wird (Entwicklungstrends, Wandel, Kontinuität); chronologische Darstellung resultierend aus den Funktionen, die die Fraktion im Verhältnis zwischen Landesparlament und Landesregierung wahrgenommen hat
- 16 HSA Düsseldorf; AdSD/FES, Bonn; LandtagsA; Landtagsdokumentation; StadtAe; PrivatAe; Institut für Zeitungsforschung Dortmund; ParlamentsA des Deutschen Bundestages; Quellen: Fraktionsschriftgut, -periodika und -veröffentlichungen; Plenarprotokolle des Landtags; Landtagsdrucksachen; Ausschußprotokolle; Nachlässe und Deposita von SPD-Landtagsabgeordneten; Zeitzeugenbefragungen; Ministerialakten; Landesverbands-, Bezirks- und Unterbezirksschriftgut; Bestände

der SPD-Parteiführung, des Parteivorstandes und der SPD-Fraktion; Reden, Aufsätze und Schriften von SPD-Landespolitikern; Quellensammlungen; Tagebücher; Memoiren; Zeitungen; WDR-Kommentare; Statistiken; Graphiken

0 89-053

1 Historische Kommission zu Berlin, Kirchweg 33, 1000 Berlin 38; Tel. 030/8 16 00 10

2.1 DŁUGOBORSKI, Waław, Prof. Dr.; Chairman of the Department of Economic History „Oscar Lange“, Academy of Economy Wrocław (Poland), ul. Komandorska 118/120, PL-53-345 Wrocław; Tel. 68 11 55 w. 199

4 Abgeschlossen

6 Aufsatz

9 Warum konnte die Sozialdemokratie in Oberschlesien nicht Fuß fassen?

10.1 1870-1914

10.2 Oberschlesien

11.1 Kritische Auseinandersetzung mit der historischen Literatur zu der unter 9. genannten Frage anhand einer sozialgeschichtlichen Analyse

12 Veröffentlichung geplant

14 Auswertung von Literatur und Quellen

16 Zeitungen; Archivalien in Polen und Deutschland

b) Lokal

0 89-054

2.1 BRACHTHÄUSER, Ralph Eberhard; Bischöfliches Priesterseminar, Dahler Höhe 29, 4300 Essen-Werden

4 Laufend

5 Beginn: 8/87, Abschluß: 8/89

6 Auftragsforschung; Dipl.

7 Deutsches Kolpingwerk/Diözesanverband Essen, Am Buschgarten 1, 4300 Essen

8 Bearb.

9 Katholischer Gesellenverein und Deutsche Kolpingsfamilie in der Stadt Essen in den Jahren 1930 bis 1945

10.1 1930-1945

10.2 Stadt Essen

11.1 Darstellung der örtlichen Verbandsarbeit vor und während der nationalsozialistischen Diktatur; ihre Stellung zu den gesellschaftlichen Umwälzungen; Wahrung verbandlicher und konfessioneller Eigeninteressen unter dem zunehmenden Druck des Systems; soweit möglich, Berücksichtigung des Engagements einzelner Mitglieder; besonderer Augenmerk auf die Präses (Priester), ihre Stellung zum Nationalsozialismus und ggf. ihre Konfrontation mit dessen Institutionen

13 Brachthäuser, R.E.: Katholischer Gesellenverein und Kolpingsfamilie in der Stadt Essen während der Zeit des Nationalsozialismus. Dipl., Univ. Bochum, Katholisch-Theologische Fak., 1988

14 Suche in den Aen der entsprechenden Kolpingsfamilien nach Protokollbüchern und sonstigen Archivalien; Befragung noch lebender Zeitzeugen; Suche im A des Kolpingwerkes

Köln sowie im DiözesanA Essen; Bearbeitung entsprechender Gestapo-Personenakten im HStA Düsseldorf; Durchsicht von Zeitungen: Kolpingsblatt, Essener Kirchenzeitungen, sämtliche anderen Essener Zeitungen

F. DARSTELLUNGEN ZUR GESCHICHTE DER ARBEITERBEWEGUNG ANDERER GEBIETE

G. DARSTELLUNGEN ZUR GESCHICHTE DER INTERNATIONALE UND ZUR GESCHICHTE DER ARBEITERBEWEGUNG MEHRERER LÄNDER

0 89-055

1 Univ. Utrecht, Economisch Instituut/CIAV, Domplein 24, NL-3512 JE Utrecht

2.1 PLANTENGA, Janneke; Fivelingo 31, NL-3524 BH Utrecht

2.2 Prof. Dr. H.J. Wagener

4 Laufend

5 Beginn: 83, Abschluß: 10/89

6 Diss.

8 Univ. Utrecht

9 Een menselijk patroon (Ein menschliches Muster)

10.1 1900-1980

10.2 Niederlande—Deutschland, bzw. Tilburg—Mönchengladbach

11.1 Vergleichende Forschung über strukturelle Veränderungen und Frauenarbeit in den Niederlanden und Deutschland; neben einer vergleichenden Untersuchung auf nationaler Ebene handelt es sich auch um eine Zweifall-Studie über Tilburg und Mönchengladbach (katholische Textil-Städte)

12 Veröffentlichung geplant

14 Vergleichende Länder- und Städte-Forschung

16 Archivalien; amtliche Statistiken; Zeitungen

II. NACHTRÄGE

0 3966

1 Univ. Wien, Institut für österreichische Geschichtsforschung

2.1 STAUDACHER, Anna, Dr.

4 Abgeschlossen

6 Diss.

9 Anarchisten und Sozialrevolutionäre. Zur Geschichte der österreichischen Radikalen 1879-1889

10.1 1880-1884

10.2 Österreich

12 Staudacher, A. Sozialrevolutionäre und Anarchisten. Die andere Arbeiterbewegung vor Hainfeld. Die Radikale Arbeiter-Partei Österreichs (1880-1884) (Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik, Bd.39). Wien: Verlag für Gesellschaftskritik 1988. 377 S.

13 S. Proj.-Nr.3966 (2/82 und 2/87) (2/89)

0 79-0209

1 HALMEN, Rainer M., Dr.

2.1 Prof. Dr. Urs Jaeggi

4 Abgeschlossen

6 Diss.

- 9 **Die politische Rolle des Beamtentums. Untersuchungen zur Sozialgeschichte und Soziologie der deutschen Beamtenbewegung bis 1923**
 10.1 Bis 1918
 10.2 Deutschland
 12 **Halmen, R.M.: Staatstreue und Interessenvertretung. Studien zur Soziologie und Sozialgeschichte des deutschen Beamtentums und der Beamtenbewegung bis zur Novemberrevolution.** Hamburg: Verlag Kovac 1988
 13 Diss., FU Berlin [o.J.] (2/89)
- 0 **79-0227**
 1 Univ. Bremen
 2.1 WILMS, Reinhard, Dr.; Uhlandstr. 3, 2800 Bremen 1; Tel. 04 21/3 49 83 10
 2.2 Prof. Dr. Hans-Josef Steinberg
 4 Abgeschlossen
 5 Beginn: 79, Abschluß: 4/88
 6 Diss.
 9 **Staat und Sozialdemokratie im Deutschen Kaiserreich. Die Tätigkeit der Politischen Polizei in der Provinz Hannover 1871-1890**
 10.1 1871-1890
 10.2 Provinz Hannover
 12 Veröffentlichung voraussichtlich durch die Historische Kommission für Niedersachsen und Bremen, Hannover
 13 Diss., Univ. Bremen 1988 (2/89)
- 0 **80-463**
 2.1 LORENZEN-SCHMIDT, Klaus-Joachim, Dr.; Herzhorn Rhein 23, 2208 Engelbrechtsche Wildnis; Tel. 0 41 24/44 28
 4 Laufend
 5 Abschluß: 12/89
 9 **Landwirtschaftsgeschichte Schleswig-Holsteins 1750-1950**
 10.1 1750-1950
 10.2 Schleswig-Holstein
 12 **Demokratische Geschichte. Jahrbuch zur Arbeiterbewegung und Demokratie in Schleswig-Holstein. III. Themenband: 125 Jahre Sozialdemokratische Arbeiterbewegung in Schleswig-Holstein.** Kiel: Neuer Malik Verlag 1988. 642 S.
- 0 **81-339**
 1 Univ.-GHS Wuppertal, FB 1, Gesellschaftswissenschaften, Fach Geschichte, Postfach 10 01 27, 5600 Wuppertal 1
 2.1 REGENBRECHT, Michael; Eichendorffweg 54, 4006 Erkrath 2
 4 Abgeschlossen
 6 Aufsatz (Bearbeitung der Diss. wurde eingestellt)
 9 **Die Arbeiterwohnungsfrage und ihre Lösungsversuche im Wuppertal des 19. Jahrhunderts**
 10.1 19. Jahrhundert
 10.2 Wuppertal
 12 **Regenbrecht, M.: Lösungsversuche der Arbeiterwohnungsfrage im Wuppertal des 19. Jahrhunderts. Das Beispiel der gemeinnützigen Wohnungsbauunternehmen im Wuppertal, in: Gründerzeit. Versuch einer Grenzbestimmung im Wuppertal.** Hrsg. von Karl-Hermann Beeck. Köln: Rheinland-Verlag 1984, S.185-245 (2/89)
- 0 **81-630**
 1 Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis (IISG), Cruquiusweg 31, NL-1019 AT Amsterdam
 2.1 LANGKAU-ALEX, Ursula, Dr.; H. Cleyndertweg 436, NL-1025 EN Amsterdam; Tel. 31-20/36 76 32
 4 Abgeschlossen
 6 Geförderte Forschung: Aufsatz
 9 **Widerstand, Exil und Deutschland nach Hitler. Paul Hertz und die deutsche Sozialdemokratie 1933-1949. Politische Biographie mit Dokumentation aus dem Nachlaß von Paul Herz**
 10.1 1933-1949
 10.2 Deutschland, Tschechoslowakei, Frankreich, USA
 12 **Langkau-Alex, U.: Zwischen Tradition und neuem Bewußtsein. Die Sozialdemokraten im Exil, in: Deutsche Forschungsgemeinschaft: Die Erfahrung der Fremde. Hg.: Manfred Briegel und Wolfgang Frühwald. Forschungsbericht. Weinheim: VCH Verlagsgesellschaft 1988. S.61-77. — Langkau-Alex, U.: Paul Hertz' publizistisches Wirken im Exil, in: Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch, Bd.7 (1989) (2/89)**
- 0 **81-693**
 1 Arbeitskreis „Geschichte des Landes Niedersachsen (nach 1945)“, p.A. Niedersächsisches Hauptstaatsarchiv Hannover, Am Archive 1, 3000 Hannover 1
 2.1 SCHULZE, Rainer, Dr.; Calsowstr. 2, 3400 Göttingen; Tel. 05 51/4 29 41
 2.2 Prof. Dr. Helga Grebing
 4 Abgeschlossen
 5 Beginn: 81, Abschluß: 86
 6 Diss.
 7 Arbeitskreis „Geschichte des Landes Niedersachsen“
 8 Niedersächsische Lottomittel
 9 **Die Industrie- und Handelskammern in Niedersachsen und Bremen nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges**
 10.1 1945-1951
 10.2 Niedersachsen und Bremen
 12 **Schulze, R.: Unternehmerische Selbstverwaltung und Politik. Die Rolle der Industrie- und Handelskammern in Niedersachsen und Bremen als Vertretungen der Unternehmerinteressen nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen; 38: Quellen und Untersuchungen zur Geschichte Niedersachsens nach 1945, Bd.3). Hildesheim: Lax 1988. XI, 567 S.**
 13 **Schulze, R.: Buten und Binnen, Wagen und Winnen. Die Rolle der Industrie- und Handelskammern in Niedersachsen und Bremen als Vertretungen der Unternehmerinteressen nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges. Diss., Univ. Göttingen, Historisch-Philologischer FB, 1986 (2/89)**

- 0 82-076**
 1 Univ. Freiburg, LS für neuere und neueste Geschichte, 7800 Freiburg
 2.1 BÄHR, Johannes Walter, Dr.; Eduard-Haber-Str. 8, 7400 Tübingen
 2.2 Prof. Dr. Heinrich August Winkler
 4 Abgeschlossen
 6 Diss.
 9 **Das Schlichtungswesen in der Weimarer Republik**
 10.1 1919-1932
 10.2 Deutschland
 12 **Bähr, J.: Staatliche Schlichtung in der Weimarer Republik. Tarifpolitik, Korporatismus und industrieller Konflikt zwischen Inflation und Deflation 1919-1932** (= Einzelveröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin; Bd.68: Beiträge zu Inflation und Wiederaufbau in Deutschland und Europa 1914-1924). Berlin: Colloquium Verlag 1989, XVI, 405 S.
 13 Diss., Univ. Freiburg i.Br. 1986 (2/89)
- 0 83-176**
 1 Univ. Salzburg, Geisteswissenschaftliche Fak., Institut für Geschichte, Mirabellplatz 1, A-5020 Salzburg; Tel. 06 62/4 45 11-4 74
 2.1 BOTZ, Gerhard, Prof. Dr.; c/o Univ. Salzburg
 6 Eigenprojekt des Bearb.
 9 **Sozialstruktur des österreichischen Nationalsozialismus 1918-1945**
 10.1 1918-1945
 10.2 Österreich, Wien
 12 **Botz, G.: Nationalsozialismus in Wien. Machtübernahme und Herrschaftssicherung 1938/39.** 3. veränderte Aufl. Buchloe: Druck und Verlag Obermayer 1988. 592 S. (2/89)
- 0 83-221**
 1 Univ. Mannheim, Institut für Sozialwissenschaften, A 5, 6800 Mannheim 1; Tel. 06 21/29 21
 2.1 STEPIEN, Stanislaus, Dr.-VDI-, Ingenieur und Soziologe, Neckarpromenade 9/247, 6800 Mannheim 1; Tel. 06 21/37 16 78
 2.2 Prof. Dr. Rainer M. Lepsius
 4 Abgeschlossen
 5 Beginn: 9/83, Abschluß: 9/86
 6 Geförderte Forschung; Eigenprojekt des Bearb.; Diss.; Publikation
 8 Univ. Mannheim; Bearb.
 9 **Eingliederungsprobleme ehemaliger osteuropäischer Zwangsarbeiter in die Bundesrepublik Deutschland**
 10.1 1939-1970
 10.2 Westdeutschland
 11.1 Erforschung kritischer Lebensereignisse bzw. deren mittel- und langfristigen Wirkungen; historische Aufarbeitung des Themas; empirische Umfrage (Zielgruppe: Polen; 119)
 12 Veröffentlichung 1989 beim Campus Verlag
 13 **Stepień, St.: Der alteingesessene Fremde. Der Lebensweg ehemaliger ausländischer Zwangsarbeiter in Westdeutschland — eine historisch-soziologische Studie.** Diss., Univ. Mannheim 1987 (2/89)
- 0 83-244**
 1 Univ. Bochum, Abt. für Sozialwissenschaft, Zentrales Sozialwissenschaftliches Seminar, Postfach 10 21 48, 4630 Bochum
 2.1 PUTSCH, Jochen, Dr.; Schieferweg 23, 5650 Solingen
 2.2 Prof. Dr. Dietmar Petzina
 4 Abgeschlossen
 5 Beginn: 83, Abschluß: 87
 6 Diss.
 9 **Wirtschaftliche und soziale Entwicklung in Solingen 1914-1960**
 10.1 1914-1960
 10.2 Solingen
 12 **Putsch, J.: Vom Ende qualifizierter Heimarbeit. Entwicklung und Strukturwandel der Solinger Schneidwarenindustrie von 1914 bis 1960** (= Landschaftsverband Rheinland, Rheinisches Industriemuseum; Beiträge zur Industrie- und Sozialgeschichte, Bd.1). Köln: Rheinland-Verlag 1989. 448 S. (2/89)
- 0 84-100**
 1 TH Darmstadt, FB 2, Gesellschafts- und Geschichtswissenschaften, Institut für Geschichte, Residenzschloß, 6100 Darmstadt
 2.1 CATTARUZZA, Marina, Dr. habil.
 4 Abgeschlossen
 5 Beginn: 9/80, Abschluß: 86
 6 Habil.
 9 **Arbeiter und Unternehmer im Kaiserreich am Beispiel der deutschen Schiffbauindustrie. 1870-1914**
 10.1 1870-1914
 10.2 Deutschland
 12 **Cattaruzza, M.: Arbeiter und Unternehmer auf den Werften des Kaiserreichs** (=Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Bd.127; Abteilung Universalgeschichte). Stuttgart: Steiner-Verlag Wiesbaden 1988. X, 256 S.
 13 Habil., TH Darmstadt 1986 (2/89)
- 0 84-252**
 1 Univ. Marburg, FB 3, Gesellschaftswissenschaften und Philosophie
 2.1 WÖLK, Ingrid, Dr.; Renthof 18, 3550 Marburg/Lahn; Tel. 0 64 21/6 51 05
 2.2 Prof. Dr. Frank Deppe
 4 Abgeschlossen
 5 Beginn: 10/83, Abschluß: 88
 6 Diss.
 8 Stipendium der Hans-Böckler-Stiftung
 9 **Die Entwicklung der gewerkschaftlichen Interessenvertretung der Beschäftigten im privaten Dienstleistungssektor durch die Gewerkschaft HBV**
 10.1 1945-1949
 10.2 Bundesrepublik Deutschland
 12 **Wölk, I.: Industriegewerkschaft oder Standesorganisation? Der Organisationsstreit um die Angestellten nach 1945 und die Entstehung der Gewerkschaft HBV.** Marburg: Arbeiterbewegung und Gesellschaftswissenschaften (VAG) 1988

- 13 Wölk, I.: Die Entstehung der Gewerkschaft HBV vor dem Hintergrund des Angestelltenorganisationsstreites 1945-49.** Diss., Univ. Marburg 1988 (2/89)
- 0 84-307**
 1 Univ. Kiel, Philosophische Fak., Historisches Seminar, Olshausenstr. 40-60, 2300 Kiel
 2.1 UHLIG, Ralph, Dr.; Tel. 04 21/8 80-22 95
 2.2 Prof. Dr. Michael Salewski
 4 Abgeschlossen
 5 Beginn: 1/83, Abschluß: 10/86
 6 Geförderte Forschung; Habil.
 8 Bearb.; DFG
 10.1 1889-1914
 10.2 Europa, USA, Japan, Südamerika
- 12 Uhlig, R.: Die Interparlamentarische Union 1889-1913. Friedenssicherungsbemühungen im Zeitalter des Imperialismus (= Studien zur modernen Geschichte, Bd.39).** Stuttgart: Steiner Verlag Wiesbaden 1988. 991 S.
- 13** Habil., Univ. Kiel 1986 (2/89)
- 0 85-013**
 1 Internationales Institut für Sozialgeschichte (IISG), Koninklijke Nederlandse Akademie van Wetenschappen, Cruquiusweg 31, NL-1019 AT Amsterdam; Tel. 0 20/6 68 58 66
 2.1 LINDEN, Marcel van der, Dr.
 4 Abgeschlossen
 8 IISG
 9 Arbeiterinternationalismus 1830-1920. Elemente einer sozialhistorischen Theorie
 10.1 1830-1940
 10.2 Vereinigte Staaten von Amerika und Westeuropa
- 12 Internationalism in the Labour Movement, 1830-1940. Edited by Frits van Holthoorn and Marcel van der Linden.** 2 Bde. Leiden, New York, København und Köln: E.J. Brill 1988. XVI, 675 S. (fortl. Pag.) (2/89)
- 0 85-162**
 1 Univ. Freiburg/Br., Historisches Seminar, Neuere und Neueste Geschichte, Werthmannplatz, 7800 Freiburg/Br.
 2.1 GRABHERR, Stephan, M.A.: Hummelstr. 15, 7800 Freiburg/Br.; Tel. 07 61/7 56 70; ab 28.4.1989: c/o Aus- und Fortbildungsstätte des Auswärtigen Amtes, Gudenuerweg 134, 5300 Bonn
 2.2 Prof. Dr. Ulrich Kluge
 4 Abgeschlossen
 6 M.A.
 8 Bearb.
 10.1 1890-1911
 10.2 Deutschland
- 12 Grabherr, St.: Die Arbeitskammervorlagen der kaiserlichen Regierung von 1908/1910 — Interessenvertretung der Arbeiterschaft oder staatliche Schlichtungsinstanz? Aufsatz, Veröffentlichung geplant**
- 13 Grabherr, St.: Interessenvertretung der Arbeiterschaft und Staat. Das Beispiel der Arbeiterkammer von 1980-1911.** M.A., Univ. Freiburg/Br. 1986 (2/89)
- 0 85-196**
 1 Univ. München, Institut für Neuere Geschichte, LS Prof. Dr. Gerhard A. Ritter, Trautenwolfstr., 8000 München 40
 2.1 HARTEWIG, Karin; Aldringenstr. 4, 8000 München 19, Tel. 0 89/1 68 98 84 und Alsenstr. 51, 4630 Bochum 1, Tel. 02 34/31 26 15
 2.2 Prof. Dr. Klaus Tenfelde, Innsbruck
 4 Abgeschlossen
 5 Beginn: 12/84, Abschluß: 10/89
 6 Auftragsforschung, geförderte Forschung; Diss.
 7 Industriegewerkschaft Bergbau und Energie, Alte Hattingerstr. 19, 4630 Bochum 1
 8 Bearb.; Stipendium der IGBE
- 9 Leben in der Krise. Arbeiterfamilien im Ruhrgebiet zwischen 1919 und 1924. Eine Untersuchung zum Verhältnis von sozialer Lage, Zeiterfahrung und Krisenbewußtsein in der frühen Weimarer Republik**
 10.1 1914-1924
 10.2 Ruhrgebiet
 12 Geplant: Veröffentlichung 1991 im Beck Verlag, München, Reihe Bergbau und Bergarbeit. — Hartewig, K.: „Anarchie auf dem Warenmarkt.“ Die Versorgungskrise der Bergarbeiterfamilien zwischen Krieg und Ruhrbesetzung 1914-1923. Aufsatz 1990 (Arbeitskreis für Sozialgeschichte Heidelberg)
- 13 Hartewig, K.: Das unberechenbare Jahrzehnt. Arbeit, Leben und sozialer Konflikt. Bergarbeiter und ihre Familien im Ruhrgebiet 1914 bis 1924.** Diss., Univ. München 1989 (2/89)
- 0 86-006, 86-007**
 1 FU Berlin, FB Politische Wissenschaft, WE 3, Ihnestr. 21, 1000 Berlin 33
 2.1 LUTHARDT, Wolfgang, Dr.; Moselstr. 12, 1000 Berlin 41; Tel. 0 30/8 51 94 35
 4 Abgeschlossen
 9 Verfassung, Gesetzgebungsstaat, Politische Entwicklung. In Erinnerung an Otto Kirchheimer
 10.1 1928-1965
- 12 Luthardt, Wolfgang und Alfons Söllner (Hrsg.): Verfassungsstaat, Souveränität, Pluralismus. Otto Kirchheimer zum Gedächtnis.** Opladen: Westdeutscher Verlag 1989. 238 S. (2/89)
- 0 86-008**
 2.1 LANGKAU-ALEX, Ursula, Dr.; H. Cleyndertweg 436, NL-1025 EN Amsterdam; Tel. 31-20/36 76 32
 4 Abgeschlossen
 6 Eigenprojekt der Bearb.; Aufsatz
- 9 Paul Hertz 1918-1933**
 10.1 1918-1933
 10.2 Deutschland
- 12 Langkau-Alex, U.: Paul Hertz. Realpolitiker im Dienste der sozialdemokratischen Utopie, in: Vor dem Vergessen bewahren. Lebenswege Weimarer Sozialdemokraten.** Hrsg. von Peter Lösche, Michael Scholing

- und Franz Walter. Berlin: Colloquium 1988, S.145-165. — S.a. Proj.-Nr.81-630 (1/86 u. 2/89) (2/89)
- 0 87-001**
 1 FU Berlin, FB Politische Wissenschaft, Ihnestr. 21, 1000 Berlin 33; Tel. 0 30/8 38-62 73
 2.1 WICKERT, Christl, Dr.; Solinger Str. 4, 1000 Berlin 21; Tel. 0 30/3 93 32 23
 4 Laufend
 5 Beginn: 10/86, Abschluß: 12/89
 6 Geförderte Forschung; Eigenprojekt der Bearb.; Biographie (vorm. Edition)
- 9 Helene Stöcker (1869-1943). Ein Leben in der Auseinandersetzung zwischen Anspruch und Wirklichkeit** (Themenänderung)
 10.1 1869-1943
 10.2 Deutschland; ab 1933: Schweiz, England, Schweden, USA
 12 Veröffentlichung 1990 geplant im Orlanda-Verlag, Berlin. — Wickert, Chr.: **Helene Stöcker — Leben und Arbeit für die ökonomische, sexuelle und rechtliche Gleichstellung der Frau**, in: Kritische Justiz (Hrsg.): Streithbare Juristen. Eine andere Tradition. Baden-Baden: Nomos 1988, S.104ff.
 16 Zusätzlich benutzte Quellen: Nachlaß Schreiber-Krieger (BA Koblenz), Nachlaß Lindhagen (Stockholm), Staatliches Einwandererarchiv (Schweden) (2/89)
- 0 87-046**
 1 Stadtarchiv Nürnberg, Postfach, 8500 Nürnberg; Tel. 09 11/16 27 70
 2.1 WINKEL, Udo, Dr.; Keinreutherweg 16, 8500 Nürnberg 10; Tel. 09 11/16 34 04
 4 Laufend
 6 Auftragsforschung; Quellenedition
 7 Stadt Nürnberg, Stadtarchiv
 8 Stadt Nürnberg, Stadtarchiv
9 1945-1949. Quellen zur Nachkriegsgeschichte (in drei Bänden)
 10.1 1945-1949
 10.2 Nürnberg
 11.1 Ausstellung im Stadtarchiv Nürnberg vom 8.3.-28.5.1989 „Kontinuität oder Neubeginn? Nürnberg 1945-1949; Exponate: Original-Quellen v.a. aus den Oberbürgermeisterakten, den Berichten und dem Schriftverkehr der Ämter, dem OMGUS-Bestand der amerikanischen Militärtätigkeits; Plakate aus der städtischen Plakatsammlung; Fotos der Bildchronik und des Städtischen Hochbauamtes
12 Winkel, U.: Kontinuität oder Neubeginn? Nürnberg 1945-1949. Katalog. Nürnberg: Selbstverlag der Stadt Nürnberg (Stadtarchiv, Egidienberg 23, 8500 Nürnberg I) 1989. 115 S. [S.a. Proj.-Nr.87-046 (3/88)] (2/89)
- 0 88-015**
 1 Univ. Göttingen, Seminar für Politikwissenschaft, Platz der Göttinger Sieben 3, 3400 Göttingen
 2.1 SEIDENSTÜCKER, Lutz; Obere Karspüle 20, 3400 Göttingen; Tel. 05 51/5 86 50
- 2.2 Prof. Dr. Peter Lösche
 4 Abgeschlossen
 5 Abschluß: 5/87
 6 Dipl.
 8 Bearb.
9 Der „Verband Sozialer Baubetriebe“ in der Weimarer Republik
 10.1 1920-1933 (und Vorgeschichte)
 10.2 Deutschland
13 Dipl., Univ. Göttingen 1987
 16 Verbandszeitschriften, Protokolle usw. (2/89)
- 0 88-053**
 1 Friedrich-Ebert-Stiftung, Godesberger Allee 149, 5300 Bonn 2
 2.1 ZIMMERMANN, Rüdiger, Dr.; Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung, Godesberger Allee 149, 5300 Bonn 2
 4 Abgeschlossen
 5 Beginn: 87, Abschluß: 7/88
 6 Auftragsforschung
 7 Arbeitsgemeinschaft der Verleger, Buchhändler und Bibliothekare in der Friedrich-Ebert-Stiftung
 8 Friedrich-Ebert-Stiftung
9 Geschichte der Gruppe Sozialistischer Verleger und Buchhändler (nebst Vorläufer)
 10.1 1924-1971
12 Zimmermann, R.: „Es muß gelingen, das Streben nach Erwerb geistiger Werte wachzuhalten.“ Zur Vorgeschichte der Verleger, Buchhändler und Bibliothekare in der Friedrich-Ebert-Stiftung. Bonn: FES 1989. 95 S. (2/89)
- 0 88-070**
 1 FU Berlin, FB Politische Wissenschaft, Ihnestr. 22, 1000 Berlin 33
 2.1 RÜTTERS, Peter, Dr.; Britzkestr. 3, 1000 Berlin 47
 2.2 Prof. Dr. Siegfried Mielke
 4 Abgeschlossen
 5 Beginn: 85, Abschluß: 87
 6 Diss.
9 Handlungsvoraussetzungen internationaler Gewerkschaftspolitik. Die Internationale Union der Lebens- und Genußmittelarbeiter-Gewerkschaften (IUL) (1945-1985)
 10.1 1945-1985
 10.2 International
12 Rütters, P.: Chancen internationaler Gewerkschaftspolitik. Struktur und Einfluß der Internationalen Union der Lebens- und Genußmittelarbeiter-Gewerkschaften (1945-1985) (= Schriftenreihe der Otto Brenner Stiftung, Bd.45). — Köln: Bund 1989., 296 S., mit 18 Tab. und 2 Abb. (2/89)
13 Diss., FU Berlin 1987
- 0 88-084**
 1 Univ. Freiburg/Br., Historisches Seminar, LS Neue und Neueste Geschichte, Wertmannplatz, 7800 Freiburg/Br.: Tel. 07 61/3 76 83

- 2.1 WEICHLIN, Siegfried; Starkenstr. 5,
7800 Freiburg/Br.; Tel. 07 61/3 76 83
- 2.2 Prof. Dr. Heinrich August Winkler
4 Laufend
5 Beginn: 1/89, Abschluß: 12/90
6 Diss.
8 Stipendium Cusanuswerk
9 **Sozialmilieu und politische Kultur in Weimar. Eine vergleichende Studie anhand ausgewählter hessischer Kreise** (Themenänderung)
10.1 1918-1933
10.2 Regierungsbezirk Kassel; Preußische Provinz Hessen-Kassel
11.1 Vergleichende Milieuuntersuchung; politische Kultur-Forschung zur Weimarer Republik; milieuprägende Konstanten-Binnenkonstitution; Beitrag zur politischen Geschichte Hessens in sozialgeschichtlicher Hinsicht; modernisierungstheoretische Fragestellung in vergleichender Absicht; gleichzeitig: Vorstudie zum späteren Milieuerfall
14 Auswertung der Tages- und Verbandspresse, der Wirtschafts- und Sozial- wie auch der politischen Daten; Oral History; Ansatz: Modernisierungstheorie
16 Ae in Marburg, Kassel, Wiesbaden, Fulda, Bonn (AdsD), Merseburg (preußisches Innenministerium) (2/89)
- 0 **89-024**
1 FU Berlin, Institut für Soziologie, Babelsberger Str. 14-16, 1000 Berlin 31

- 2.1 RUPPIN, Martina; Dennewitzstr. 24a,
1000 Berlin 30
- 2.2 Prof. Dr. Peter Hübner
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 10/88, Abschluß: 2/89
6 Dipl.
8 Stipendium der Friedrich-Ebert-Stiftung
9 **Politische Bildungsarbeit der SPD nach 1945 in Berlin am Beispiel des August-Bebel-Instituts**
10.1 1946-1970
10.2 Berlin
11.1 Politische Bildung
13 **Ruppin, M.: Von der Arbeiterbildung zur Politischen Bildung. Die Entwicklung der innerparteilichen Bildungsarbeit der SPD in Berlin 1946 bis 1970 unter besonderer Berücksichtigung des August-Bebel-Instituts.** Dipl., FU Berlin 1989. Standort: Bibl. der Historischen Kommission zu Berlin (2/89)

III. BISHER NICHT GEMELDETE, UNPUBLIZIERTE ARBEITEN, DIE IM INLAND VERFÜGBAR SIND

KARGUS, Andrea: Das Tuchgewerbe Lenneps in der beginnenden Industrialisierung unter besonderer Berücksichtigung der Absatzverhältnisse und des Arbeitsmarktes [1815-1870]. Dipl., Univ. Köln 1988

NEUE LITERATUR

Catálogo de los Archivos de Guerra Civil de las Comisiones Ejecutivas del Partido Socialista Obrero Español y de la Unión General de Trabajadores. Bearbeitet unter der Leitung von Aurelio Martín NÁJERA. Hrsg. von der Fundación Pablo Iglesias. — Madrid: Editorial Pablo Iglesias 1988. XX, 430 S.

Catálogo de los Archivos donados por Amaro del Rosal Díaz. Bearbeitet unter der Leitung von Aurelio Martín NÁJERA. Hrsg. von der Fundación Pablo Iglesias. — Madrid: Editorial Pablo Iglesias 1986. (IX), 328 S.

Nach der Wiedereinführung der Demokratie in Spanien sind die „historischen“ Parteien (Sozialisten, Kommunisten) daran gegangen, eigene Stiftungen und Archive zu gründen. Die Stiftung Pablo Iglesias verwaltet das Archiv des Parteivorstandes (PSOE) für die Jahre 1931-1940 und des Gewerkschaftsvorstandes (UGT) während des Bürgerkrieges. Die historisch äußerst wertvollen Materialien wurden 1939 aus Spanien geschafft, waren im Zweiten Weltkrieg an verschiedenen Stellen aufbewahrt und gelangten schließlich — auf bis heute unbekannten Wegen — in die Sowjetunion, von wo sie erst 1981 nach schwierigen Verhandlungen nach Spanien zurückkehrten. In der Zwischenzeit hatten sie in Moskau den dort exilierten spanischen Kommunisten dazu gedient, ihre offizielle Parteigeschichte für die Zeit des Bürgerkrieges zu schreiben. Auch heute noch lagert ein Teil des Partei- und Gewerkschaftsarchivs in der sowjetischen Hauptstadt.

Das nunmehr in Madrid zugängliche Material ist von den Archivaren in 3.873 Eintragungen aufgeschlüsselt worden, von denen 2.390 (rund 70 % des gesamten Bestandes) vom Parteivorstand und die restlichen 1.483 (rund 30 %) vom Gewerkschaftsvorstand stammen. Die Eintragungen im Führer des sozialistischen Bürgerkriegsarchivs bezeichnen: Archivsignatur, Absender und Adressat von Korrespondenz, Ort, Datum, Umfang. Ausführliche Namens-, Sach- und Ortsregister erleichtern, ebenso wie weitere Anhänge, die Benutzung.

Der zweite Archivführer betrifft das Archiv, dessen Materialien vor allem dank der Fürsorge des UGT-Vorstandsmitglieds Amaro del Rosal gerettet werden konnten. Dieser hat die UGT-Materialien jahrzehntelang in Frankreich und Mexiko aufbewahrt; die Dokumente waren nicht weniger Wechselfällen als die

„Moskauer“ Archivalien ausgesetzt, bis sie schließlich zwischen 1978 und 1984 der Pablo Iglesias-Stiftung überantwortet werden konnten. Die ursprünglich in weit über 100 Kisten lagernden Dokumente stellen heute den umfangreichsten Teil der Stiftungsarchivalien (2.888 Eintragungen) dar; sie umfassen sowohl das Privatarchiv von Amaro del Rosal als auch das Archiv der UGT-Leitung (Exekutivkommission, Nationalkomitee, Kongreß) und der UGT-Branchengewerkschaften Banken, Holz und Schauspiel. Zeitlich umfassen sie die Jahre zwischen 1888 (UGT-Gründung) und 1950. Ein Namens- und Sachregister erleichtert die Benutzung auch dieses Archivführers.

Obwohl die nunmehr zugänglichen PSOE- und UGT-Archivalien keineswegs sämtliche Materialien des Partei- und Gewerkschaftsvorstandes umfassen, stellt die in den beiden Archivführern vorgestellte Dokumentation einen außerordentlich wertvollen Quellenbestand zur Erforschung des spanischen Sozialismus dar. Zugleich lassen sich mit diesen Unterlagen Aufschlüsse über die Struktur der spanischen Arbeiterschaft und die Geschichte ihrer Bewegung im ausgehenden 19. und 20. Jahrhundert gewinnen. Ein Teil der Materialien stammt aus der Exilzeit nach 1939 und ermöglicht damit die Rekonstruktion von Flucht, Verfolgung, Exil und Flüchtlingsleben, vor allem in Frankreich und Mexiko. Mit Hilfe dieser Materialien und der beiden vorzüglich bearbeiteten Archivführer dürften die Forschungsarbeiten zum spanischen Sozialismus im 20. Jahrhundert, vor allem in der Bürgerkriegszeit, einen deutlichen Aufschwung erleben.

Walther L. Bernecker

Kommunistische Betriebs- und Branchenzeitungen in Groß-Berlin 1923-1933. Bibliographie. Erarb. von Helga DRESCHER, Lothar GROLL und Edeltraut WOLFF. Eingel. von Kurt LASER (= Bibliographische Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Bd.2). — Berlin/DDR: Bibliothek des Instituts für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED 1987. 90 S., 10 Ill.

Veröffentlichungen der Roten Gewerkschaftsinternationale in Deutschland 1920-1933. Bibliographie. Zusammengeg. und eingel. von Dagmar GOLDBECK (= Bibliographische Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Bd.3). — Berlin/DDR: Bibliothek des Instituts für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED 1987. 107 S., 14 Ill.

Die Novemberrevolution in Deutschland und die Gründung der KPD. Bibliographie. Erarb. von Karin HIEMER. Eingel. von Siegfried ITTERSCHAGEN (= Bibliographische Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Bd.4). — Berlin/DDR: Bibliothek des Instituts für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED 1988. 115 S.

Mit den „Bibliographischen Beiträgen zur Geschichte der Arbeiterbewegung“. Hrsg. von der Bibliothek des IML beim ZK der SED, wird die umfangreiche und ein sehr breites Spektrum abdeckende publizistische Aktivität der Arbeiterbewegung dokumentiert. Nach dem Heft 1, das eine Zusammenstellung der Veröffentlichungen der Internationalen Arbeiterhilfe Deutschlands (1921-1933) enthält, liegen nun weitere Hefte vor.

In Heft 2 der Reihe werden über 400 kommunistische Betriebs- und Branchenzeitungen in Groß-Berlin, die sich in den Beständen der Bibliothek des IML befinden, nicht nur — alphabetisch unter dem Titel der ersten Nummer — bibliographisch erfaßt und mit Betriebs-, bzw. Branchen- oder Berufsgruppenregister erschlossen, sondern es werden über Autopsie gewonnene Kenntnisse über „ausgewählte Informationen zum Inhalt der Zeitungen“, „Illustratoren, Verfasser von Gedichten“ (S.21), über Auflagehöhen und (rekonstruierte) Jahrgangs- und Nummernzählung etc. vermittelt. Auf nähere Fundnachweise indes wurde gänzlich verzichtet.

Vorangestellt ist der Bibliographie eine Einleitung von Kurt Laser (S.1-20), die sich mit Theorie und Praxis der kommunistischen Zellenzeitungen während der Weimarer Republik befaßt. Dieser Abriß enthält eher die bekannten theoretischen Postulate an kommunistische Zellenzeitungen als eine regional- und adressatenspezifische Untersuchung der tatsächlichen Realisierung. Dennoch sind ihm erste Hinweise über Konzeption der Zellenzeitungen, über die technische und praktische Herstellung, über Vertriebsmethoden und inhaltliche Schwerpunkte zu entnehmen. In einem unpaginierten Zwischenteil werden zehn Faksimiles von Titelseiten verschiedener Zellenzeitungen wiedergegeben, die die Erscheinungsvielfalt der Zellenzeitungen gut repräsentieren.

Heft 3 der Reihe, das Veröffentlichungen der Roten Gewerkschaftsinternationale (RGI) in Deutschland (1920-1933) enthält, ist nach der gleichen Konzeption erstellt. Die Bibliographie erfaßt die von der „Roten Gewerkschaftsinternationale und ihrem Vorläufer, dem Provisorischen Internationalen Rat der Gewerkschaften und Industrieverbände von 1920 bis 1933 in deutscher Sprache bzw. in Deutschland herausgegebenen oder verfaßten Schriften und Periodika“ (S.27), wie sie in der Bibliothek des IML und

in anderen Bibliotheken der DDR und des Auslandes erfaßt sind. Auf Fundortangaben wurde auch hier verzichtet. Im ersten Teil der Bibliographie werden, chronologisch nach Erscheinungsjahr, die Bücher und Broschüren (S.30-71), im 2. Teil die Presseerzeugnisse erfaßt (S.73-107). Erschlossen wird die Bibliographie durch ein Register, das Verfasser, Illustratoren, Rezensenten und weitere beteiligte Personen, sowie Sachtitel, Schriftenreihe und Periodika umfaßt. Im Faksimileteil werden 14 Titelseiten und Deckblätter der unterschiedlichsten RGI-Periodika dokumentiert. Der Einleitungsteil von Dagmar Goldbeck (S.5-26) enthält einen äußerst knappen historischen Abriss über die RGI, ausführlicher dagegen ist die Verlagstätigkeit der RGI und ihre umfangreiche Pressearbeit beschrieben.

Heft 4 der Reihe enthält eine Bibliographie von Publikationen zur Novemberrevolution und zur Gründung der KPD, die die „Geschichte der Novemberrevolution umfassend darstellen oder einzelne Ereignisse der Zeit“ (S.26) behandeln und die in der DDR zwischen 1969 und Juni 1987 erschienen sind. Die Grundlage bildete der Bestand der Bibliothek des IML beim ZK der SED, Ergänzungen wurden anhand weiterer Berliner Bibliotheken sowie der Deutschen Bücherei in Leipzig vorgenommen. Belletristische Texte, Veröffentlichungen in Zeitungen sowie Qualifizierungsarbeiten unterhalb der Promotion wurden nicht aufgenommen. Gegliedert ist die Aufstellung nach Bibliographien (S.27-29), Quellen- und Dokumentensammlungen (S.29-91), Biographien und Memoiren (S.92-104). Erschlossen wird die Bibliographie durch ein „Register der Autoren und weiterer beteiligter Personen“ sowie durch ein sehr nützliches „Geographisches Register“.

In der Einleitung (S.5-23) gibt Siegfried Ittershagen einen kurzen Überblick über Verlauf und Bilanz der Novemberrevolution und hebt hervor, daß die Gründung der KPD als „selbständige, revolutionäre, marxistische Kampfpartei“ (S.13) für den eher lose organisierten Spartakusbund eine der notwendigen Konsequenzen aus den ersten Wochen der Novemberrevolution gewesen sei. Ittershagen zieht von der Novemberrevolution und der Gründung der KPD eine direkte Linie zur Existenz der DDR: Die Gründung der KPD „wurde zum Ausgangspunkt einer Entwicklung, die zum Sieg der Arbeiterklasse und ihrer Verbündeten, zur Errichtung des ersten deutschen Arbeiter- und Bauern-Staates auf deutschem Boden führte“ (S.16); weiter vorn hieß es bereits: „Es ist immer klar sichtbar, daß die DDR, der erste Arbeiter- und Bauern-Staat auf deutschem Boden, unter Führung der SED das Vermächtnis der Revolutionäre von 1918/19, die Ziele der Gründer der KPD verwirklicht hat.“ (S.5). In dem, leider sehr knappen, Kapitel „Zur Historiographie“ (S.17-22) skizziert Ittershagen die Rezeptionsgeschichte der Novemberrevolution innerhalb der KPD und in der DDR (ab 1969).

Leider beläßt es die Reihe „Bibliographische Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung“ beim Erfassen und Dokumentieren. Um die erfaßten Periodika aber auch als Quelle der Geschichtsschreibung für die aktive Nutzung zu erschließen, wäre ein näherer Bestandsnachweis zumindest dort, wo sich die Bestandsangaben nicht der Bibliographie zur Arbeiterpresse von Alfred Eberlein entnehmen lassen¹, unverzichtbar gewesen.

Christa Hempel-Küter

1 Alfred Eberlein, Die Presse der Arbeiterklasse und der sozialen Bewegungen von den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts bis zum Jahre 1967. Bibliographie und Standortverzeichnis der Presse der deutschen, österreichischen und Schweizer Arbeiter-, Gewerkschafts- und Berufsorganisationen. Bd.1-5, Berlin 1968ff.

OVERESCH, Manfred, unter Mitarbeit von Jork ARTELT: **Chronik deutscher Zeitgeschichte. Politik, Wirtschaft, Kultur.** Bd. 3/I: **Das besetzte Deutschland 1945 bis 1947**; Bd. 3/II: **Das besetzte Deutschland 1948 bis 1949** (= Droste-Geschichts-Kalendarium, Bd. 3/1 und 3/2). — Düsseldorf: Droste Verlag 1986. 866 S. (Fortl. Pag.)

Zwei weitere Teilbde dieses verdienstvollen Hilfsmittels für Historiker, Sozial- und Kulturwissenschaftler sowie für Lehrer und Journalisten liegen jetzt vor. In tageschronologischer Genauigkeit werden Politik und Kultur im Kontext der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung dargestellt. Das Kalendarium setzt mit der Unterzeichnung der Kapitulationsurkunde durch Generaloberst Jodl am 7. Mai 1945 in Reims ein und spannt den Bogen bis zum 7. Oktober 1949, dem Gründungstag der DDR. Dazwischen liegen die spontane kulturelle Blüte unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg, die Anfänge des politischen Lebens und die Wiedergründung der Parteien und anderer politischer und kultureller Organisationen, der Kampf um die Einheit Deutschlands und der endgültige Zerfall des Reiches, die Räumung von Trümmerwüsten und der wirtschaftliche Wiederaufbau. Nicht nur die dargestellten Fakten sind höchst informativ, sondern die Tabellen, Graphiken und Statistiken verdienen, besonders hervorgehoben zu werden. Mit ihrer Hilfe vermag der Leser z.B. Ausmaß der Zerstörungen, Kalorienwert der täglichen Rationen, Bevölkerungsveränderungen, Zahl der Flüchtlinge und ökonomische Entwicklung

in Erfahrung zu bringen. Ein Verzeichnis der Tabellen, Graphiken, Statistiken und Landkarten hätte den Gebrauchswert beider Bde noch erhöht. Dankbar ist der Benutzer dafür, daß außer dem in den vorausgegangenen Bden schon zu findenden Personenregister jetzt auch ein Sach- und Ortsregister die Erschließung der Faktenfülle erleichtert. Einige Stichworte — wie Zone, Berlin oder Universitäten — sind hier allerdings so umfänglich und undifferenziert angelegt, daß sie dem Benutzer nicht viel weiterhelfen. Sehr dankbar hingegen dürfte der Leser für eine Liste aller erwähnten Presseorgane oder von Filmtiteln sein. Über Stimmungen, Einstellungen und Urteile der Bevölkerung berichten nicht nur Meinungsumfragen, sondern auch verschiedene Quellen, die zitiert werden. Der Historiker der Arbeiterbewegung vermag die Wiedergründung der Arbeiterparteien und Gewerkschaften, die Auseinandersetzung zwischen SPD und KPD und die Handlungen einzelner Persönlichkeiten wie Kurt Schumacher, Ernst Reuter, Gustav Dahrendorf, Otto Grotewohl oder Hans Böckler zu verfolgen. Erfreulich und besonders hervorzuheben ist die Tatsache, daß nicht nur politische Ereignisse, sondern auch kulturelle Entwicklungen und soziale wie ökonomische Grunddaten berichtet werden.

Peter Lösche

Bürger & Bettler. Materialien und Dokumente zur Geschichte der Nichtseßhaftenhilfe in der Diakonie. Bd.1: 1854 bis 1954. Vom Herbergswesen für wandernde Handwerksgesellen zur Nichtseßhaftenhilfe. Hrsg. von Jürgen SCHEFFLER. — Bielefeld: Verlag Soziale Hilfe 1987. 377 S. zahlr. Abb.

Der Bd. ist eine Festschrift anläßlich des hundertjährigen Bestehens des 1886 gegründeten Evangelischen Fachverbandes für Nichtseßhaftenhilfe (bis 1967 Deutscher Herbergsverein). Er umfaßt sechs sehr knappe Kommentare; diese behandeln das Herbergswesen für wandernde Handwerksgesellen und Arbeiter und dessen Wandel zur allgemeinen Nichtseßhaftenhilfe von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg — 1854 gründete der Bonner Staatsrechtler Perthes die erste christliche „Neue Gesellenherberge zur Heimath“, 1897 gab es 465 derartige Einrichtungen mit fast 17 000 Betten. Die größte Gefahr für die Nichtseßhaften war das NS-Regime. Es verstärkte die soziale Disziplinierung massiv und beseitigte mit mehreren Verhaftungswellen, durch den Reichsarbeitsdienst und die Kriegsrüstung das Wandererproblem. Im Zweiten Weltkrieg endete die Herbergsarbeit. Nach 1945 wurde die Nichtseßhaftenhilfe nur sehr allmählich und mit erheblichen Veränderungen wieder aufgebaut. Die Kommentare skizzieren ferner die Baugeschichte der Herbergen sowie die bürgerlichen Moralvorstellungen, die in der christlichen Wandererfürsorge zum Ausdruck kamen (Wolfgang Ayass, Hartwig Drude, Heinrich Holtmannspötter, Wolf Kätzner, Hannes Kiebel, Jürgen Scheffler). Den Hauptteil des Bdes aber machen mehr als hundert teils vollständige, teils gekürzte Texte über die diakonische Nichtseßhaftenhilfe sowie über politische, gesellschaftliche und wirtschaftliche Rahmenbedingungen aus. Sie illustrieren sowohl Motive und Erlebnisse der Wanderer und institutionelle Formen des Herbergswesens (Verpflegung, Hausordnung, soziale Kontrollen, Ausbildung der Herbergsleiter etc.) als auch die Haltung der Kirche, politische Einflüsse und Verbindungslinien zur christlichen und freigeWERKSchaftlichen Arbeiterbewegung und zur Sozialdemokratie. Die Texte umfassen Protokolle und Ansprachen, Autobiographien, sozialreformerische Artikel, Denkschriften, Aufrufe etc. Sie stammen aus der Feder von Kolping, Wichern, Bodelschwingh, Bebel, Göhre, Tucholsky, Heuss und vielen anderen. Abbildungen aus dem Alltag der Herbergen und Faksimiles von Wanderbüchern, zeitgenössischen Zeitungsartikeln, behördlichen Verfügungen und von Verwaltungsakten etc. machen die Texte anschaulicher.

Der evangelische Fachverband für Nichtseßhaftenhilfe will mit dem Bd. „Geschichte verfügbar machen“ (S.8), um seinem Plädoyer Nachdruck zu verleihen, die Nichtseßhaften nicht auszugrenzen, sondern in den Sozialstaat stärker zu integrieren. Unter Aspekten der Sozialgeschichte ist der Bd. in zweifacher Hinsicht von Interesse: Zum einen informiert er über sozialreformerische Bemühungen der evangelischen Amtskirche, der Inneren Mission und des Deutschen Herbergsvereins auf einem der noch am wenigsten beachteten Felder praktischer Sozialarbeit. Er demonstriert insbesondere die Entwicklung von der bürgerlichen Armenhilfe und der traditionellen christlichen Vereinstätigkeit zum modernen konfessionellen Wohlfahrtsverband. Zum andern spiegelt er einen Teil des Alltags unbürgerlicher und antibürgerlicher Gruppen in konjunkturellen Höhen und Tiefen wider, die Auflösung der traditionellen handwerklichen Sozialordnung und herkömmlicher Sozialmilieus. Er überschreitet die institutionelle Perspektive der Anstaltsgeschichte, indem er auch Objekte der Fürsorge zu Wort kommen läßt. Mit den Materialien über die Not alleinstehender wohnungsloser Menschen zeigt der Bd. einen Ausschnitt aus hundert Jahren gegenbürgerlicher Alltagskultur im Spiegel bürgerlicher Wahrnehmung und Fürsorge. Man wünschte sich, daß der Materialsammlung eine konzise Darstellung folgte.

Günther Schulz

Die Sozialpolitik in den letzten Friedensjahren des Kaiserreichs (1905 bis 1914). Bd.1: **Das Jahr 1905.** Bearb. von Hansjoachim HENNING (= Quellensammlung zur Geschichte der deutschen Sozialpolitik 1867 bis 1914, IV. Abt.). — Wiesbaden: Franz Steiner Verlag 1982. XVI, 696 S.

Die Sozialpolitik in den letzten Friedensjahren des Kaiserreichs (1905 bis 1914). Bd.2: **Das Jahr 1906.** Bearb. von Hansjoachim HENNING (= Quellensammlung zur Geschichte der deutschen Sozialpolitik 1867 bis 1914, IV. Abt.). — Stuttgart: Franz Steiner Verlag Wiesbaden 1987. XIII, 383 S.

FISCHER-ECKERT, Li: **Die wirtschaftliche und soziale Lage der Frauen in dem modernen Industrieort Hamborn im Rheinland** [Nachdruck der Ausg. Hagen in Westf. 1913]. Neu herausgegeben von Elisabeth HEID und Ludger HEID. — Duisburg: Braun Verlag 1986. 35, 159 S.

Akten zur Wohltätigkeits- und Sozialpolitik Württembergs im 19. und 20. Jahrhundert. Inventar der Bestände der Zentralleitung des Wohltätigkeitsvereins und verbundener Wohlfahrtseinrichtungen im Staatsarchiv Ludwigsburg. Bearb. von Wolfgang SCHMIERER, Karl HOFER und Regina SCHNEIDER nach Titelaufnahmen von Hans-Ewald KEBLER (= Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden Württemberg, Bd.42). — Stuttgart: Kohlhammer Verlag 1983. 493 S.

Die beiden von H. Henning bearbeiteten Quellenbde zur Sozialpolitik der Jahre 1905 und 1906 dokumentieren durchaus die „Vielfältigkeit sozialpolitischer Bestrebungen — seien sie Auseinandersetzungen, seien sie Lösungsversuche — und die dabei eingesetzten Instrumente und beobachteten Praktiken im Alltag der Hoheitsverwaltung, Unternehmen, Parteien, Gewerkschaften und Kirchen“ (Bd.1, S.1), die als Ziel der Edition in der Einleitung benannt wird. Es wäre allerdings wünschenswert gewesen, die Zurückhaltung gegenüber dem dokumentierten Material und der Interpretationsautonomie der Rezipienten etwas aufzugeben und durch eine ausführlichere Einführung (die sich für den ersten Bd. mit 3 Seiten bescheidet und beim zweiten 10 Seiten umfaßt) die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen darzustellen und die dokumentierten sozialpolitischen ‚Ereignisse‘ einzuordnen. Diese Vorgehensweise hätte schon deshalb nahegelegen, weil an einer streng chronologischen Anordnung der Dokumente festgehalten wurde. Die Begründung von H., gerade dadurch Sozialpolitik „im Alltag“ mit ihrer „Parallelität und gegenseitig[er] Beeinflussung der Ereignisse“ (Bd.1, S.1) zu dokumentieren, leuchtet um so weniger ein, als die Auswahl des Materials von dem durchaus begründeten Kriterium ausgeht, daß „als zentraler Sachbereich der Sozialpolitik des Kaiserreiches [...] die Regelung der Arbeitsbedingungen angesehen werden kann“ (ebda.). Darüber hinaus weisen auch die vorgestellten Dokumente komplexe thematische Schwerpunkte aus, was ebenfalls eine inhaltliche Gliederung sinnvoll gemacht hätte.

Einer dieser Schwerpunkte umfaßt die drei wichtigen Streiks dieses Jahres: den Bergarbeiterstreik an der Ruhr, den Arbeitskonflikt in der bayerischen Metallindustrie und den in der Berliner Elektroindustrie. Unterschiedliche Haltungen der staatlichen Institutionen, variierende Einstellungen und Lösungsstrategien der Arbeitgeber, insbesondere hinsichtlich der Bereitschaft zur Anerkennung von Gewerkschaftsvertretern als Verhandlungspartner, wie auch verschiedene Kampfaktiken der Gewerkschaftsorganisationen demonstrieren eine branchendifferenzierte Entwicklung auf dem Weg zur Herausbildung von geregelten Konfliktaustragungsstrukturen. Bemerkenswert, nicht zuletzt angesichts der Flexibilisierung von Arbeitskampfmaßnahmen der Gewerkschaften in den letzten Jahren, ist der Versuch der Gewerkschaften, beim Streik in der Berliner Elektroindustrie das Mittel des Schwerpunktstreiks anzuwenden, und die Reaktion der Arbeitgeber mit Massenaussperrungen.

Ein zweiter Schwerpunkt berücksichtigt „Stand und Ausbildung der gesetzlichen Normen“ (S.2) sowie den Umgang wichtiger sozialpolitischer Akteure mit ihnen. Auch hier ist das Streikthema, nicht zuletzt angesichts der Massenstreik-Debatte in der Sozialdemokratie und der sozialistischen Gewerkschaftsbewegung, ein wichtiger Bezugspunkt, der auch von der Arbeitgeberseite reflektiert wird. Weitere dokumentierte Aspekte der sozialpolitischen Diskussion sind der Gesetzentwurf über Arbeitskammern und Reichsgerichtsentwürfe gegen den Koalitionszwang. Insbesondere das Material, das die Arbeitgeberpositionen darstellt, läßt in Reaktion auf die Streikbewegung des Jahres und die Massenstreik-Debatte einen verstärkten Trend zur Formierung in Arbeitgeberorganisationen und zu einer Systematisierung von Gegenstrategien zu Arbeitskampfmaßnahmen der Gewerkschaften erkennen. Ein weiterer Teil der Dokumente berücksichtigt die „Sozialarbeit der Kirchen“ (S.3).

Der Jahresbd. 1906 dokumentiert ein „sozialpolitisches Normaljahr“ (Bd.2, S.1), in dem es bis auf den Beginn der Diskussion über die preußische Bergrechtsnovelle zu keinen besonderen gesetzgeberischen Aktivitäten im Bereich der Sozialpolitik kam, und erlaubt daher, die „alltägliche Auseinandersetzung unter den Sozialpartnern“ (Bd.2, S.2) und ihren Umgang mit dem bislang entwickelten sozialpolitischen Inventar aufzuzeigen. Dennoch hat auch dieser Bd. Themenschwerpunkte wie die schon erwähnte Dis-

kussion über die Bergrechtsnovelle, Stellungnahmen zu einer Vorlage über die Rechtsfähigkeit von Berufsverbänden, die weitergeführte Diskussion über Arbeiterkammern oder auch die Massenstreik-Debatte. Als neuer Ansatz in der Sozialpolitik muß das dokumentierte Bestreben verstanden werden, die Angestellten verstärkt als Zielgruppe wahrzunehmen, wenngleich die damit verbundene „Anregung, die Arbeiterfrage zur Arbeitnehmerfrage auszudehnen und damit wenigstens die sozialpolitische Trennung von Arbeiter- und Angestelltenschaft zu überwinden“ (Bd. 2, S. 9), keineswegs als dominante politische Zielrichtung auszuweisen ist.

Arbeitskonflikte sind auch in diesem „Normaljahr“ ein wichtiger Teil des „Alltags“ der sozialpolitischen Entwicklung. Der Facettenreichtum dieses Aktionsfeldes, das — nicht zuletzt aufgrund der forcierten Preissteigerung — mehr, wenn auch weniger umfangreiche Arbeitskämpfe im Vergleich zum Vorjahr erlebte, wird u. a. anhand der behördlichen Verarbeitung der großen Streikbewegungen von 1905 vorgeführt. Daneben werden wiederum einzelne Arbeitskonflikte aufgezeigt sowie die Gestaltung dieses Handlungsbereichs durch die Rechtsprechung über Streik- und Boykottmaßnahmen. Veränderungen bzw. eine Entwicklung von bereits im Vorjahr beobachteten Tendenzen in diesem Bereich zeigen sich: in einer breiteren Akzeptanz tarifvertraglicher Regelungen, die durchaus auch die von den Gewerkschaften angestrebte Vereinbarung von Verband zu Verband einschloß, aber im Tarifaßschluß der Buchdrucker ein in der Gewerkschaftsbewegung umstrittenes Beispiel fand; in einer Verlagerung bzw. Erweiterung der Arbeitskämpfe der Arbeiterorganisationen, die auf die Regelung von Arbeitsbedingungen drängten; schließlich im Bestreben der Arbeitgeber, sich organisatorisch zu konsolidieren und gemeinsame Strategien gegen Streiks und bei Aussperrungen zu entwickeln.

Beide Bde, die auch in „Normaljahren“ eine belebte sozialpolitische Landschaft dokumentieren, machen neben der Verbandspresse, auf die fast durchgängig für die Darstellung der Positionen der Arbeiterbewegung zurückgegriffen wird, vielfältiges Archivmaterial zugänglich. Als besonderer Glücksfall für die Kennzeichnung der Arbeitgeberpositionen muß dabei die Präsentation von Protokollen der Sitzungen des Betriebsausschusses des Siemens-Konzerns gelten, die einen Einblick in die internen Entscheidungsprozesse und Positionsfindungen, nicht zuletzt bei den verschiedenen Arbeitskämpfen, gestattet.

Der oben angemerkte Verzicht auf eine systematische Gliederung, der dazu Vorschub leisten kann, daß wichtige Dokumente in der Fülle des insbesondere vom 1. Bd. dargebotenen Materials „untergehen“, wird allerdings durch ein ausführliches Personen-, Orts- und Sachregister ausgeglichen. Bedauerlich, wenn auch angesichts des damit verbundenen immensen Arbeitsaufwandes verständlich, ist die Informationsarmut der biographischen Annotationen.

Aus heutiger Sicht zwischen soziologischer Feldforschung und Sozialreportage angesiedelt ist die im Reprint vorliegende sozialwissenschaftliche Dissertation von Li Fischer-Eckert über die „wirtschaftliche und soziale Lage der Frauen in dem modernen Industrieort Hamborn“. Die Gemeinde Hamborn, die zur Zeit der Reichsgründung knapp 3000 Einwohner aufwies, um die Jahrhundertwende bereits 30 000 und ein Jahrzehnt später schon mehr als 100 000, zählte zu den Ruhrgebietsorten, deren Entwicklung durch die enorme Expansion des Bergbaus geprägt wurde. Soziale Folgen waren u. a.: eine enorme Fluktuation der Einwohner, d. h. der Arbeiter und ihrer Familien; eine völlig unzureichende Versorgung mit Wohnraum, der z. T. als Wohnkolonien von den Zechen und Industriebetrieben errichtet und als Mittel der sozialen Kontrolle und Betriebsbindung instrumentalisiert wurde; schließlich eine Arbeiterbevölkerung, die aus den verschiedenen Teilen Deutschlands, aber auch aus anderen europäischen Gebieten (Polen, Italien, Holland, Österreich-Ungarn usw.) angeworben wurde und erhebliche Integrationsprobleme schuf. Die Arbeit von Fischer-Eckert, die sich vor allem durch eine von Interviews begleitete Fragebogenerhebung bei 495 Familien (hauptsächlich Bergarbeiter und Fabrikarbeiter) auszeichnet, liefert zunächst eine bemerkenswerte Beschreibung der Wohnverhältnisse und erfaßt, basierend auf der Auswertung von 4000 Fragebogen, die Bevölkerungsbewegung, auf der die Zusammensetzung der Hamborner Einwohner 1911/12 beruhte. Darüber hinaus wurde dieser „Mikrozensus“ in den Arbeiterhaushalten dafür genutzt, die soziale Herkunft der Arbeiterfrauen, die überwiegend auf dem Lande aufgewachsen waren und selten eine Berufsausbildung hatten, zu untersuchen. Diese Vorstudien führten zur Frage nach der sozialen Situation der Familien und der Lebenslage der Frauen. Auf der Grundlage einer groben Klassifizierung der Haushaltungen (die wirtschaftlichen und häuslichen Verhältnisse, Einrichtung der Wohnung, Sauberkeit usw. bildeten Kriterien für vier Klassen, die zwischen einem Haushalt, der „ohne Entbehrung in einem behaglichen Heim ein auskömmliches Dasein“ erlaubt, und einem durch „völlige Verwahrlosung“ gekennzeichnetem Hauswesen angeordnet sind — S. 78) wurden zwei dominante Ursachen herausgearbeitet, die in erster Linie die soziale Situation der Familien bestimmten: die jeweilige Kinderzahl und das verfügbare Familieneinkommen. Einen weiteren

Aspekt, der die soziale Lage beeinflusste — und der deutlich macht, das die gesellschaftliche Perspektive der Autorin in der bürgerlichen Frauenbewegung zu verorten ist —, sah Fischer-Eckert teils in der „Unwissenheit und Ahnungslosigkeit“, teils in der „Unlust der Frau ihren häuslichen Pflichten nachzukommen“ (S.94). Gefördert wurden diese Haltungen allerdings durch eine soziale Entwurzelung und weitgehende gesellschaftliche Isolierung („Heimatlosigkeit der Frau“ — S.137), die fast ohne Ausnahme die Lebenssituation der Hausfrauen prägten. — Die konzeptionellen Vorschläge, die die Autorin in bezug auf die Eindämmung der hohen Fluktuation machte, konzentrierten sich entsprechend auf zwei Punkte: die Regelung der Wohnverhältnisse, um die Abhängigkeit von einem Arbeitgeber, wie es vor allem in den Zechenkolonien vorzufinden war, zu mindern, und die „Erziehung der Frau für ihre Hausfrauen- und Mutterpflicht“ (S.143), um eine soziale Stabilität der Familie zu erreichen. — Trotz solcher zeitbedingten Schlußfolgerungen wirft diese Arbeit, z.T. wegen ihrer Erhebungsergebnisse, z.T. aufgrund ihrer Milieuschilderungen, ein anschauliches Schlaglicht auf die Lebenssituation von Arbeiterfrauen in der Phase der Hochindustrialisierung.

Außerordentlich nützlich — allerdings wird der mit solchen Publikationen verbundene Arbeitsaufwand selten genug gewürdigt — ist die Zusammenstellung der Archivbestände der 1816 gegründeten „Zentralleitung des Wohltätigkeitsvereins“ von Württemberg sowie deren Nachfolgeorganisationen im Staatsarchiv Ludwigsburg. Sie will einen „Überblick über die aus der Registratur des Landeswohlfahrtswerks in das Staatsarchiv Ludwigsburg übernommenen Unterlagen ermöglichen, deren Vorhandensein bekannt machen und ihre Auffindbarkeit erleichtern“. Der Gesamtbestand, der Akten und Publikationen vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis 1971 umfaßt, ist in einem nach Sachgesichtspunkten gegliederten Inventar aufgeführt, daß häufig durch knappe Kommentierungen Hinweise auf den jeweiligen Bestand bietet. Ein ausführlicher geographischer, Personen- und Sachindex ergänzen das Verzeichnis ebenso wie eine kurze Einleitung, in der Entstehung und Weiterentwicklung des Wohltätigkeitsvereins und die Geschichte der Registratur skizziert werden.

Peter Rütters

„Die Aktion“. Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst. 1911-1918. Hrsg. von Franz PFEMFERT. Eine Auswahl von Thomas RIETZSCHEL. — Köln: Du Mont Buchverlag 1987; Übernahme aus dem Aufbau-Verlag, Berlin und Weimar 1986. 533 S. (in 1066 Spalten), 59 S. Anhang, Register.

Das erste Heft der „Aktion“ vom 20. Februar 1911 stand bereits unter der alleinigen Herausgeberschaft Franz Pfemferts. Mit der letzten Nummer der „Aktion“ endete 21 Jahre später zwangsweise seine publizistische Tätigkeit, zu der auch noch ein gleichnamiger Verlag gehörte. Pfemfert mußte zusammen mit seiner Frau Alexandra vor den Nationalsozialisten fliehen und 21 Jahre in einem ungeliebten Exil verbringen; — zuletzt in Mexiko, wo er 1954 verstarb.

Thomas Rietzschel hat Pfemferts Lebenswerk, „Die Aktion“, in einer Auswahl neu herausgegeben, die die literarisch und künstlerisch wertvollsten Jahre von 1911 bis 1918 in hervorragendem Druck wieder einer größeren Leserschaft zugänglich macht. Im Vergleich zu der vollständigen Reprintausgabe, die Paul Raabe 1961 begann (Klett-Cotta, Stuttgart; Kösel, München 1967), faßt Rietzschel die acht Jahre auf den Umfang eines Jahresbandes zusammen. Dabei gelingt ihm das Kunststück, den Zeitschriftencharakter der „Aktion“ zu erhalten, indem er das Format und den Spaltensatz beibehält und auch gelegentliche Anzeigenseiten und Titelumschläge der Original-Aktion als Faksimiles einstreut.

Die Auswahl enthält die für den Expressionismus wesentlichen Aktions-Texte, wie etwa Ludwig Rubiners programmatische Essays „Der Dichter greift in die Politik“ oder „Der Kampf mit dem Engel“, Else Lasker-Schülers Briefe an Franz Marc, Georg Heyms Gedicht „Die Dämonen der Städte“ oder Jakob van Hoddis' Gedicht „Weltende“. Von Pfemferts politischen Leitartikeln sind mit „Europas Wahnsinn“ und „Die Besessenen“ zwei wichtige Warnungen vor dem drohenden Krieg aufgenommen. Es fehlt jedoch mit „Bebuquin oder Die Dilettanten des Wunders“ der für den Expressionismus so typische, aber für die Auswahl wohl zu umfangreiche Versuch Carl Einsteins, eine andere Schreibart für Romane zu etablieren.

Dennoch ist die Auswahl Rietzschels vom literarischen und vom künstlerischen Aspekt her gelungen, zumal ein Großteil der Graphiken und Holzschnitte, z.B. von Otto Freundlich, Raoul Hausmann, Ludwig Meidner, Conrad Felixmüller, Max Oppenheimer, Hans Richter, Egon Schiele oder Karl Schmidt-Rottluff, ihren Platz finden.

Vom politischen Aspekt her bietet die Auswahl Texte, die die Gegenerschaft zur Sozialdemokratie, zum Kaiserreich, zum Militarismus und Patriotismus dokumentieren. Die Entscheidung, sich auf den Zeitraum bis 1918 zu beschränken, ist vom literaturwissenschaftlichen und kunsthistorischen Gesichtspunkt zwingend; — sie muß jedoch die Historiker und Sozialwissenschaftler verärgern. Die „Aktion“ der

Jahre 1919-1924 gibt einen nicht unerheblichen Einblick in die Diskussionen, Aktionen und Organisationsprobleme der Linken in der Weimarer Zeit. Hatte sich der Aktionskreis zunächst dem Spartakusbund angeschlossen, so trat die Mehrzahl der Mitglieder nach der Ermordung Luxemburgs und Liebknechts und nach den Heidelberger Parteitagebeschlüssen, die eine Orientierung am Parlamentarismus vorsahen, wieder aus und betrieb die Neugründung der rätekommunistisch orientierten KAPD/AAU. Auseinandersetzungen um die Mitgliedschaft in der Komintern, um den Rätegedanken, die Organisationsform des Proletariats etc. führten Pfemfert an die Seite Otto Rühles und zum Konzept einer gewerkschaftlichen Einheitsorganisation (AAU-E), die den Parteigedanken als bürgerlich verwarf. Rietzschel versucht die vernachlässigten Jahrgänge der „Aktion“ im Vorwort zusammengefaßt mitzuliefern, bleibt dabei jedoch sehr an der Oberfläche und scheint letztlich die gesamten 13 Jahre Veröffentlichungspraxis unter dem Motto „Abgesang der ‚Aktion‘ aufgrund politischen Sektierertums“ abzuhandeln. Dabei hatte dieser literarische und künstlerische „Abgesang“ historisch durchaus wichtige Artikel zur Entwicklung der KPD, KAPD, AAU-E, zu den Märzaufständen, zur linken Opposition oder in der Endphase bis 1932 kritische Arbeiten Trotzki zur Sowjetunion zu bieten. Von sozialwissenschaftlichem Interesse sind diese Jahrgänge nicht zuletzt aufgrund einer von Pfemfert initiierten Umfrage, die aufschlußreiche Aspekte über die Biographien linksradikaler Arbeiter liefert. Selbst für Literaturwissenschaftler bleibt Wissenswertes: so die sehr kontrovers geführte Goethe-Debatte um das literarische Erbe bürgerlicher Kunst für ein „zukünftiges Räte-system“. Obwohl Rietzschel in seinem Vorwort erfreulicherweise die politische Dimension der „Aktion“ betont, bleiben Fragen an seine Einschätzung und an sein Schlußwort zu stellen. „Über seine [Pfamferts] letzten Jahre wissen wir wenig, im Exil wirkte er nicht mehr publizistisch, und 1945 hat er eine Rückkehr nach Deutschland abgelehnt. Wir müssen vermuten, daß Franz Pfamfert als ein Verzagter gestorben ist.“

Franz und Alexandra Pfamfert waren nach ihrer Flucht aus Berlin tschechische Staatsbürger geworden, nach Deutschland wollten sie sicherlich nicht zurückkehren, aber auch eine Rückkehr in die ČSSR schloß Pfamfert aufgrund des Einflusses der GPU aus. Für eine adäquate Beschreibung der politischen Bedeutung der „Aktion“ hätte der Band Thomas Rietzschels hundert Seiten mehr — und somit Texte z.B. Otto Rühles, Oskar Kanehls, Max Hermann-Neisses und Leo Trotzki sowie weitere von Franz Pfamfert — enthalten müssen. Dann wäre es für Rietzschel zu rechtfertigen gewesen, auch auf die Schwierigkeiten, die den Pfamferts seitens der KP im tschechischen Exil oder bei der mißglückten Einreise in das Wunschexilland USA gemacht wurden, näher einzugehen und die Verbitterung (nicht ‚Verzagtheit‘) Pfamferts zu erklären: (vgl. Neujahrsbrief an Rudolf Rocker vom 1.1.1946, Nachlaß Rocker, IISG Amsterdam) „Ich habe nur Galle, wenn ich feststelle, daß alles Denken und Trachten durch die Atombombe und durch Schwerverbrecher wie Stalin und Hitler [. . .] vernichtet wird.“

Wolfgang Haug

PFAMFERT, Franz: Ich setze diese Zeitschrift wider diese Zeit. Sozialpolitische und literaturkritische Aufsätze. Hrsg. von Wolfgang HAUG.— Darmstadt und Neuwied: Luchterhand Verlag 1985. 260 S.

Es ist schwer, das politische, kulturelle und literarische Profil einer Zeitschrift nachzuzeichnen, zumal wenn diese, wie beispielsweise „Die Aktion“, 21 Jahre lang existierte — über Kaiserreich, Ersten Weltkrieg und Weimarer Republik, als expressionistische, kommunistische und schließlich rätekommunistische Zeitschrift. Noch schwieriger freilich ist es, das Profil ihres Herausgebers, Leitartiklers und Artikelschreibers zu skizzieren, zumal wenn es sich um Franz Pfamfert handelt. Eine Möglichkeit wäre eine chronologische Darstellung, die helfen könnte, Entwicklungen zu verdeutlichen; eine andere die themenorientierte, die Einblicke in die Art und Weise des Umganges Pfamferts und der „Aktion“ zu verschiedenen Themen geben könnte. Voraussetzung dafür, daß sich die so ergebenen Teileinsichten zu einem Gesamteindruck verdichten, ist ein allgemeiner Interpretationsrahmen. Wolfgang Haug versucht in der vorliegenden Sammlung eine Mischung: Er gibt durch die biographischen Daten sowie die thematische Ordnung von Pfamferts Beiträgen einen Interpretationsrahmen vor. Dabei widmet Haug dem „Phänomen Pfamfert“ (Franz Jung) nicht nur eine umfassende „biographische Skizze“ (S.7-62), sondern zugleich auch eine Bibliographie: „Auswahl wichtiger Artikel von Franz Pfamfert“ (S.254-258), die nicht nur in der „Aktion“, sondern auch in anderen Publikationen erschienen. Haug will dabei dem „ganzen Pfamfert“ gerecht werden, nicht nur dem Herausgeber eines der bedeutendsten Organe des Expressionismus, sondern auch dem Herausgeber der kommunistischen und später der rätekommunistischen „Aktion“. Pfamfert wird deshalb nicht auf seine Tätigkeit als Herausgeber der „Aktion“ reduziert, sondern auch als Leitartikler und Artikelschreiber porträtiert. Deutlich wird besonders: Es gab zwar einen „Aktionskreis“, aber Pfamfert war derjenige „inter pares“, der koordinierte, selektierte: Es

war Pfemferts „Aktion“. Die Beiträge Pfemferts sind nach den Themenkreisen „Politische Beiträge 1911-1914“, „Kulturelle Beiträge 1909-1914“, „Zwischen den Zeilen 1915-1918“, „Die ‚Aktion‘ und der Rätekommunismus“ und innerhalb dieser Themenkreise chronologisch geordnet; Anmerkungen des Herausgebers zu den Texten bieten eher nachschlagbares Faktenwissen als Einsicht in politische und strukturelle Zusammenhänge an; doch zusammen mit der Einleitung ergibt sich ein Gesamteindruck von Zeit und Zeitgeist.

Zur Auswahl der Beiträge, zur Festlegung der Kategorien finden sich keine Hinweise; nicht immer erscheinen sie nachvollziehbar. Sie stützen die — spätestens seit Lothar Peters Arbeit über den literarischen Aktionismus¹ bekannte These vom literarischen Niedergang der „Aktion“, ihre ausschließliche Hinwendung zur Politik. Die Veröffentlichung von literarischen und lyrischen Beiträgen, die gegen diese These sprächen, werden mit dem primär politischen Charakter der Beiträge erklärt. Doch Oskar Kanehls Lyrik beispielsweise, so explizit politisch sie auch ist, bleibt immer noch Lyrik! Wo blieben sonst die Postulate: „Der Dichter greift in die Politik!“ (L. Rubiner)? Doch es kann Haug nicht verübelt werden, das Spannungsverhältnis Literatur — Politik nicht abschließend geklärt zu haben. Im Gegenteil: Dankbar sollte man sein, daß die Diskussion um diese Fragen noch nicht beendet ist, so still es auch geworden ist. Dank der verschiedenen Bibliographien ist die von Haug zusammengetragene Sammlung nicht nur ein Lese-, sondern zugleich auch ein Arbeitsbuch — nicht nur über Pfemfert als politischer Autor, sondern auch über „Die Aktion“ und ihre Zeit.

Christa Hempel-Küter

1 Lothar Peter, *Literarische Intelligenz und Klassenkampf. „Die Aktion“ 1911-1932*, Köln 1972.

Berichte des Berliner Polizeipräsidenten zur Stimmung und Lage der Bevölkerung in Berlin 1914-1918. Bearb. von Ingo MATERNA und Hans-Joachim SCHRECKENBACH unter Mitarbeit von Bärbel HOLTZ (= Dokumente aus geheimen Archiven, Bd.4). — Weimar: Hermann Böhlau Nachfolger 1987. 340 S.

Die vorliegende Quellenedition vereinigt insgesamt 102 Berichte über Lage und Stimmung der Berliner Bevölkerung im Ersten Weltkrieg, die der Berliner Polizeipräsident (bis Mai 1916 Traugott von Jagow, danach Heinrich von Oppen) dem Oberkommando in den Marken in regelmäßigen Abständen vorlegen mußte. Das geschah zunächst zweimal wöchentlich, seit September 1914 einmal in der Woche. Später vergrößerte sich der Berichtszeitraum auf zwei Wochen (ab April 1915) bzw. auf einem Monat (ab November 1916). Ergänzt werden diese Dokumente durch Berichte über besondere Ereignisse, die vom Oberbefehlshaber in den Marken oder dem preußischen Minister des Innern direkt angefordert wurden. Unter quellenkritischen Gesichtspunkten besonders zu begrüßen ist, daß die Bearbeiter darüber hinaus eine Auswahl von Berichten aus den sechs Berliner Polizeikommissariaten vorgelegt haben, die die Grundlage für die Berichterstattung des Polizeipräsidenten bildeten. Denn ein Vergleich beider Quellengruppen läßt klar erkennen, daß sowohl von Jagow als auch von Oppen dazu neigten, die Mitteilungen der Kriminalbeamten aus den einzelnen Stadtbezirken zu entschärfen und ein möglichst positives Bild von der Stimmung und Haltung der Bevölkerung zu geben. Ein besonders instruktives Beispiel für diese beschönigende Tendenz bietet der Stimmungsbericht vom 21. Juli 1917, dessen kritische erste Fassung nicht abgesandt, sondern soweit zusammengestrichen und überarbeitet wurde, daß am Ende wieder unbedingte Siegeszuversicht vermittelt werden konnte (S.216f.).

In den ersten Berichten stehen die Reaktionen der Bevölkerung auf den Kriegsausbruch im Vordergrund. Dabei wird deutlich, daß in der zweiten Augushälfte und den ersten Septembertagen auch die vorwiegend von Arbeitern bewohnten Stadtteile von einer Welle des Chauvinismus erfaßt wurden. Jedenfalls beobachteten die Polizeibeamten hier noch mehr schwarz-weiß-rote Fahnen als anderswo. Allerdings hielten diese Stimmungen nicht lange an. Bereits am 11. Dezember meldete das 3. Kommissariat, daß von „breiteren Volksschichten [...] eine baldige Beendigung des Krieges herbeigesehnt wird“ (S.32). Zunehmend rückten die Beschwerden des großstädtischen Alltags in den Mittelpunkt der Berichterstattung: steigende Preise für alle Bedarfsgüter, Verknappung und Rationierung der Lebensmittel, das Schlangestehen vor den Läden. An der Versorgungsmisere entzündeten sich die ersten Proteststimmungen, die in Berlin bereits im Oktober 1915 zu Hungerunruhen führten. Die aktive und drängende Rolle der Frauen wird in diesem Zusammenhang immer wieder hervorgehoben. Auch wenn die Polizeiorgane dazu tendierten, solchen Aktionen eine politische Bedeutung abzusprechen, erkennt man im Spiegel ihrer Berichterstattung doch sehr deutlich, wie sich diese spontanen Äußerungen der Unzufriedenheit mit der Fortdauer des Krieges sozialkritisch aufluden und sich mit Kriegsmüdigkeit und Friedenssehnsucht verbanden.

Deutlich wird allerdings auch, daß die Stimmung nicht allein von den Versorgungsproblemen, sondern

in starkem Maße auch vom Gang der militärischen Ereignisse abhängig blieb. Unzufriedenheit über Mängel und Ungerechtigkeiten der Lebensmittelverteilung konnte durch spektakuläre Erfolge auf dem Kriegsschauplatz kompensiert werden, die immer wieder aufflackernde Hoffnung auf ein baldiges Kriegsende die Nöte des Augenblicks vorübergehend vergessen machen. Die Entwicklung der Antikriegsbewegung vollzog sich nicht kontinuierlich, sondern in Sprüngen und mit Unterbrechungen. Sehr viel ernster als die Hungerrevolten nahm die Polizei von Anfang an die Streikaktionen der Berliner Rüstungsarbeiter, die mit dem Sympathiestreik für Karl Liebknecht im Juli 1916 einsetzten und über die Aprilstreiks von 1917 in die große Ausstandsbewegung des Januar 1918 mündeten. Die Berichterstattung darüber ist detaillierter, allerdings auch nicht frei von Wahrnehmungsverzerrungen. So wird der Einfluß der Linken und ihrer Flugblattpropaganda im Sinne der Drahtziehertheorie nicht selten überbewertet, nicht zuletzt in der Absicht, die übergeordneten Instanzen zu noch härterem Vorgehen gegen die „gewissenlosen Hetzer“, wie sie titulierte werden, zu veranlassen.

Besondere Aufmerksamkeit widmen die Polizeiberichte den innerorganisatorischen Entwicklungen in der Berliner Sozialdemokratie. Die Verschiebung der Kräfteverhältnisse zugunsten der Linksopposition wird sorgfältig registriert, wobei allerdings der politisch-ideologische Differenzierungsprozeß innerhalb der oppositionellen Bewegung von den Polizeibeamten weitgehend unbegriffen bleibt. Noch 1916 wird die gesamte linke Opposition mit der „Spartakus-Bewegung“ gleichgesetzt (S.134), und erst im Sommer 1917 beginnt man zu unterscheiden zwischen den eher gemäßigten Vertretern der USPD und der Spartakusgruppe bzw. dem „äußerst linksradikalen Flügel“ um die Zeitschrift „Arbeiterpolitik“ in Bremen (S.218 und S.223).

Die Haltung der Polizeiorgane gegenüber der Mehrheitssozialdemokratie ist ambivalent. Auf der einen Seite erkennen sie durchaus deren Bemühungen an, disziplinierend auf die Arbeiterschaft einzuwirken; auf der andere Seite bleibt das alte Mißtrauen in die nationale Zuverlässigkeit der Sozialdemokraten. Während des Januarstreiks 1918, als die führenden Repräsentanten der MSPD in den Berliner „Arbeiter-rat“ eintreten, werden diese Vorbehalte wieder aktualisiert.

Mit dieser Publikation ist eine wichtige Quelle zur Sozial- und Alltagsgeschichte des Ersten Weltkrieges erschlossen worden. Zu bemängeln ist lediglich, daß die Bearbeiter in ihren Fußnoten und in ihrem Literaturverzeichnis von den Forschungen bundesdeutscher Historiker kaum Notiz nehmen.

Volker Ullrich

The Communist International in Lenin's Time. Founding the Communist International. Proceedings and Documents of the First Congress, March 1919. Ed. by John RIDDELL. Publ. by the Anchor Foundation. — New York: Pathfinder Press 1987. 424 S.

This is the third book in the series the „Communist International in Lenin's Time“ published by John Riddell and deals with the debates, decisions, reports and resolutions of the foundation congress of the Comintern held in Moscow in March 1919 and attended by radical communists from 22 countries. (Only seven of these countries, however, lay outside the Soviet Republic). Although the decisions taken and the resolutions passed by this congress are widely known, the publication of the full records is a laudable enterprise. „Founding the Communist International“ is not only the first publication in English but it is also the first comprehensive edition of congress proceedings outside the Serbo-Croatian language for previous publications in German and Russian had omissions. The March gathering itself was miniscule — delegates from outside the Soviet Republic did not represent „parties and organisations“ but, at best, „communist trends and groups“ — but the importance of the Comintern for later tumultuous world events is beyond question.

The book gives a vivid impression of revolutionary Russia in its early years and conveys the dedication and excitement the revolution was still creating. It also shows how and why the rigid principles which came to characterise the Communist International were arrived at. The key influence of the leaders of the Russian Communist Party emerges clearly: All decisions bear their handwriting. This meant that the Third International functioned well in countries which were still, like Russia itself, largely agrarian with only a small urban industrial sector, i.e. the countries of what became known as the third world. These victims of European Imperialism were preparing for their fight for independence and freedom from subjugation. The great success stories of anti-Imperialist struggles of our century, e.g. China, Vietnam and Cuba, were communist led. But also it meant that the inflexible platform of the Comintern made it difficult for radical communist movements in the Western industrialised world, to establish themselves as a major force. In most advanced capitalist countries of Europe and North America (also Australasia) far left groupings remained ineffective. And where they became both a force and a nu-

merically strong movement as in Germany, the Comintern's dogmatism did not assist the KPD in its already troubled existence.

Like previous publication in the series, „Founding the Communist International“ commences with a comprehensive introduction by the editor which provides interesting background material and useful additional information. Some of the points made, however are not convincing. For example to refer to the Versailles peace treaty as Versailles „peace“ treaty strikes me as petty. Admittedly the post World War I settlement arrived at in Paris was not brilliant and it was made by the Imperialist powers — but then the war had been fought by these Imperialist powers. On a more important note, Riddell seems to firmly uphold Lenin's view that the German „centrists“ and the „renegade Kautsky“ were incapable of proper leadership and based their policies on wrong principles. This argument has been used to explain the „fratricidal slaughter“ of the Great War and the disastrous course of events in Central Europe after it. Surely this is too simplistic, although it is easy to understand why Lenin should arrive at such a view. In the face of war, revolution and counter-revolution, civil war and hostility from virtually the whole world including a large part of the workers movements, the great Revolutionary could not afford to weaken and compromise. But for the historian almost three generations later events are not nearly so straight forward. Of course, 'right leadership' and 'correct principles' are of great importance but they are not the sole key to the course of history nor do they operate in a vacuum. In fact, as we well know, they themselves are the product of their own subjective backgrounds. Thus Lenin and the Bolsheviks were the product of Russia's peculiar environment and they succeeded because of it; they would not have succeeded in a country with a socio-economic background as completely different as that of England for example. The 'centrist' German Social Democrats at least were acting according to the reality of their situation, and the hapless cause of the Spartacists, and later the KPD, illustrates the impracticability of attempting to introduce radical communist policies into a country unsuited for it. This should not deduct however, from a valuable and readable contribution to our understanding of how our century has become what it is.

Jürgen Tumpke

SCHÜTTE, Wolfgang U.: **Der rote Jahn. Ausgewählte Musikalien des Arbeitertheater-Verlages Alfred Jahn.** Mit einem Beitrag von Andreas Morgenstern. — Leipzig und Dresden: Edition Peters 1986. 80 S., 88 Abb.

Nicht auf die Geschichte des Arbeitertheater-Verlages, eines jener progressiven Leipziger Verlage der Weimarer Zeit, sondern auf den Verleger Alfred Jahn soll mit dieser Publikation aufmerksam gemacht und ein eng begrenzter Ausschnitt seines Schaffens dargestellt werden. Wolfgang U. Schütte würdigt Jahn, den er 1970 kennengelernt hat, als einen „Linken, dessen Tun nicht ohne Fehl und Tadel war, der aber nicht wenige Meriten hat“, der 1907 im Alter von 21 Jahren der Arbeiterpartei beitrug und ihr fast 70 Jahre angehörte, der zunächst ein Versandgeschäft für Festartikelbedarf, dann (1910) jenen Theaterverlag gründete, mit dem er weit wirkungsvoller für die Sache des Proletariats werben konnte als mit Maifestpostkarten und revolutionären Anstecknadeln.

Alfred Jahn, der 1976 starb, und sein Arbeitertheater-Verlag sind den Lesern der IWK nicht unbekannt; zu dem bereits 1983 (vgl. IWK, Jg. 19 (1983), H. 1, S. 22-53) Mitgeteilten kann Schütte jetzt einiges ergänzend beitragen, da Alfred Jahn ihm in seine persönlichen Aufzeichnungen Einblick gewährte; so können einige weitere Pseudonyme entschlüsselt werden, so wird einiges über die Auflagenhöhe einzelner Stücke bekannt. Bekannt wird auch, wie Jahn seine sehr umfangreichen Verlagsbestände vor dem Zugriff der nationalsozialistischen Machthaber hat retten können, unter Mithilfe seiner Angestellten und seiner Familie.

Während Schütte auf eine literarische Würdigung der Theaterstücke verzichtet und nur lakonisch vermerkt, die Ergebnisse seien „je nach Talent und politischem Reifegrad“ unterschiedlich ausgefallen, wird das musikalische Angebot des Verlages ausführlich und in diesem Umfang erstmalig ausgebreitet. Jahn verlegte Arbeiter-Weihnachtslieder ebenso wie Proletarische Klaviermusik — u.a. Georg Herweghs „Der Freiheit eine Gasse“ —, Politisch-Satirische Couplets — u.a. den Spottgesang „Parade der Hakenkreuzler“ — ebenso wie Songs und Tänze — u.a. „Rote Rebellen“, „Die Girls vom Warenhaus“ oder „Funktürme sprechen“. Dokumentiert wird aber nicht nur das meist illustrative Titelblatt, sondern auch die Noten und vor allem die Bewegungsbeschreibungen und Aufführungsanleitungen für den Bewegungs- und Sprechchor, die beliebteste Form der szenischen Darstellung durch proletarische Laiengruppen.

Finanziert hat Jahn sein Verlagsgeschäft mit den Einnahmen aus dem Festbedarfsverkauf. Die seinem Versandkatalog entnommenen Abbildungen und Originalreproduktionen — Vereinsbanner, Fahnen,

Standarten, Emaille-Abzeichen (Lenin-, Liebknecht-, Luxemburg-Abzeichen), Anstecknadeln aller Art, Postkarten aus den Serien „Gruß vom Gewerkschaftsfest“, „Gruß von der Maifeier“ — zeigen die breite Palette des proletarischen Versandgeschäftes, unerlässlich für die Ausschmückung von Feiern wie auch von Demonstrationen. Und selbst in den Jahren bis 1945 vertrieb Jahn, um zu überleben, Festartikel — unpolitische Girlanden, Lampions und Scherzartikel — in einer Vielfalt, die es heute nicht mehr gibt. Doch Propagandamaterial für die NSDAP war bei Alfred Jahn nicht zu finden, er blieb der „rote Jahn“ auch in diesen braunen Jahren.

Lothar Schirmer

Widerstand und Verfolgung in Niederösterreich 1934-1945. Eine Dokumentation. 3 Bde. Hrsg. vom Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes. Auswahl, Bearb. und Zusammenstellung: Heinz ARNBERGER und Christa MITTERRUTZNER. — Wien: Österreichischer Bundesverlag und Verlag Jugend und Volk 1987. 574, 656 und 736 S.

Das in den frühen sechziger Jahren gegründete Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes ist eine überparteiliche Institution, die sich zum Ziel gesetzt hat, eine möglichst umfassende Sammelstelle für Dokumente aus den Jahren 1934 bis 1945 zu werden. In den letzten Jahren hat das Archiv sein Aufgabenfeld beträchtlich erweitert: Es ist auch die zentrale Trägerinstitution der Internationalen Tagungen der Historiker der Arbeiterbewegung (ITH), bildet die Schlüsselstelle für die Erforschung und publizistische Bekämpfung des postfaschistischen Rechtsextremismus und organisiert Großausstellungen (zuletzt „Wien 1938“).

Hauptbetätigungsbereich bleibt aber die Dokumentation des österreichischen Widerstandes. 1975 wurde mit der Herausgabe des dreibändigen Werkes „Widerstand und Verfolgung in Wien“ ein ehrgeiziges Projekt gestartet. Alle neun österreichischen Bundesländer sollten für die Jahre 1934 bis 1945 ein breite Dokumentation der antifaschistischen Tätigkeit erfahren. Die nunmehr zur Besprechung vorliegenden Bde zu Niederösterreich sind immerhin schon das fünfte abgeschlossenen Projekt, dem demnächst die Darstellung von Salzburg folgen soll.

Bei einem so großen Unterfangen stellen sich zwangsläufig einige Abgrenzungsprobleme ein. Darunter scheinen die folgenden besonders wichtig:

1. In der geographischen Abgrenzung folgt die Dokumentation den derzeitigen Bundesländergrenzen. Die durch den Nationalsozialismus vorgenommenen Verschiebungen (im vorliegenden Fall wurde Niederösterreich als „Niederdonau“ um Gebiete im Norden und Osten vergrößert, im Zentrum aber durch die Ausweitung Wiens verkleinert) finden keine Berücksichtigung. Dies ist praktikabel, hat aber natürlich auch Nachteile.
2. Der Widerstandsbegriff wird sehr breit gefaßt und mit dem Terminus „Verfolgung“ um eine zusätzliche Dimension erweitert. Besonders im Kapitel über den individuellen Widerstand (im 3. Bd., sehr kompetent eingeleitet von Gerhard Jagschitz) werden hier Grenzbereiche berührt. Es ist aber legitim und wichtig, diese Grauzonen anzusprechen. Schade ist allerdings, daß die terroristische Verfolgung von Randgruppen (z. B. sogen. Asoziale, Homosexuelle) ausgeklammert wurde. Zwei Gründe werden dafür ins Treffen geführt: erstens das Unverständnis der politischen Opfer für eine Gleichsetzung ihrer Aktivitäten mit dem Leiden dieser Randgruppen und zweitens die rechtsextreme Propaganda, „die immer schon auf die Gleichsetzung von Widerstandskämpfern, Partisanen, KZlern mit Asozialen, Verbrechern und Mördern abzielte.“ (Bd. I, S. 18). Daß neben dem politischen Widerstand den kirchlichen Aktivitäten breiter Raum gegeben wird, ist hingegen sehr zu begrüßen. Was die KZ-Nebenlager betrifft, so sind sie wohl Orte des Terrors in Niederösterreich, aber nur zu einem kleinen Teil an Niederösterreichern. Hier hätte sich wohl ein eigener Bd. zu Mauthausen und seinen Nebenlagern in den einzelnen Ländern (und den Nebenlagern von Dachau im heutigen Österreich) angeboten.
3. Die zeitliche Abgrenzung ist sicher die problematischste. Immerhin ist unter den Trägern des Projektes, d.h. auch unter den konservativen Mitarbeitern, Übereinstimmung erzielt worden, den Zeitraum von 1934 bis 1945 zu behandeln, also Ständestaat und Nationalsozialismus im Projekt zu umfassen. Natürlich wurden die nationalsozialistischen Aktivitäten gegen den Ständestaat (und gerade im niederösterreichischen Wöllersdorf saßen Kommunisten, Sozialdemokraten und Nationalsozialisten gemeinsam im Anhaltelager) nicht in die Dokumentation aufgenommen. Und 1938 ist markant als Trennlinie erkennbar: Der erste Bd. ist der Zeit davor gewidmet, die Bde zwei und drei den Jahren 1938 bis 1945. Und die zwangsläufige Linkslastigkeit des ersten Bdes wird durch den starken kirchlichen Schwerpunkt im dritten Buch ausgeglichen. Das ist österreichische Koalitionsgeschichtsschreibung, allerdings mit einem beachtlichen Resultat.

Wie bei den bisherigen Bden ist es Wolfgang Neugebauer auch hier gelungen, ein Team von Fachleuten

zusammenzustellen, das nicht nur auf die im Dokumentationsarchiv schon gesammelten Materialien zurückgegriffen hat, sondern zu eigenständiger, die Forschung bereichernder Sucharbeit bereit war. Vor allem haben auch die einzelnen Opferverbände mitgeholfen und ihre Mitglieder um Material angeschrieben, was wichtige Detailinformationen brachte. Zentral aber baut das Buch auf traditionellem Quellenmaterial auf, dem Material der Verfolger, das mit allen Verzerrungen noch immer eine gute Basis darstellt. Die kurzen Einleitungen, die den einzelnen Kapiteln vorangestellt sind, wurden jeweils von den Fachleuten verfaßt, die das Material ausgewählt und bearbeitet haben. Das bedeutet, daß hier die notwendige Quellenkritik mitgeliefert wird, die den Leser nicht mit der Sprache der nationalsozialistischen Behörden allein läßt. Oft würde man sich mehr erklärende Texte wünschen, aber Ziel der Bde ist die Präsentation der Dokumente.

Eine echte Verbesserung zu früheren Ausgaben ist die Vorgangsweise, alle Dokumente nicht nur mit der Standortnummer im Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, sondern auch mit der Originalstandortbezeichnung zu kennzeichnen. Allerdings ist es eine problematische Vorgangsweise, die Dokumente stark zu kürzen. Wohl sind die Auslassungen gekennzeichnet, und das Argument, möglichst viele Dokumente unterbringen zu wollen, hat natürlich Gewicht. Weniger Dokumente, diese aber vollständig, wäre eine Alternative, die den wissenschaftlichen Gebrauchswert deutlich erhöhen könnte.

Insgesamt macht das ehrgeizige Vorhaben, den österreichischen Widerstand umfassend und regional gegliedert zu präsentieren, sehr gute Fortschritte. Trotz der kleineren Einwände, die vorzubringen sind, ist das Projekt so wichtig, daß zu hoffen ist, daß auch jene Bundesländer, in denen noch politische oder administrative Hindernisse einer Aufarbeitung der regionalen und lokalen Quellen im Wege stehen, sehr bald dem Beispiel der Niederösterreicher folgen und auch in ihrem Bereich ähnlich gute Quelleneditionen zulassen und fördern werden.

Helmut Konrad

Dokumente zur Geschichte der SED. Bd.2: 1945 bis 1971 (= Schriftenreihe Geschichte). — Berlin/DDR: Dietz Verlag 1986. 440 S.

Dokumente zur Geschichte der SED. Bd.3: 1971 bis 1986 (= Schriftenreihe Geschichte). — Berlin/DDR: Dietz Verlag 1986. 499 S.

Die beiden Taschenbücher — von einem Redaktionskomitee im Auftrag der SED herausgegeben — bieten — wie in der „Vorbemerkung“ angekündigt — „Dokumente zur Geschichte der SED“, die „zur Unterstützung des Studiums der Parteigeschichte bestimmt“ sind. Deshalb sei neben „Programmen der Partei, ihren Statuten und anderen Dokumenten mit Grundsatzaussagen“ eine „Auswahl weiterer Dokumente“ aufgenommen worden, „die die Entwicklung der politischen Generallinie der Partei, wesentliche Seiten ihres Kampfes und ihre Traditionen besonders repräsentativ verdeutlichen“. Der schmalere frühe Bd. umfaßt 31, der umfänglichere späte 19 Dokumente. Als Zäsur figuriert der Wechsel von Ulbricht zu Honecker.

Die ausgewählten Dokumente vermitteln die Suggestion einer ungebrochenen Aufwärtsentwicklung, wie sie das Programm des IX. Parteitags vom Mai 1976, das auszugsweise die hintere Umschlagseite beider Bändchen ziert, beispielhaft widerspiegelt: „Geführt von der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, zerbrachen die Arbeiterklasse und die werktätige Bauernschaft der Deutschen Demokratischen Republik für immer die Herrschaft der deutschen Großbourgeoisie und des Junkertums, die in unserem Jahrhundert zwei Weltkriege entfesselten. Auf der Basis der revolutionären Einheit der Arbeiterklasse wurde das Bündnis aller demokratischen Kräfte geschlossen. In einem einheitlichen revolutionären Prozeß, in erbitterter Auseinandersetzung mit der imperialistischen Reaktion und ihren Helfershelfern wurde die antifaschistisch-demokratische Umwälzung verwirklicht und die sozialistische Revolution zum Siege geführt [. . .].“

Dank der großen Leistungen der Arbeiterklasse und der anderen Werktätigen wurden in der Deutschen Demokratischen Republik die Grundlagen des Sozialismus geschaffen, die sozialistischen Produktionsverhältnisse zum Siege geführt und die Gestaltung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft in Angriff genommen. Der VIII. Parteitag der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands gab eine allseitige Begründung der Aufgaben, die bei der Gestaltung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft gelöst werden müssen. Ausgehend von den geschichtlichen Errungenschaften, die die Arbeiterklasse und alle anderen Werktätigen unter Führung der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands erkämpft haben, und entsprechend den neuen gesellschaftlichen Anforderungen, stellt sich die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands für die kommende Periode das Ziel, in der Deutschen Demokratischen Repu-

blik weiterhin die entwickelte sozialistische Gesellschaft zu gestalten und so grundlegende Voraussetzungen für den allmählichen Übergang zum Kommunismus zu schaffen.“

Diese Suggestion eines ungebrochenen Aufwärtstrends verlangt natürlich bestimmte Retuschen, denn die Verhältnisse und ihre Entwicklung — sie waren nicht so. Daß eine asketisch konzipierte und auf jede Kommentierung verzichtende Sammlung von Parteidokumenten das Problem der Diskrepanz von Programm und Realität nicht thematisieren kann, sondern auf sich beruhen läßt, liegt in der Natur der Sache. Anders verhält es sich mit den gezielten Auslassungen im programatischen Bereich, die nämlich nicht nur sachliche Schwierigkeiten ausblenden, sondern den — realitätswidrigen — Eindruck einer ungetrübten Konsequenz und Schlüssigkeit vermitteln. Dafür finden sich vor allem in dem frühen Bd., der nicht zufällig mit dem Gründungsauftrag vom 11. Juni 1945 für die KPD (in dem immerhin der zweite Block des Aktionskatalogs komplett gebracht wird, d.h. einschließlich der verdächtig pleonastisch formulierten und später häufig ausgesparten Forderung nach der „völlig ungehinderten Entfaltung des freien Handels und der privaten Unternehmerinitiative auf der Grundlage des Privateigentums“) und dem der SPD vom 15. Juni 1945 einsetzt und auf die Formierung des Gemeinsamen Arbeitsausschusses vom 19. Juni 1945 die Fusion vom 20./21. April 1946 zur SED folgen läßt, von dem Jahr 1953 mit der Klimax des Stalinkultes und dem Aufstand vom 17. Juni gänzlich absieht und für 1961 statt der Erklärungen zum Mauerbau einen „Brief des Zentralkomitees vom 18. Oktober 1961 an alle Grundorganisationen der SED in der Industrie, im Bauwesen, im Verkehrs- und Verbindungswesen, in den Konstruktions- und Projektierungsbüros sowie in den wissenschaftlichen Instituten zum Produktionsaufgebot“ abdruckt, instruktive Belege. In den Kontext der glättenden Eliminierungen gehören ferner — aus heutiger Sicht — so querliegende Forderungen wie die nach der Revision der Oder-Neiße-Linie oder die verworren-verwirrenden gesamtdeutschen Aspirationen der frühen 50er Jahre. So sind die beiden Auswahlbde — der Aspekt der textlichen Auslassungen innerhalb der aufgenommenen Dokumente wäre einer zusätzlichen Kontrolle wert — wohl eher signifikant für das aktuelle Bild, das die SED in Außendarstellung und Selbstverständnis von sich projiziert sehen möchte.

Werner Ripper

FLORIN, Wilhelm: Gegen den Faschismus. Reden und Aufsätze. Mit einem biographischen Abriß (= Schriftenreihe Geschichte). — Berlin/DDR: Dietz Verlag 1986. 216 S., 53 Abb.

KOENEN, Wilhelm: Einheit des Volkes — Garantie des Sieges. Reden und Artikel. Mit einem biographischen Abriß (= Schriftenreihe Geschichte). — Berlin/DDR: Dietz Verlag 1986. 280 S. mit 80 Abb.

In der „Schriftenreihe Geschichte“ sind zwei Bände erschienen, die Leben, Wirken und publizistisches Werk führender Vertreter der KPD vorstellen: Wilhelm Florin und Wilhelm Koenen. — Wilhelm Florin (1894-1944), 1920 über die USPD in die KPD gekommen, war seit 1923 hauptberuflicher Funktionär der Partei. Auf Weisung der Partei arbeitete Florin in verschiedenen Bezirken als Polleiter, von 1925 bis 1932 in Essen. Seit 1924 gehörte er dem Zentrallausschuß bzw. dem Zentralkomitee, dem jeweils höchsten Leitungsgremium der Partei, an, und er war von 1924 bis 1933 ununterbrochen Mitglied des Reichstages. Nach 1933 ging Florin nach kurzer Zeit illegaler Tätigkeit ins Exil; auf der Brüssler Konferenz (1935) wurde er ins Zentralkomitee der Exekutive der Kommunistischen Internationale (EKKI) gewählt; 1943 bis 1945 arbeitete er als dessen Sekretär und war Mitbegründer und Mitorganisator des „Nationalkomitee Freies Deutschland“.

Wilhelm Koenen (1886-1969) stammte aus sozialdemokratischem Elternhaus und hatte sich selbst früh in der sozialistischen Bewegung engagiert. Acht Jahre lang arbeitete er als Redakteur bei dem sozialistischen „Volksblatt“ in Halle, das seit 1917 ein USPD-Blatt war. Auf Seiten der USPD engagierte sich Koenen für einen Zusammenschluß von KPD und USPD. Auf dem Vereinigungsparteitag wurde er in die Zentrale der VKPD gewählt; diesem höchsten Führungsgremium gehörte er mit Unterbrechungen bis 1925 und dann noch einmal 1929 bis 1931 an; Vertreter der KPD im Reichstag war er durchgängig von 1924 bis 1932. 1933 emigrierte, 1945 remigrierte Koenen. Zunächst arbeitete er als Redakteur beim Parteiblatt „Freiheit“ in Halle, später als erster Landesvorsitzender der SED in Sachsen; seit 1946 gehörte er bis zu seinem Tode dem Zentralkomitee der SED an.

Neben einem biographischen Abriß, der bei den beiden hier vorgestellten Bden etwa ein Drittel des Buchumfanges ausmacht, werden Reden, Artikel, Aufsätze und Rundfunkansprachen (bei Florin) — z.T. in Auszügen — vorgestellt, die, so legt es die Konzeption der Reihe nahe, die politische Entwicklung und die politischen Aktivitäten dokumentieren sollen. Beide Bde enthalten viele Fotos, seltener familiäre, sondern eher Dokumente politischen Lebens.

Kritisch zu fragen wäre bei diesen beiden Bden weniger nach der Auswahl der Textdokumente, obgleich

die Kriterien nicht offengelegt werden und das gewählte chronologische Gliederungsprinzip kaum die inhaltlichen Schwerpunkte von deren Arbeit, noch weniger aber die Breite ihrer Aktivitäten aufzuzeigen vermag, als nach den Darstellungsprinzipien der biographischen Abrisse: Beide beschreiben die (parteilich) glatten Karrieren zweier Funktionäre, ohne Brüche, ohne Zweifel: politische Bilderbuchlebensläufe; doch vermögen sie nicht, bestimmte Entwicklungen und politische Entscheidungen zu erklären; das Ganze im O-Ton-DDR der 1960er Jahre, eine eher nostalgische Lektüre.

Christa Hempel-Küter

TRISTAN, Flora: **Arbeiterunion. Sozialismus und Feminismus im 19. Jahrhundert.** Aus dem Französischen übertragen und hrsg. von Paul B. KLEISER. — Frankfurt/M.: isp-Verlag 1988. 193 S.

Es ist sehr verdienstvoll, daß nun erstmals, 145 Jahre nach dem Erscheinen der französischen Erstausgabe, Flora Tristans „Union Ouvrière“ in deutscher Übersetzung vorgelegt wird. Nachdem 1843 und 1844 drei Auflagen in insgesamt 24 000 Exemplaren erschienen, geriet Flora Tristan lange Zeit weitgehend in Vergessenheit, wie es im Vorwort heißt. Total war jedoch diese Vergessenheit nicht; immerhin widmete ihr Clara Zetkin 1928 in ihrem Buch „Zur Geschichte der proletarischen Frauenbewegung Deutschlands“ ein ganzes Kapitel und würdigte sie als „Kämpfende für der Menschheit große und größte Dinge“. Seit Ende der sechziger Jahre verstärkte sich das Interesse an Flora Tristan, und mittlerweile liegen neue Biographien vor, die in der Bibliographie des vorliegenden Bdes aufgeführt sind; eine weitere, „The Odyssey of Flora Tristan“ von Laura S. Struminger, wurde 1988 angekündigt.

Flora Tristan (1803-1844), die nach dem Tode ihres Vaters in Armut aufwuchs und selbst als Dienst- und Kindermädchen arbeitete, verstand sich als „deklassierte Bürgerliche“ (Vorwort S.29). Ihr Wissen erwarb sie in erster Linie autodidaktisch, vor allem durch zahlreiche Reisen. Doch zunächst mußte sie sich von ihrem Mann befreien, mit dem sie im Alter von 17 Jahren eine sehr bald unglückliche Ehe eingegangen war. Als sie ihn verließ, verfolgte er sie und versuchte schließlich, sie zu ermorden. Sie wurde schwer verletzt, er zu langjähriger Haft verurteilt.

Das Hauptanliegen ihrer Schrift „Arbeiterunion“ war die „universelle Vereinigung der Arbeiter und der Arbeiterinnen“ (S.84). Die Arbeiterklasse solle sich organisieren und mit erspartem Geld — jeder der damals sieben Millionen französischen Arbeiter sollte jährlich 2 Francs Beitrag zahlen — „Paläste der Arbeiterunion“ aufbauen. Diese Paläste, zugleich Wohn- und Arbeitsstätten, sollten dem Ziel dienen, die Arbeiter zu vereinen, der Arbeiterunion Kapital und Macht zu verschaffen, die Arbeit großzügig zu entlohnen, um schließlich durch „eine gründliche und vernünftige Erziehung“ der Arbeiterkinder „dem Elend beizukommen und das Übel an seiner Wurzel auszurotten.“ (S.94).

Auf der Basis einer etwas wirren philosophischen und z.T. religiösen Argumentation (S.113) — Flora Tristan fühlte sich auf durchaus mystische Weise von Gott als Evangelistin und Menschheitsbefreierin berufen — fordert sie die Befreiung der „weiblichen Rasse“ (sic! S.115). Die „absolute Gleichheit von Mann und Frau“ sieht sie als Voraussetzung für die „Einheit des Menschengeschlechtes“ (S.132), die zu schaffen Aufgabe der Arbeiter und ihrer Union sei. Die Union solle einen „Verteidiger“ der Arbeiter ernennen und besolden, Appelle an den König, die katholische Kirche, den Adel, die Unternehmer und an die „Frauen aller Stände, aller Altersgruppen, aller Meinungen, aller Länder“ (S.145) richten, bei der Errichtung der „Paläste“ behilflich zu sein.

Flora Tristan steht in der Tradition der „utopischen Sozialisten“; vor allem Fourier scheint sie beeinflußt zu haben. Hier ist nicht der Ort, eine Gesamteinschätzung ihrer teils sozialistischen, teils feministischen Ideen zu geben; daß ihre „Arbeiterunion“ die „wichtigste sozialistische Programmschrift“ vor dem Kommunistischen Manifest sei, wie es in Kleisers Vorwort heißt (S.7), ließe sich allerdings unter Hinweis auf Fourier, Saint-Simon, Weitling oder Owen durchaus in Frage stellen. Doch kann kein Zweifel daran bestehen, daß die „Arbeiterunion“ ein wichtiger Text aus der Frühphase der sozialistischen und feministischen Theorie ist.

Regelrecht ärgerlich aber ist die aus der spanischen Ausgabe von 1977 übernommene Einführung Yolanda Marcos, die voller unrichtiger Behauptungen und höchst fragwürdiger Einschätzungen steckt, wie hier an einigen ausgewählten Beispielen gezeigt werden soll:

1. Der von Flora Tristan hergestellte Zusammenhang von Unterdrückung der Frau und der Arbeiter sei „von allen theoretischen Strömungen der Arbeiterbewegung vergessen worden“. Man lese nur den ersten und den letzten Satz von Bebels „Die Frau und der Sozialismus“: „Frau und Arbeiter haben gemein, Unterdrückte zu sein.“ „Dem Sozialismus gehört die Zukunft, das heißt in erster Linie dem Arbeiter und der Frau.“
2. Es gebe einen „grundsätzlichen Widerspruch zwischen Frau und Kapitalismus“ (S.38). Das ist nichts als Mythologie oder Wunschenken.

3. Flora Tristan meine mit ihrer „Union“ das, was „wir heute“ „Partei“ nennen würden (S.46). Das ist schlicht falsch.
4. Es sei „mit letzter Klarheit“ bewiesen, daß die Unterdrückung der Frau durch das „Auftauchen des Privateigentums“ ausgelöst wurde (S.49f.). Das ist der Versuch, ein altes sozialistisches Modell der Gesellschaftsentwicklung als historische Tatsache hinzustellen, obgleich dessen Nachweis weiter als je in die Ferne gerückt ist.
5. Schließlich habe Flora Tristan „die Internationale der Arbeiter, die Marx ungefähr 20 Jahre später ins Leben rufen sollte“, entworfen (S.51). Das ist eine These, die gravierendste theoretische und politische Unterschiede unterschlägt. Tristans „Paläste“ erinnern z.B. eher an Lassalles Produktivgenossenschaften als an Marx und die Erste Internationale.

Es wäre besser gewesen, die deutsche Erstausgabe von Flora Tristans „Arbeiterunion“ nicht mit dieser entstehenden „Einführung“ zu belasten. Man hätte auch auf den frei erfundenen und irreführenden deutschen Untertitel „Sozialismus und Feminismus im 19. Jahrhundert“ verzichten sollen; denn das ist nicht Flora Tristans Thema, konnte es 1843 auch nicht sein.

Dennoch ist es erfreulich, daß die „Arbeiterunion“ endlich übersetzt wurde. Die unübersehbaren theoretischen Schwächen Flora Tristans sollten nicht vergessen lassen, daß sie eine Pionierin des sozialistischen Feminismus gewesen ist und daß zumindest ihre Aussagen über die Frau den weit bekannteren Äußerungen so mancher großer Dichter und Denker weit überlegen sind.

Heinz Niggemann

PAASTELA, Jukka: Marx's and Engels' concepts of the parties and political organizations of the working class (= Acta Universitatis Tamperensis, ser A, vol 199). — Tampere: University of Tampere 1985. V, 341 S.

Im Vorwort benennt Paastela als Hintergrund seines akademischen Interesses an Marx seine in den späten 60er und frühen 70er Jahren in der studentischen Politik gesammelten Erfahrungen. Dies zeigt sich auch immer wieder im Verlauf der Studie, die von dem Bemühen gekennzeichnet scheint, den verschiedenen, sich allesamt auf Marx und Engels berufenden Fraktionen der Neuen Linken historisch gesichertes Material zur Verfügung zu stellen.

Mittlerweile haben sich die politischen Fronten verschoben und in aktuellen Auseinandersetzungen, wie etwa bei den bundesdeutschen Grünen, spielt der Rückbezug auf die Schriften von Marx und Engels keine nennenswerte Rolle mehr. Eine politische Gruppierung, die versuchte, sich als allein berechtigte Verwalterin des „Erbes“ von Marx und Engels zu profilieren, würde, anders als noch vor ca. 15 Jahren, nicht mehr ernst genommen werden. Inwieweit dies auch für Finnland zutrifft, wo die vorliegende Studie als Dissertation entstanden ist, entzieht sich meiner Kenntnis. Paastela selbst verweist kritisch auf die bereits von Engels beobachtete Tendenz, die Schriften von Marx wie Texte aus dem Neuen Testament „auszulegen“ (S.6).

Dennoch hat eine historische Rekonstruktion der Ideen von Marx und Engels natürlich weiterhin ihre Bedeutung und sei es nur als Hilfestellung für breiter angelegte historische Studien. Auch um anti-kommunistischen Argumentationen, die mit der Kritik an Auswüchsen und Fehlern in kommunistischen Staaten und Parteien zugleich die gesamte marxistische Kapitalismustheorie und -kritik treffen wollen, entgegenzutreten zu können, ist eine solche Studie sehr hilfreich.

Paastela verfolgt, nach einigen methodischen Vorbemerkungen, in 6 Kapiteln, wie Marx und Engels ihre Vorstellungen über die politische Organisation der Arbeiterklasse herausbildeten. Die Ausführungen zum Bund der Kommunisten (Kap. 5), vor allem aber zur Internationalen (Kap. 7) und zur Herausbildung von Arbeiterparteien in den Jahren 1872-1883/1895 (Kap. 8) bilden die Hauptstütze seiner Arbeit. Er arbeitet sehr sorgfältig die unterschiedliche Verwendung des Begriffs „Partei“ bei Marx und Engels heraus, der z.B. im „Kommunistischen Manifest“ auf drei Bedeutungsebenen angesiedelt werden kann: „Partei“ meint dort zum einen ganz allgemein ein klassenbewußtes Proletariat, zum anderen die kommunistische Avantgarde, die sich aber noch nicht eigenständig organisiert haben muß und schließlich die existierenden politischen Organisationen der Arbeiterklasse, wie etwa die Chartisten in Großbritannien oder die Nationalreformer in Amerika (S.75ff). Daneben interessiert sich Paastela insbesondere auch für Marx' und Engels' Auffassungen zu Fragen der Parteiorganisation und zeigt, daß demokratischer Organisation und ideologischem Pluralismus von ihnen ein hoher Stellenwert eingeräumt wurde (vgl. S.156ff). Ihr Verhältnis zu den verschiedenen Arbeiterparteien skizziert er als eines von Beratern, deren Ansichten sehr wichtig genommen wurden, denen aber nicht in jedem Punkt gefolgt wurde. Dies sei im wesentlichen auch die von ihnen selbst angestrebte Position gewesen (vgl. S.294).

Paastela geht sehr sorgfältig mit den Quellen und der Literatur um und hat eine Unmenge an Material verarbeitet, die allerdings gelegentlich erdrückend wirkt. Weniger wäre möglicherweise mehr gewesen, die allgemeine Geschichte der Arbeiterbewegung ist oft ausführlicher dargestellt als für die verfolgte Fragestellung erforderlich. Den Wert der Studie, der vor allem darin liegt, Quellen und Forschungsliteratur systematisch zu erschließen, schmälert das aber nicht.

Hans-Arthur Marsiske

MOZETIČ, Gerald: **Die Gesellschaftstheorie des Austromarxismus. Geistesgeschichtliche Voraussetzungen, Methodologie und soziologisches Programm.** — Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1987. VII, 261 S.

Galt das neu erwachte Interesse am „Austromarxismus“ in den letzten zehn Jahren nahezu ausschließlich seiner politischen Theorie, nähert sich die vorliegende Studie dem Gegenstand von einer ganz anderen Seite. Der Autor unterscheidet drei Bedeutungen des Begriffs: den politischen und den wissenschaftlichen Austromarxismus, sowie den Austromarxismus als Lebensform (mit dem Roten Wien als „Zentrum“). Er selbst beschäftigt sich nur mit der zweiten Variante, deren Ursprung er um die Jahrhundertwende ansiedelt (S.2). Eine weitere Einschränkung wird nur im Untertitel deutlich bzw. am Schluß noch einmal ausdrücklich benannt: Sein Anliegen ist „Soziologiegeschichtsschreibung“, was ein Verständnis dafür einschließt, daß bei der Erforschung des wissenschaftlichen Austromarxismus auch andere als rein soziologische Themen in Betracht kommen (S.235). Der Verf. geht — zu Recht — davon aus, daß der wissenschaftliche Austromarxismus bisher eher vernachlässigt wurde. Die Fragestellungen, denen er nachgeht, sind folgende: Zusammenfassung der geistigen Strömungen und Kräfte, durch deren Wahrnehmung und Verarbeitung die austromarxistische Denkweise geformt wurde, Herausarbeitung des Wissenschaftsverständnisses der Austromarxisten bzw. ihrer methodischen Grundorientierungen, ihre Auseinandersetzung mit der österreichischen Schule der Nationalökonomie, ihre Interpretation der materialistischen Geschichtsauffassung (S.11f). Ein Umstand, auf den Mozetič dabei hinweist, ist fast in Vergessenheit geraten: Die Entstehung des Austromarxismus als (in sich durchaus heterogene) wissenschaftliche Schule ist dem Versuch geschuldet, dem Revisionismus wissenschaftlich entgegenzutreten (S.17).

Die Schwerpunktsetzung auf den Bereich der Soziologie ist der Einschätzung geschuldet, daß die Austromarxisten Marxismus und Soziologie als Synonyme ansahen (S.46), was aber in dieser Ausschließlichkeit wohl nur für Max Adler zutreffend gewesen sein dürfte. Die hierin angelegte Beschränkung liefert aber den Vorteil, daß der Autor seinen Gegenstand weitgehend erschöpfend behandeln kann (wenn man einmal davon absieht, daß eine Verarbeitung von Hilferdings „Finanzkapital“ nicht stattfindet). Einleitend verweist M. noch auf einen wesentlichen Gesichtspunkt, der ein Spezifikum der Austromarxisten gegenüber anderen marxistischen Strömungen ausmacht: Sie postulierten nicht einfach die Überlegenheit der marxistischen Theorie gegenüber bürgerlichen Autoren, sondern bemühten sich um eine ernsthafte Auseinandersetzung (S.46), was bis zu dem Versuch reichte, positiv rezipierte Teile dieser „bürgerlichen Wissenschaft“ in den Marxismus hinüberzuretten. Das hat ihnen schon zeitgenössische Kritik anderer Marxisten wie Pannekoek eingetragen, daß der Einfluß der Universitätswissenschaft ihr Denken bestimme und in bürgerliche Bahnen ziehe (S.228). Aus marxistisch-leninistischer Sicht ist dies auch vor bald zwanzig Jahren noch Grund genug gewesen, den Austromarxismus in Bausch und Bogen als revisionistisch zu verdammen (vgl. die Einleitung in: „Austromarxismus“. Hrsg. von Hans Jörg Sandkühler und Raphael de la Vega, Frankfurt/M. 1970). Der Vorzug von Mozetičs Arbeit ist es demgegenüber, dies gerade nicht als Schwäche des Austromarxismus aufzufassen, sondern darin eine seiner Stärken zu sehen und sich gründlich damit auseinanderzusetzen.

Die inneren Gegensätze im wissenschaftlichen Austromarxismus, der in einem Freudeskreis junger Intellektueller seinen Ausgangspunkt nimmt, erweisen sich schon drastisch in der Wissenschaftstheorie. Während Max Adler auf der Theorie als Ausgangspunkt beharrt, pocht Karl Renner auf die Empirie (S.55). Dieser Gegensatz sollte bis in die 30er Jahre Bestand haben und seine Auswirkungen auch in die wissenschaftlichen und politischen Einzelbereiche hinein zeitigen. Es gelingt dem Autor herauszuarbeiten, daß Renner dabei auf John Stuart Mills Wissenschaftslehre zurückgreift, während Max Adler durch Carl Mengers Untersuchungen über die Methode der Sozialwissenschaften beeinflusst gewesen sein dürfte (S.60). Otto Bauer nimmt auch in diesem Streit einen Standpunkt zwischen den beiden Kontrahenten ein, verwirft Adlers „Gesinnungssozialismus“ wie Renners „Interessensozialismus“ als vormarxistisch und plädiert für ihre synthetische Verknüpfung (S.69), die, da nicht weiter inhaltlich gefüllt, nach Mozetič bei ihm aber bloßes Postulat bleibt. (S.74). In der Frage der Dialektik ist die Polarität die gleiche. Renner erteilt der dialektischen Methode als dem Hegelschen Erbe im Marxismus

eine Absage. Max Adler plädiert dafür, bei gleichzeitiger Kritik an ihrer Ausprägung bei Engels (S.76). Dem Autor ist zuzustimmen, daß es Max Adler nicht gelingt, eine eigene widerspruchsfreie Konzeption der Dialektik zu entwickeln. (S.80f.).

Das Kapitel über die Auseinandersetzung mit der österreichischen Grenznutzenschule, das sich im wesentlichen mit der Kritik Hilferdings an Böhm-Bawerk beschäftigt, leidet daran, daß zwar Böhm-Bawerks Kritik an Marx dargelegt wird, der Leser über die Grenznutzenlehre selbst aber so gut wie nichts erfährt. Die ansonsten gut gelungene Verknüpfung der Darstellung bürgerlicher Theorieansätze und ihrer Aufnahme und Kritik im Austromarxismus weist hier eine wenig verständliche Lücke auf. Im Abschnitt über die materialistische Geschichtsauffassung arbeitet Mozetič die Besonderheit des Austromarxismus heraus, die auf Max Adlers Kantianismus zurückgeht: Die Betonung der psychischen Komponente, die subjektzentrierte Orientierung (S.114f.), die allerdings nicht die Abschwächung der Determinationskraft des Ökonomischen beinhaltet, sondern nur aufzeigen sollte, *wie* diese Determination zur Wirkung gelangt (S.116). Otto Bauer sollte diese subjektivistische Sichtweise später ganz ablegen (S.167ff).

Während dessenungeachtet bei Bauer und Renner eine genauere Untersuchung des Verhältnisses von Natur und Gesellschaft stattfindet, sind Naturfaktoren aufgrund dieser Sichtweise für Max Adler nur insofern von Bedeutung, als sie durch ihre Einfügung in eine gesellschaftliche Struktur zu sozialen Faktoren werden, also ihr „Vergeistigungsprozeß“ sich vollzieht (S.149).

Bezogen auf das Problem von Basis und Überbau entwickelt der Verf. eine gründliche Entidealisierung einer Sichtweise Karl Renners, die diesen nüchternen Pragmatiker dem „Ideologen“ Otto Bauer vorzieht (etwa bei Norbert Leser). Er arbeitet detailliert heraus, daß sich bei Renner ein ökonomistischer Determinismus immer da einstellt, wo es gilt, das Geschehene (etwa den patriotischen Tausch 1914) „wissenschaftlich“ gegen Kritik zu immunisieren. Renner argumentiert hingegen ideologisch, wenn es darum geht, von ihm abgelehnte politische Einstellungen und Aktionen zu diskreditieren (S.152ff).

Die Besonderheit des Austromarxismus innerhalb des Marxismus macht sich schließlich auch an einem anderen Verständnis von Phänomenen wie Ethik, Moral und Religion fest. Gegen den Versuch des naturalistischen Reduktionismus (etwa bei Kautsky) wurde eingewandt, die materialistische Geschichtsauffassung könne nur erklären, wie bestimmte soziale Klassen dazu kamen, eine inhaltlich bestimmte Moral zu vertreten, nicht aber, daß es eine Moral, ein Sollen überhaupt gebe (S.177). Einer (nochmaligen) ausführlichen Darstellung von Max Adlers sozialaprioristischer Soziologie folgt ein erstmaliger Hinweis darauf, daß auch Otto Bauer 1908 den (allerdings nie vollendeten) Versuch unternommen hat, eine formale Soziologie im Rahmen des Marxismus zu entwickeln (S.216), die in ihren Grundzügen wiedergegeben wird.

Mozetičs Darstellung des wissenschaftlichen Austromarxismus stellt eine wichtige Ergänzung zu all den Arbeiten dar, die bisher vor allem die historische bzw. politiktheoretische Seite des Austromarxismus beleuchtet haben. Ein Problem, auf das wir schon an anderer Stelle bei einer Besprechung eines Dokumentationsbandes desselben Autors hingewiesen hatten (vgl. „Austromarxistische Positionen.“ Hrsg. von Gerald Mozetič, Wien, Köln und Graz 1983 und die Besprechung in: Zeitschrift für Sozialistische Politik und Wirtschaft, Jg.8 (1984), H.27, S.251-254), ließ sich bei dieser Trennung allerdings nur schwer vermeiden. Wo fängt der wissenschaftliche Austromarxismus an und wo hört der politische auf? Der Autor stolpert selbst des öfteren über dieses Problem, manchmal ohne sich dessen bewußt zu sein. Er schildert Ausführungen Friedrich Adlers zum Problem des „Theoretikers“ in der Arbeiterbewegung vor Wiener Vertrauensleuten seiner Partei und schreibt dann: „Mit derartigen pragmatischen Hintergründen muß man in den Schriften der Austromarxismus immer rechnen, weil sie in der Regel zwar mit dem Anspruch auf Wissenschaftlichkeit verfaßt wurden, sich jedoch nicht oder jedenfalls nicht ausschließlich an ein wissenschaftlich vorgebildetes Publikum wenden.“ (S.55). Und über den wissenschaftstheoretischen Schlagabtausch zwischen Max Adler und Karl Renner heißt es, er erhalte seine Brisanz und Heftigkeit ganz offensichtlich aus politischen Differenzen zwischen den Kontrahenten (S.71). Genau da liegt die Crux: Letztlich bleibt die Grenzziehung willkürlich, was immer zu beachten bleibt, obwohl man ansonsten die vorliegende Studie mit Gewinn zu lesen vermag. Denn: „Infolge ihres Selbstverständnisses als wissenschaftliche Sozialisten versuchten alle Austromarxisten, ihre wissenschaftlichen Analysen in den Dienst der sozialistischen Bewegung zu stellen, die Einheit von Theorie und Praxis auch wirklich zu leben.“ (S.228) So ist es!

Uli Schöler

LUKÁCS, Georg: **Sozialismus und Demokratisierung**. Mit einer editorischen Nachbemerkung von Frank Benseler und einem Nachwort von Rüdiger Dannemann. — Frankfurt/M.: Sendler Verlag 1987. 147 S.

Unmittelbar nach der Niederschlagung des „Prager Frühlings“ durch den Einmarsch der Truppen des Warschauer Pakts in die ČSSR am 21. August 1968 erwog Lukács — wie er in einem Brief an Frank Benseler am 2. September schrieb —, „einen größeren Aufsatz über die gesellschaftsontologischen Probleme einer heutigen Demokratisierung (in beiden Systemen) zu schreiben“, und angesichts der aktuellen Diskussionen über die Perspektiven einer Reform im real existierenden Sozialismus unterbrach er auch schließlich seine Arbeit an der „Ästhetik“, um innerhalb weniger Wochen eine kleine Schrift zu dieser Frage abzufassen. Allerdings war er mit dieser Gelegenheitsarbeit nicht sehr zufrieden; am 18. Dezember schrieb er Frank Benseler: „für eine Broschüre ist sie zu wissenschaftlich, für die Wissenschaft zu broschürenhaft. Es scheint mir, daß ich das Manuskript für einige Kapitel meiner Ethik aufheben werde.“ Tatsächlich wurde dieses Manuskript bis auf ganz wenige Teile nicht veröffentlicht. Erst 1985 wurde es in Ungarn vom Lukács-Archiv herausgegeben. Diese Ausgabe war aber weder im Ausland zugänglich noch in Ungarn selbst greifbar. Aus einem der wenigen Exemplare, die als Konterbande kursierten, hat Heinz Brakemeier im Frühjahr 1987 für die Zeitschrift „Sozialismus“ ein zusammenfassendes Referat verfaßt.¹ Wegen der verkürzten und teilweise auch unzureichenden Wiedergabe ist es umso erfreulicher, daß der Text nun vollständig vorliegt.

Nach einigen einleitenden methodologischen Vorbemerkungen arbeitet Lukács als Kennzeichen der bürgerlichen Demokratie „die real gesellschaftliche Suprematie des materiell-wirtschaftenden (privaten) Menschen über den bloß idealen Staatsbürger“ (S.17) heraus und charakterisiert insbesondere die heutige Demokratie als „die eines manipulierten, mit Hilfe von Manipulationen herrschenden Imperialismus“ (S.24). Für die sozialistische Welt ist die bürgerliche Demokratie daher überhaupt keine Alternative. Ihre Verwirklichung müßte vielmehr „unweigerlich zur Liquidation des Sozialismus und auch der Demokratie selbst führen“ (S.37). Im zweiten Teil seiner Schrift hebt Lukács den nicht „klassischen“ Charakter der Revolution von 1917 hervor und bezeichnet daher als das Zentralproblem, „wie in einer derartigen Übergangszeit das Verhältnis zwischen der rein ökonomischen Praxis, die diese Zurückgebliebenheit einfach aufzuholen berufen ist, und den auf den sozialistischen Gehalt direkt intentionierten, die proletarische Demokratie fördernden Akten, Institutionen etc. beschaffen sein soll“ (S.44). Lenin habe sich zwar gegen „die zunehmende Bürokratisierung des Sowjetlebens“ (S.46) gewandt, aber trotz aller Differenzen reduzierte sich für seine Nachfolger der Aufbau des Sozialismus auf eine rein ökonomische Frage. Spätestens seit dem „Ende der ursprünglichen Akkumulation“ in der Sowjetunion Anfang der 50er Jahre hätten sich allerdings die „Methoden der bürokratisch konzentrierten, zentral manipulierten Planung“ (S.102) endgültig als überholt erwiesen: „So ist man durch ökonomisch-sozialen Zwang in eine Periode des Experimentierens geraten, und damit ist, so glauben wir, der Zeitpunkt gekommen mindestens für die Erwägung eines erneuerten Versuchs, die sozialistische Demokratie praktisch ins Leben zu rufen.“ (Ebda.). Diese Demokratisierung kann nicht darin bestehen, Elemente der bürgerlichen Demokratie zu übernehmen, sondern setzt in den Augen von Lukács „die Wiederherstellung der Methoden des Marxismus“ (S.114) voraus und verlangt letztlich nach rätedemokratischen Formen als „einzig wahre Alternative sowohl zur Stalinschen Verbürokratisierung des Sozialismus wie zur positivistisch manipulierten bürgerlichen Demokratie von heute“ (S.119). Obwohl er nur allgemeine Umriss einer solchen Perspektive entwirft, bestimmt Lukács zumindest ansatzweise auch ihre Voraussetzungen und Bedingungen.

Nicht nur in seinem bekannten „Spiegel-Gespräch“² sondern auch in einem Gespräch, das im „Neuen Forum“ abgedruckt wurde, aber im Nachwort von Rüdiger Dannemann leider nicht erwähnt wird,³ hatte Georg Lukács noch im Frühjahr 1970 einem größeren Leserkreis gegenüber seine zentralen Thesen vorstellen können. Die Ergebnisse seiner Überlegungen können daher nicht mehr überraschen, auch wenn ihre Begründung nun genauer nachzuvollziehen ist. Angesichts der aktuellen politischen Diskussionen über „Glasnost“ und Perestroika“ kommt die Veröffentlichung des vollständigen Textes auch zum richtigen Zeitpunkt. Störend wirkt allerdings — abgesehen von manchen Druckfehlern (etwa schon im

1 Heinz Brakemeier, Georg Lukács. Bürgerliche und sozialistische Demokratie, in: Sozialismus, Jg. 1987, H.3, S.29-39.

2 „Das Rätssystem ist unvermeidlich“. Spiegel-Gespräch mit dem Philosophen Georg Lukács, in: Der Spiegel, Nr.17 vom 20. April 1970, S.153-166.

3 Georg Lukács, Nach Hegel nichts Neues, in: Neues Forum, Jg.17 (1970), H.195/I, Anfang März, S.201-202, und ders., Erst Demokratie, dann Wirtschaftsreform, in: a.a.O., H.195/II, Mitte März, S.277-278.

Inhaltsverzeichnis) — die ein wenig effekthaschende Aufmachung durch den Verlag. So wird wider besseres Wissen im Text auf der Rückseite des Buchumschlages behauptet, Lukács habe sein Manuskript „zur Zeit des ‚Prager Frühlings‘“ verfaßt, und um die Brisanz des Lukács-Textes noch stärker herauszustreichen, wird kurzerhand unterstellt, es sei ungedruckt in der Schublade verschwunden, „nachdem die Panzer der Warschauer-Pakt-Truppen dieses Experiment des ‚Sozialismus mit menschlichem Antlitz‘ zerstörten“. Eine solche Reklame hat das Buch gar nicht nötig.

Karl Lauschte

RAHIKAINEN, Marjatta: N. R. af Ursin. Aatelismies Suomen työväenliikkeessä [Summary: N. R. af Ursin, an aristocrat in Finland's labour movement]. Hrsg.: Suomen Historiallinen Seura, Helsinki (= Historiallisia Tutkimuksia, Bd. 135). — Jyväskylä: J. K. Gummerus Oy 1986. 332 S.

Diese als Dissertation angenommene Untersuchung ist eine politische Biographie über Nils Robert af Ursin (1854-1936), den Aristokraten und Intellektuellen in der finnischen Arbeiterbewegung. Anfang der 80er Jahre studierte af Ursin — u.a. als Schüler von E. Hübner und Th. Mommsen — klassische Philologie und römische Epigraphik in Berlin und Leipzig. Im Jahre 1881 promovierte af Ursin mit einer Dissertation über römische Feldlager. Eine Universitätslaufbahn scheiterte jedoch an der Zurückweisung seiner Habilitationsschrift im Jahre 1885. Danach war er als Gymnasiallehrer tätig.

Die Untersuchung Rahikainens konzentriert sich auf die Jahre 1890-1910, in denen af Ursin aktiv in der Arbeiterbewegung wirkte. Er war u.a. 1892-1899 Vorsitzender der Arbeitervereinigung von Turku, danach ein halbes Jahr Vorsitzender der 1899 gegründeten Finnischen Arbeiterpartei und von 1907 bis 1908 sozialdemokratischer Vizepräsident im ersten nach allgemeinem und gleichem Wahlrecht gewählten finnischen Reichstag.

Diese erste wissenschaftliche Untersuchung über af Ursin ist ein Versuch, die herkömmliche Auffassung von af Ursin als ‚Vater‘, ‚großem Lehrer‘ und ‚sozialistischem Theoretiker‘ der finnischen Arbeiterbewegung zu revidieren. Die herkömmliche Auffassung wird als ‚Mythos‘ eingestuft, eigentlich aber als Verfälschung gedeutet und dementsprechend erbarmungslos, spöttisch sogar, wie eine Lüge entlarvt. So sei af Ursin nicht, wie bisher angenommen, schon Anfang der 90er Jahre Sozialist geworden, sondern erst etwa 1904-05, als sein Sozialismus „irgendwo (!) zwischen Revisionismus und Kautskyanismus“ gelegen habe. Im Grunde jedoch sei af Ursin, dieser sowohl von Sozialdemokraten als auch von Kommunisten hochgeehrte ‚Altmeister‘ der finnischen Arbeiterbewegung, nur ein Kathedersozialist gewesen — er habe aber nicht „bewußt“ die Ausbreitung des Sozialismus behindern wollen. Nach Ansicht der Verf. sei es z.B., wenn nicht anti- so doch unsocialistisch gewesen, daß af Ursin (und mit ihm die gesamte Arbeiterbewegung) die Forderung nach allgemeinem und gleichem Wahlrecht und die Verteidigung der finnischen Autonomie innerhalb des Zarenreiches als zentrale Aufgaben der Arbeiterbewegung betrachtete.

Erst am Ende ihrer Untersuchung stellt Rahikainen die sachgemäße Frage, wie af Ursin eigentlich eine Leitfigur der finnischen Arbeiterbewegung werden, bzw. als Sozialist gelten konnte. Auf die Beantwortung dieser Frage könnte sich dann die Antwort auf die Frage gründen, warum der ‚Ursin-Mythos‘ entstand. Bis jetzt hat die Verf., obwohl scharfsinnig, nur den Entstehungsmechanismus des Mythos, d.h. die äußere Seite der Mythenbildung, aufgespürt. Um die Entstehung des ‚Mythos‘ zu erklären bzw. zu verstehen, wäre es notwendig gewesen, die Fragestellung zu erweitern und zugleich die anachronistischen Sozialismuskriterien aufzugeben. Aus der Sicht des ‚wahren‘ Sozialismus und der angeblich objektiven Interessen der Arbeiter sind nicht nur die Anschauungen af Ursins, sondern auch die Ideologie und das Wirken der finnischen Arbeiterbewegung unbegreiflich.

Markku Hyrkkänen

KAUFMANN, Arthur: Gustav Radbruch. Rechtsdenker, Philosoph, Sozialdemokrat (= Serie Piper Porträt). — München und Zürich: Piper Verlag 1987. 222 S., 23 Abb.

Arthur Kaufmann, selbst renommierter Rechtslehrer, hat es unternommen, das Leben und Schaffen von Gustav Radbruch (1878-1949) einer Darstellung und Würdigung zu unterziehen. Er hat diese Aufgabe in vorbildlicher Weise gelöst. Der Radbruch gemäße Ansatz, Leben und Lehre als unlösliche Einheit zu empfinden, prägt auch diese Schrift. Dies läßt sie zu einem Kompendium der Auseinandersetzung mit den rechtsphilosophischen und rechtspolitischen Strömungen der Zeit von der Jahrhundertwende bis über die Lebenszeit Radbruchs hinaus werden.

Der Humanist Radbruch, dem Kaufmann bescheinigt, daß die gläubige Skepsis Fontanes die ihm gemäße Haltung war, hat nur zögernd den Bogen vom Rechtsphilosophen und Rechtslehrer zur praktischen Politik geschlagen. Der einzige Jurist der Reichstagsfraktion der Mehrheitssozialdemokratie nach

den Wahlen von 1920 hat in der einjährigen Reichsjustizministerzeit von Oktober 1921 bis zum November 1922 zwar auch als praktischer Politiker Wirkung gezeigt, indem er für die Zulassung von Frauen zu Justizämtern und zum Berufsrichteramt, für einen Reformentwurf eines allgemeinen deutschen Strafgesetzbuches und für die Einbringung des Gesetzes zum Schutz der Republik sorgte. Seine entscheidenden Spuren aber hat er in seinen rechtsphilosophischen und rechtstheoretischen Arbeiten hinterlassen. Recht ist für Radbruch, was den Sinn hat, die Rechtsidee in die Wirklichkeit umzusetzen. Die Rechtsidee wiederum muß, um Recht zu sein, drei Aspekten genügen: der Gerechtigkeit als Gleichheitsprinzip, der Zweckmäßigkeit und der Rechtssicherheit. Das gegenseitige Verhältnis dieser drei Aspekte der Rechtsidee sieht Radbruch in ständigem Fluß. Kaufmann weist zwingend nach, daß Kritiker Radbruchs, die ihm den grundsätzlichen Wechsel von Positionen im Ablauf seines Schaffens vorwerfen, diesen Ansatz Radbruchs verkennen. Zwar läßt ihn die Erfahrung des Nationalsozialismus innerhalb seiner trialistischen Rechtsphilosophie die Gerechtigkeit und die Rechtssicherheit als zwar formale, aber objektive Bestandteile des Systems postulieren. Damit wird aber lediglich deutlich, daß Radbruch derart grundlegende Erfahrungen zu berücksichtigen sucht.

Eine Abwendung vom Relativismus ist damit nicht verbunden. So hat er z.B. gegenüber dem Mißverständnis, das der Begriff Relativismus im Sinne der Anerkennung eines auf Wahlen begründeten Mehrheitsabsolutismus freisetzen kann, schon 1934 deutlich gemacht, daß auch Relativismus den Rechtsstaat, die Gewaltenteilung, die Volkssouveränität und die Beachtung der Menschenrechte fordert. Relativismus bedeute also allgemeine Toleranz, nicht aber die Toleranz gegenüber der Intoleranz.

Diese Quintessenz aus den Erfahrungen mit Weimar hat ihren Niederschlag auch im Grundgesetz gefunden. Seine grundsätzlichen Überlegungen zum gesetzlichen Unrecht und übergesetzlichen Recht sind zu Leitformeln der Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts und des Bundesgerichtshofes in ihrer Bewertung nationalsozialistischer „Rechtsprechung“ geworden. Mit seiner These, daß es Rechtsgrundsätze gibt, die stärker sind als jede rechtliche Satzung, daß ein Gesetz, das ihnen widerspricht, der Geltung bar ist, hat Radbruch seinen ursprünglich starken Hang zum Positivismus überwunden. Von dort bis zu der schon sehr früh formulierten Position, daß der naturrechtliche Mindestgehalt des Rechts in den Menschenrechten enthalten sei und damit der Nichtwiderspruch zu dem Menschenrecht der legitimierende Grund allen Rechts ist, war es nur ein Schritt.

Radbruch hat den ersten Versuch seit Hegel, eine Rechtsphilosophie wieder inhaltlich und nicht nur formal zu formulieren, nicht zu Ende führen können. Seine Gedankenwelt übt aber auch auf uns Heutige soviel Faszination aus, weil sie versucht, den Brückenschlag zu einer der letzten erkennbaren geschlossenen philosophischen Schulen, nämlich zu den Neukantianern der südwestdeutschen Richtung, sowie zu den Reformideen der liberalen und sozialen Strömungen unserer Zeit, zu schlagen. Nachdenklich stimmt bis heute, was er in seiner rechtsphilosophischen Parteienlehre ausführt zur Mehrheitswahl, zur politischen Kultur, zur Toleranz in der Politik, aber auch zur Aufgabe der Parteien überhaupt. Ist es wirklich blutleere Theorie, wenn er schreibt, daß deutsche Parteien die einfache Wahrheit noch nicht zu beherrsigen vermögen, daß Regieren oder für eine Regierung verantwortlich zu sein heißt: Wählerstimmen verlieren, weil die Kunst, ohne Risiko zu regieren, noch nicht erfunden sei? Sicher ist das eine von den Wahrheiten, die nur wenige hören wollen. Gleichwohl kommt in solchen Äußerungen das Dilemma Radbruchs voll zum Ausdruck: für die Politik zu anspruchsvoll, für die Rechtswissenschaft zu politisch! Er selbst hat sich eine „Zwischenbegabung“ genannt. In Wirklichkeit war er ein vielseitig Begabter. Zugleich bewies er einen Charakter, der vielen Hochschullehrern gerade in Deutschlands finsterster Zeit gut angestanden hätte. So wurde er denn auch konsequent als erster deutscher Hochschullehrer seines Amtes enthoben.

Radbruch bietet wie Kaufmann keine Rezepte an. Er fordert den Leser, wie er sich selbst gefordert hat. Zeittafel, Bibliographie und ein umfassendes Personenregister erschließen diese Schrift, ohne die Mühen des Lesens und Verstehens zu ersparen.

Klaus Riebschläger

FISCHER, Ernst: **Das Ende einer Illusion. Erinnerungen 1945-1955.** 2. Aufl. — Frankfurt/M.: Vervuert Verlag 1988. 424 S.

Das Buch von Ernst Fischer setzt mit den Ereignissen vom August 1968 in Prag ein: Für ihn waren sie ein spätes Schlüsselerebnis und führten zum Bruch mit der Kommunistischen Partei, der er 35 Jahre lang, beginnend mit dem österreichischen Bürgerkrieg von 1934, angehört hatte. Obwohl die sowjetischen Panzer in der CSSR nicht wirklich das Thema dieses Buches sind, bilden sie dennoch ein Leitmotiv, hat Ernst Fischer den Text doch in den wenigen Jahren zwischen seinem Parteiausschluß (1968)

und seinem Tod (1972) verfaßt. Und in dieser nicht ganz vollendeten Rückschau auf das erste Jahrzehnt der zweiten Republik sucht er nach seiner politischen Identität.

Es ist zweifellos sehr verdienstvoll, daß Karl-Markus Gauß unter der Mitarbeit von Ludwig Hartinger im Sandler-Verlag eine Werkausgabe von Ernst Fischer betreut, als deren sechster Band dieser zweite Teil der Memoiren erschienen ist. Der erste Teil, „Erinnerungen und Reflexionen“, längst ein Standardwerk zur Geschichte der politischen Emigration, hatte mit dem Rückflug aus Moskau nach Österreich geendet. Der hier vorliegende Teil hat seinen Schwerpunkt in den unmittelbaren Nachkriegsjahren und reicht eigentlich nur bis etwa 1953, da das geplante Staatsvertragskapitel nicht mehr geschrieben werden konnte.

Man wird selten Memoiren finden, die so wenig selbstgerecht geschrieben sind. Wohl verwendet Fischer das Buch auch als Abrechnung mit politischen Gegnern und als Zurechtrücken von Darstellungen, die aus seiner Sicht verzerrend sind. Karl Gruber, der konservative Außenminister Österreichs für den größten Teil des behandelten Zeitraumes, wird dabei völlig zurecht einer scharfen Kritik unterzogen, aber auch Adolf Schärf kommt nicht gerade gut weg. Hingegen werden auch politische Gegenspieler wie etwa Theodor Körner oder Julius Raab mit großer Liebe gezeichnet. Fischer ist also selten rechtshaberisch — das Buch ist voll von Selbstkritik und Zweifeln, es schildert sein eigenes Ringen um Positionen und läßt die kommunistische Politik der Nachkriegsjahre um vieles zufälliger und spontaner erscheinen als sie es im Bewußtsein der Bevölkerung war. Der Bruch mit der KPÖ wird nicht zum Anlaß einer Abrechnung genommen. Die Kritik Fischers am Stalinismus wird nie zur persönlichen Kritik an österreichischen Kommunisten oder am Kommunismus selbst. So schreibt er auf S.117, nach einer heftigen Kritik am Stalinismus: „Hinzuzufügen ist, daß ich jede Gleichsetzung des Kommunismus mit dem Nationalsozialismus zurückweise. Die Ziele des Nationalsozialismus waren antihuman [. . .] Die Mittel waren den Zielen adäquat. Die Ziele des Marxismus, des Kommunismus sind human [. . .] Die dem Zweck widersprechenden Mittel haben den Zweck infiziert, ihn zur Negation seiner selbst stellt . . .“.

Auch Privates kommt nicht zu kurz: die Trennung von Ruth von Mayenburg und die Liebe zu Lou Eisler, die Geschichte über Marina, die Tochter, die heute eine angesehene Sozialwissenschaftlerin ist. Aber dominant ist der Aspekt der österreichischen Identität. Fischer selbst erzählt auf S.98: „Ein amerikanischer Journalist berichtete seiner Zeitung: Bei einer Zusammenkunft des sowjetischen Hochkommissars Marschall Konjew mit dem amerikanischen Hochkommissar General Mark Clark kam die Rede auf mich und meine Popularität. ‚Ich mag den Fischer nicht‘, sagte der Amerikaner. ‚Er ist mir zu kommunistisch.‘ — Ich mag ihn auch nicht“, erwiderte der Russe „Er ist mir zu österreichisch.“ Mark Clark hat später die Richtigkeit dieser Story bestätigt.“ Das Buch enthält ein schönes Nachwort von Franz Marek, das aus der ersten Auflage stammt. Und Karl-Markus Gauß hat einen breiten, informativen Teil dieser Ausgabe angefügt.

Helmut Konrad

Arbeit und Arbeitserfahrung in der Geschichte. Hrsg. von Klaus TENFELDE (= Kleine Vandenhoeck-Reihe, Nr.1514). — Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1986. 128 S.

This slender volume consists of four essays that were originally presented at the 1984 Berlin Historikertag. They range widely in time and subject, yet are linked by the effort to explain a particular historical problematic by focusing on the nature and experience of work. At their best, these studies demonstrate the insights that can be derived from a work-centered Alltagsgeschichte. They also display the profound limitations of this approach.

Two of the contributions deal with pre-industrial labor. Wilfried Reininghaus seeks to determine whether a specific artisanal consciousness emerged out of handicraft production relations. His conclusion that artisanal work provided more than a mere livelihood, but also a sense of independence, self-respect, and social recognition, is hardly surprising. In his description of artisanal labor Reininghaus provides some interesting information, reminding us, for example, that the religious sanction of work predated the Reformation. He uses literary and artistic sources effectively, especially in his attention to the spatial dimension of handicraft production. But the author ultimately provides little more than an overview. Reininghaus is quick to cite *annaliste* writings, but he has not successfully drawn upon the methods to provide the reader with a picture of the mentalities of medieval and early modern artisans. Martin Scharfe seeks to penetrate the world of agricultural labor between 1750 and 1900. He asks whether the concept of alienation should be restricted to industrial labor. He draws often from literary sources, which makes for interesting reading. Yet the ultimate conclusion — that even peasants can be alienated from their labor — is not particularly enlightening. The „panorama“ that the author attempts

leaves — as he admits — great areas untouched. Perhaps the author should have then questioned the effectiveness of his methodology. However interesting Scharfe's contribution, it is flawed by his studious and deliberate effort to avoid „objective“ historical detail. This would be a serious omission in any effort to comprehend peasant attitudes toward labor; it is even more the case when analyzing a countryside in the throes of an agrarian revolution and characterized by an enormous variety of material conditions and social relations.

The contributions of Heinz Reif and Detlev Peukert deal with industrial labor. In „Ein seltener Kreis von Freunden: Arbeitsprozesse und Arbeitserfahrungen bei Krupp 1840-1914“, Reif argues that Krupp's extensive social welfare program developed because the firm was particularly dependent on a stable, skilled work force to produce its high quality cast steel. The firm's mastery of this difficult process resulted in a steel block of exceptional purity and strength that won admirers far and wide, and was a source of immense pride and self-consciousness to the workers themselves. Krupp created a stable labor force by providing its skilled workers with job security, high wages, and company housing and other benefits. It expected, in turn, loyalty, sobriety, and careful attention to the work.

The author, no doubt drawing on his own earlier training as a mechanical engineer, describes admirably well the labor process in the smelting and forging sections of the factory. For much of the nineteenth century, Reif makes clear, production at Krupp's immense plant retained major traces of its artisanal antecedents. The firm's highly skilled workers controlled, through careful observation and manipulation, the numerous critical stages of production. The rhythm of labor in the factory lay between that of the early modern workshop and the assembly line factory of the twentieth century. The work force labored the long hours typical of the nineteenth century, but only two to four hours were spent in the very intensive work that created the cast steel block. By the turn of the century, however, in a process familiar to labor historians, technological and managerial developments increasingly undermined the artisanal elements of iron and steel production. By the eve of World War I, the typical skilled worker at Krupp was a machinist, while those who had labored in the smelting and forging works were increasingly replaced by semi- and unskilled laborers.

The author is to be commended for his lucid description of the complex work process at Krupp. His contention that Krupp's social welfare policies grew out of the firm's need to forge a stable, skilled labor force is, in great part, correct. Still, there are a number of problems. Reif has studied the famed *Stammbelegschaft*, yet he writes as if this constituted the entire labor force at Krupp. Even in the nineteenth century Krupp employed significant numbers of the unskilled and semi-skilled who had little claim on the firm's vaunted welfare policies. In 1890, for example, the firm housed only 18 percent of its work force. More seriously, Krupp's social welfare program cannot be understood isolated from its complement, the firm's severely authoritarian policies, which included the rigorous control of social life in the housing colonies and anti-union and anti-socialist measures. Furthermore, Krupp's welfare program may have been more extensive than that of other companies, but it was hardly unique. This alone suggests that Krupp's dependence upon skilled labor for the production of cast steel is but one, albeit major, explanation for its paternalism. The larger complex of political, economic, and social relations of Imperial Germany, and in particular, the bitter struggle against independent working-class organization, must also be brought into the analysis of Krupp's labor policies.

Detlev Peukert examines the transformation of mining labor in the twentieth century. While many of the particulars he recounts are well known to specialists, most of the available studies on Ruhr mining have concentrated on discrete historical periods. The relatively long time frame that the author adopts is, therefore, quite helpful. As described by Peukert, the mechanization of the mines led to the individualization of labor, which undermined the intense solidarity that had long characterized miners. The ultimate decline in the 1950's of the *Kameradschaft*, and the pegging of piecework payments to the production of individual workers, epitomized this transformation.

Peukert, however, argues against any sort of technological determinism. The „Industrialisierung des Bewußtseins“ that he identifies — i.e., the shift among miners from radical, mass activism in the period before 1933 to the passivity of the 1950's and 1960's — was not the direct, unmediated result of advancing mechanization. Instead, Peukert tries to embed these changes within the larger social history of Ruhr mining after World War II. Peukert highlights in particular the influx of great numbers of new workers into the mines. These migrants had little commitment to mining as a trade, and little desire to remain underground. Given the postwar boom, they had the opportunity to move into other occupations. Hence, they were interested in earning as much money as possible in as short a period of time, and therefore supported the payment of piecework rates to individuals. The economic conjuncture and the concerns and opportunities of new workers undermined the collective, regulatory controls of the *Kameradschaft*

system, and thereby the solidarity and propensity for action that had once been the signature of Ruhr miners.

While Peukert's argument is attractive, it is rather astonishing to read an analysis of the labor process that barely mentions managerial policies. It is simply absurd to write about the profound transformation in mining labor in the twentieth century as if it were a question of the miners' attitudes alone. Peukert has written with greater breadth elsewhere; here his vision, whatever the disclaimers in the last two paragraphs, is much too narrow. Two examples should suffice. First, many of the trends Peukert describes for the post-1945 era were not all that dissimilar from the immediate post-World War I years. In the earlier period also large numbers of new workers entered the Ruhr mines. So long as the postwar inflationary boom held, they were highly mobile and moved among mines, factories, and construction projects depending on the level of wages and the demand for labor, as both employers and the factory and mine inspectors complained. Obviously, the technological possibilities and the political and economic conjunctures of the two postwar periods were different, enabling employers in the 1940's and 1950's to more thoroughly exert their control over the labor process by instituting a pay scale based on individual production. Second, Peukert accepts too uncritically the notion of miners' radicalism prior to 1933. Miners were, to be sure, combative, but often in a manner that united „radical“ industrial action with „moderate“ political party affiliation. The relationship between industrial and political activism needs a more nuanced treatment than Peukert provides. Perhaps post-1945 developments can be viewed in part as simply a further decoupling of the two strands. In the context of the postwar boom, miners could hope for some amelioration in their economic conditions, something that, in earlier periods, they could hardly expect without intense collective action.

These criticisms point up the general problem with the workplace-centered approach of this volume. The four essays provide, to be sure, some important information and insight. But one should not claim too much for analyses limited to the point of production and the experience of workers — whether eighteenth and nineteenth-century peasants or twentieth-century miners — isolated from the larger complex of social relations. There were, after all, landowners, employers, managers, and — need it be mentioned once again? — the state.

Eric D. Weitz

Demokratische und soziale Protestbewegungen in Mitteleuropa 1815-1848/49. Hrsg. von Helmuth REINALTER (= Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 629). — Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag 1986. 383 S.

Was „sozialer Protest“ eigentlich konkret ist oder besser: welche empirischen Phänomene mit diesem Begriff erfaßt, beschrieben und interpretiert werden können, darüber wird unter Sozialhistorikern seit Jahren heftig debattiert. In der Bundesrepublik ist die historische Protestforschung ohnehin erst in den 1970er Jahren in Gang gekommen, nicht zuletzt durch die Initiativen Heinrich Volkmanns (Berlin). Inzwischen liegen eine Reihe beachtlicher Studien vor, die sich überwiegend einzelnen Fällen des Protestes widmen. Dabei steht die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts im Vordergrund, insbesondere die Zeit des „Normärz“, für die die quantifizierende Protestforschung Maxima in den Jahren 1830-32 und 1848 anzeigt. Angesichts der definitorischen Begriffsschwierigkeiten und des konzeptionellen Zugangs zur historischen Protestwirklichkeit dürfte indes Vorsicht angebracht sein, was die Interpretation quantitativer und qualitativer Studien zum Protest betrifft. Das bezieht sich auch auf die Frage, warum ausgerechnet das frühe 19. Jahrhundert als „Protestepoche“ auffällt — war es dies tatsächlich oder inwieweit erscheint es uns zur Zeit nur so aufgrund bestimmter historiographischer Kategorien?

Immerhin wird man bislang plausibel von der interpretatorischen Rahmen-Hypothese ausgehen können, daß die Zunahme von sozialen Protesten und gewaltsamen Konflikten eine transitionale Gesellschaft charakterisiert — mithin typisch ist für den Wandel von der agrarischen Ständegesellschaft der Frühen Neuzeit zur parlamentarisch-demokratisch verfaßten Industrie- und Dienstleistungsgesellschaft des 20. Jahrhunderts mit dem Zwischenstadium der Industriellen Revolution und des Konstitutionalismus. Freilich, in „reifen“ bzw. „modernen“ Gesellschaften des 20. Jahrhunderts läßt sich das Phänomen des Protestes ebenso ausmachen (z.B. Jugend- und Studentenprotest) wie in der Frühen Neuzeit (z.B. Bauernrevolten).

Die vorliegende Publikation liegt ganz in diesem Forschungstrend; ein breites Spektrum verschiedener Proteste in Mitteleuropa während der Restaurations- und Revolutionszeit wird geboten. Ob es sich um die deutschen Burschenschaften (W. Hardtwig), um den schlesischen Weberaufstand von 1844 (W. Büttner) und um parallele Arbeiterunruhen in Böhmen (A. Klíma) oder um die Anfänge der sozialistischen Bewegung (B.W. Bouvier) und um die Revolution von 1848 im Deutschen Bund und in der

Habsburgermonarchie (W. Siemann und W. Häusler) handelt: Diese Anthologie verdeutlicht, daß Protest keineswegs allein — noch nicht einmal in erster Linie — Sache des „Pöbels“, des „Proletariats“ oder generell der Unterschichten auf der Straße war. Und ebenso unterschiedlich sind die Motive, warum Menschen rebellieren. Daß sozio-ökonomische „Deprivation“ unmittelbar zum Protest, zum Streik oder gar zur Revolution führe, hat sich längst als Legende erwiesen, während dagegen das Gefühl für Status-Verlust beispielsweise wesentlich handlungsleitender sein kann. Antimodernistische Einstellungen, z.B. gegen reglementierende, disziplinierende und leistungsfördernde Staatseingriffe oder gegen technisch-ökonomische Rationalisierungsmaßnahmen, können für zahlreiche Protestfälle — durchaus im Sinne von E. P. Thompsons „moral economy“ — eine große Erklärungsreichweite beanspruchen.

Die Beiträge von H. Fenske über politischen und sozialen Protest in Süddeutschland und entsprechend von H. Reinalter über die Habsburgermonarchie verweisen sodann auf den, für den Vormärz bedeutungsvollen Protest der liberalen Nationalstaatsbewegung gegen die aristokratische Privilegienordnung und den monarchischen Obrigkeitsstaat. Zivile Gleichheit, individuelle Freiheit, politische Partizipation und Nation — diese neuen Leitideen besaßen legitimitäts- und identitätsstiftende Kraft, symbolisch demonstriert beispielsweise während eines Banketts, auf Festen oder durch das Pflanzen von Freiheitsbäumen, jeweils Handlungen aus der Zeit der Französischen Revolution tradierend. Oder Verfassungsfeiern: womit wir Deutschen uns im 20. Jahrhundert schwer getan haben, das war in Süddeutschland seit 1818 zwar nicht etwas Selbstverständliches und schon gar nichts Ungefährliches, immerhin aber ein alljährlich veranstaltetes Fest verschiedener lokaler Gruppen mit staatsbürgerlichen Ansprüchen. Kurzum, der vormärzliche Protest ging im Grunde von vielen sozialen Gruppen aus, wenn auch mehr ein Phänomen der Städte als des Landes.

Hervorzuheben bleibt der Aufsatz des marxistischen Historikers K. Holzapfel über den Einfluß der Juli-revolution von 1830/32 auf Deutschland; die Ausführungen sind zwar nicht frei von Einseitigkeiten, unterstreichen jedoch die hohe Bedeutung, die die DDR-Geschichtswissenschaft der Zäsur von 1830 beimißt — nicht zuletzt für die sozialistische Arbeiterbewegung —, und verdeutlichen erneut die Forschungsdefizite der bundesrepublikanischen Geschichtswissenschaft auf diesem Feld.

Das schwächste Glied in der Kette der Beiträge stellt die Einleitung H. Reinalters dar. Es fällt nicht nur die dürftige Verbindung der einzelnen Aufsätze zum Generalthema des Bdes auf, sondern auch die Leichtigkeit, mit der über die Schwierigkeiten des Protest-Begriffs und über Konzepte und Thesen der Protestforschung hinweggegangen wird. Schließlich macht auch diese Publikation auf zukünftige Forschungsdesiderata aufmerksam: auf länderübergreifende Vergleichsstudien ähnlicher Protestfälle.

Rainer Paetau

GLOBIG, Klaus: Gerichtsbarkeit als Mittel sozialer Befriedung, dargestellt am Beispiel der Entstehung der Arbeitsgerichtsbarkeit in Deutschland (= Europäische Hochschulschriften; R.2, Rechtswissenschaft, Bd.479). — Frankfurt/M., Bern und New York: Verlag Peter Lang 1985. XXIV, 191 S.

Die Rechtshistoriker haben in den letzten Jahren die Geschichte des Arbeitsrechts als attraktiven Forschungsgegenstand wiederentdeckt (vgl. dazu Rainer Schröder, „Zur Arbeitsverfassung des Spätmittelalters“, Berlin 1984, S.12-38, sowie „Wege zur Arbeitsrechtsgeschichte“, Hrsg. von Harald Steindl, Frankfurt/M. 1984). Globigs bereits 1980 abgeschlossene und nunmehr veröffentlichte Mainzer Dissertation belegt dieses neu erwachte Interesse auf eindrucksvolle Weise. Seine kenntnisreiche und punktuell auch hervorragend quellennahe Studie gilt den Wurzeln der modernen Arbeitsgerichtsbarkeit in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Sie bietet einen gut lesbaren Überblick, stellt die Vorläufer der Gewerbegerichte in den deutschen Territorien (Berliner Fabrikengericht, westfälische Fabrikgerichtsdeputation, Conseils de prud'hommes in den Rheinlanden) dar, weist auf die gescheiterten Bestrebungen in Schlesien und im Königreich Sachsen hin, skizziert die im Revolutionsjahr 1848/49 verkündeten Vorschläge und geht mit Akribie der Frage nach, weshalb die 1849 durch Verordnung geschaffenen preußischen Gewerbegerichte gescheitert sind.

Ein Ausblick auf den Erlass des Gewerbegerichtsgesetzes 1890 schließt die Spurensuche nach Traditionslinien einer „Sondergerichtsbarkeit“ ab, die der Verf. in der Einleitung als Institution definiert, vor der sich „als Parteien in erster Linie freie Lohnarbeiter auf der einen Seite, ihre Vertragspartner als Käufer der Ware Arbeitskraft auf der anderen Seite gegenüberstehen und eine staatliche, keine ständische Instanz die Entscheidung trifft, wobei die dieser Gerichtsbarkeit unterworfenen Gruppen auch auf der Richterbank vertreten sind“ (S.1). Als Ziel hat sich der Verf. die Aufgabe gestellt, die „objektiv

vorhandene Funktion der Arbeitsgerichtsbarkeit im Untersuchungszeitraum“ (S.3) aufzuheben. Obgleich seine Antwort weder originell noch gut belegt ist, verdient sie als grobe Einschätzung Zustimmung: Bis etwa 1830 sei das entscheidende Motiv für die Errichtung spezifischer Organe der Rechtspflege „allein das Disziplinierungsinteresse der Fabrikunternehmer nach Aufhebung des Zunftzwanges“ gewesen, denen es „auf Schnelligkeit des Verfahrens, eigene Hinzuziehung zur Rechtsprechung und Kostengünstigkeit“ angekommen sei (S.179). In der Zeit danach — insbesondere ab 1848 — sei die Befriedungsfunktion immer stärker in der sozialpolitischen Diskussion in den Vordergrund getreten. Konservative Kreise hätten in der Beteiligung der Arbeiterschaft eine Chance gesehen, den Gefahren der Proletarisierung großer Teile der Bevölkerung zu begegnen und den Vierten Stand in das Bismarckreich zu integrieren. Globig selbst will darin — und daraus erklärt sich auch der Titel seiner Schrift — „aufgrund der erreichten sozialen Befriedung“ auch „ein im Sinne des Bürgertums erfolgreiches Entgegenkommen“ sehen, „wenn auch — oder gerade weil — die Bedeutung dieses Schrittes nicht derart ist, daß dadurch grundsätzliche Positionen im Klassenkampf verändert“ worden seien (S.181). Diese These mag im Rückblick auf die Erfahrungen nach Aufhebung des Sozialistengesetzes vertretbar erscheinen, für die Zeit davor läßt sie sich nicht belegen.

Die großen sozialpolitischen Pläne im Vor- und Umfeld der Paulskirche sind, wie wir seit langem aus den Forschungen über die Arbeiterverbrüderung, die Handwerkerbewegung und das Vereinswesen wissen, von der Reaktion unterdrückt worden. Zwar sind in fast allen deutschen Staaten Maßnahmen zum Schutz der Kleingewerbetreibenden erwogen und — wie in Preußen, Hannover, Hessen-Nassau und Bayern — auch verkündet worden. Den Regierungen ging es in erster Linie darum, ein Ventil für den durch Versammlungen, Kongresse und Petitionstürme politisierten Mittelstand zu finden und das konstitutionelle Lager zu spalten. Von sozialen Zugeständnissen an Gesellen und Fabrikarbeiter kann keine Rede sein. Die Vorschläge der sächsischen Kommission für Erörterung der Gewerbs- und Arbeitsverhältnisse und des volkswirtschaftlichen Ausschusses der Paulskirche sind bezeichnenderweise nicht verwirklicht worden. Die Flut der Eingaben an die Parlamente hat zwar eine bis heute nahezu unbekannte Fülle von Initiativen zur Verbesserung des Zugangs der unteren Schichten zu den Gerichten ausgelöst, deren Realisierung ist jedoch unterblieben. Obwohl Globig mit diesen Fakten vertraut ist, zimmert er an einer Traditionslinie, die in der vorgeführten Form nicht zu halten ist. Brüche und Diskontinuitäten prägen dagegen den langen und mühsamen Weg der Entwicklung einer eigenständigen Arbeitsgerichtsbarkeit. Erfreulicherweise haben die Rechts- und Sozialhistoriker mit vereinten Kräften begonnen, die komplexen Zusammenhänge auszubreiten und ihre Erkenntnisse durch Archivmaterial zu untermauern. Seit dem Abschluß von Globigs Untersuchung sind mehrere bemerkenswerte Arbeiten erschienen, die eine vertiefte Einsicht ermöglichen. Hinzuweisen ist auf die bereits 1982 publizierte Dissertation von Karl-Hans Schloßstein, „Die westfälischen Fabrikengerichtsdeputationen. Vorbilder, Werdegang und Scheitern“, auf Günther Bernerts präzise Beschreibung der Einführung der französischen Gewerbegerichte in den von Napoleon annektierten Gebieten in dem von Karl O. Scherner und Dietmar Willoweit 1982 herausgegebenen Sammelband „Vom Gewerbe zum Unternehmen“, und mit besonderer Akzentsetzung auf Peter Schöttlers große Untersuchung über die rheinischen Fabrikengerichte im Vormärz und in der Revolution von 1848/49, deren Ergebnisse bisher nur in Aufsatzform vorliegen (vgl. Zeitschrift für neuere Rechtsgeschichte, Jg.1985, S.160-180) und auf die Dissertation von Gerhard Deter über „Handwerksgerichtsbarkeit zwischen Absolutismus und Liberalismus“, Berlin 1987. Auch der 1984 erschienene Arbeit von Kurt Klauen über die Mitbestimmungsdiskussion in der Paulskirche („Mitverwaltung und Mitverantwortung in der frühen Industrie“) und der 1985 gedruckten, bedeutenden Schrift von Jörg D. Kühne über die Verfassungs- und Grundrechtskonzeption der führenden Mitglieder des Frankfurter Parlaments verdanken nicht nur die Rechtshistoriker neue, aus einer intensiven Beschäftigung mit den Quellen geschöpfte Einsichten über die Vorstellungen zur Bewältigung von Pauperismus und sozialer Krise.

Viele lieb gewordene Stereotypen sind in der Geschichte des Arbeitsrechts fragwürdig geworden. Globig trägt mit seiner, von Prof. Konzen, einem führenden Arbeitsrechtler, betreuten Untersuchung zu diesem Bewußtseinswandel bei. Mögen auch heute Teile seiner Schrift durch den begrüßenswerten Fortschritt der Forschung überholt erscheinen und manche erstaunlichen Lücken im umfangreichen Literaturverzeichnis, wie das Fehlen der „Geschichte der industriellen Mitbestimmung in Deutschland“ von Teuteberg, Frieda Wunderlichs 1946 in den USA publizierter Studie über „German Labor Courts“ und der 1970 verteidigten Dissertation von Albert zu Sachsen über die Reform der sächsischen Gewerbegesetzgebung (1840 - 1861), zu verzeichnen sein, diese Mängel können das — insgesamt gesehen — durchaus positive Bild nur bedingt trüben.

Harald Steindl

LENGER, Friedrich: **Zwischen Kleinbürgertum und Proletariat. Studien zur Sozialgeschichte der Düsseldorfer Handwerker 1818-1878** (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd.71). — Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1986. 332 S., mit 43 Tab. und 5 Schaubildern.

F. Lenger setzt sich zum Ziel, einen Beitrag zur Erforschung der komplexen Klassenbildungsprozesse im 19. Jahrhundert zu leisten und unter diesem Aspekt die kleingewerblichen Verhältnisse Düsseldorfs zwischen 1816 und 1878 im Hinblick auf die Konstituierung der Arbeiterklasse wie des Kleinbürgertums zu untersuchen. Aufgrund dieser Erkenntnisabsicht verbindet L. eine Reihe traditioneller Untersuchungsaspekte der Kleingewerbeforschung mit einer Fülle neuer Fragestellungen, mit denen er einerseits handwerksgeschichtliches Neuland betritt und andererseits die komplizierten Zusammenhänge zwischen der Entwicklung des Kleinbürgertums und des Proletariats im 19. Jahrhundert wesentlich aufhellt.

Ein Hauptvorteil der Untersuchung liegt in ihrer ungewöhnlichen Reflektiertheit und erkenntniskritischen Grundhaltung. Die Fragestellungen, Prämissen, Leithypothesen und -konzepte sowie die verwendete Begrifflichkeit werden eingehend erörtert. Die inhaltlichen Analysen sind durch ein ausgeprägtes Methodenbewußtsein bestimmt, und die erzielten Ergebnisse werden immer wieder auf ihre Reichweite bzw. auf mögliche Fehlerquellen hin betrachtet. Die Darstellungsweise und die in der Arbeit gewonnenen Einsichten wirken daher außerordentlich überzeugend und verleihen den Erkenntnissen der Studie ein hohes Gewicht. Auf dieser Grundlage kommt L. nach einer komprimierten Analyse der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung des Düsseldorfer Handwerks mit der Frage nach der kleingewerblichen Mobilität, Lebenswelt und stadträumlichen Verteilung zu einer Fülle neuer Einsichten und Ergebnisse. Die Herkunft, das Wanderverhalten und die Persistenz der Düsseldorfer Handwerker werden ebenso detailliert und differenziert untersucht wie ihre Aufstiegs- und Abstiegsmobilität oder typische beruflich-handwerkliche Werdegänge, ergänzt durch Ausführungen zur Familien- und Wohnsituation und zu Problemen der „wohnräumlichen Segregation und residentiellen Mobilität“. Eine gewisse Einschränkung liegt darin, daß Lenger aus der Vielzahl der Handwerkszweige nur eine Reihe von Grundhandwerken auswählt und untersucht, wodurch mögliche Abweichungen und Modifikationen aufgrund andersartiger Verhältnisse bei anderen Zweigen unberücksichtigt bleiben. Aber die von ihm getroffene Auswahl ist gut begründet und hinreichend repräsentativ, so daß die gewonnenen Ergebnisse für das Gesamthandwerk verallgemeinert werden können.

Ging aus diesen Studien bereits eine Fülle von Einsichten über die kleingewerbliche Homogenität oder Heterogenität, interne Klassenbildungsprozesse und die vielfältigen Zusammenhänge von Kleinbürgertum und Arbeiterschaft hervor, so tritt diese Gesamtproblematik in den abschließenden Untersuchungen über die Düsseldorfer Handwerker und Arbeiter in der 1848er Revolution und über die Probleme der Organisations- und Vereinsbildung, Parteibindung und gewerkschaftliche Entwicklung in Düsseldorf bis 1878 noch stärker in den Vordergrund. L. gelangt insgesamt zu Ergebnissen, die den bisherigen Forschungsstand häufig modifizieren oder vielfach auch im Widerspruch zu ihm stehen. So wird etwa das vielbehauptete Auseinanderstreben von Meistern und Gesellen im 19. Jahrhundert infragegestellt und als eine Voraussetzung dessen die angebliche Blockade des Übergangs der Gesellen zur Selbständigkeit angezweifelt. Andererseits wird eine hohe immanente Konstanz des Handwerks herausgearbeitet, wodurch die häufig betonten gleitenden Übergänge zur Fabrikarbeit und Fabrikarbeiterschaft relativiert werden. Organisationsgeschichtlich bleibt der handwerkliche Charakter der frühen Arbeiterbewegung in Düsseldorf länger und ausgeprägter erhalten als dem bisherigen Forschungsstand nach anzunehmen war, und die Bedeutung von Liberalismus und vor allem politischem Katholizismus für die Konstituierung von Kleinbürgertum und Arbeiterbewegung erscheinen vielfach in einem ganz neuen Licht. Kritisch anzumerken wäre vielleicht nur, daß der Autor trotz der ständigen Bemühungen, die spezifischen Besonderheiten der Düsseldorfer Verhältnisse herauszustellen und zu berücksichtigen, doch zuweilen seine Ergebnisse etwas zu stark verallgemeinert — auch der Rezensent bleibt in dieser Hinsicht bezüglich der Verallgemeinerbarkeit der Gegebenheiten in Düsseldorf in einem die Revolution von 1848 betreffenden Punkte skeptisch.

Das betrifft aber offene Forschungsfragen und bedeutet keinen Einwand gegen Rang und Wert der Arbeit. Insgesamt handelt es sich um eine wissenschaftliche Leistung ersten Ranges, die im Rahmen ihrer Fragestellung und ihres Forschungsfeldes neue Maßstäbe setzt und den auf diesem Felde Forschenden vor eine Fülle neuer Einsichten und Probleme stellt, mit denen er sich auseinanderzusetzen haben wird.

Jürgen Bergmann

HANSEN, Nils: **Fabrikkinden. Zur Kinderarbeit in schleswig-holsteinischen Fabriken im 19. Jahrhundert** (= Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, Bd.19). — Neumünster: Wachholtz Verlag 1987. 187 S., 4 Abb. und 13 Tab.

An den „Fabrikkindern“ läßt sich der krisenhafte Übergang vom handwerklichen zum industriellen System am deutlichsten ablesen. Von allen Arbeitskräften litten sie am meisten unter den schlechten Arbeitsbedingungen der frühen Fabriken und waren doch besser dran als andere, die hungerten. Diese Kieler volkskundliche Magisterarbeit über die Beschäftigung von Kindern in schleswig-holsteinischen Fabriken zwischen etwa 1830 und 1890 bestätigt die Ergebnisse der vorliegenden Literatur und präzisiert sie für das Untersuchungsgebiet: Die meisten Zeitgenossen sahen in der Kinderarbeit in Fabriken nicht viel anderes als die Fortsetzung der vorindustriellen Kinderarbeit und billigten sie. Die Eltern waren auf den geringen Verdienst der Kinder angewiesen — und sei es, um der drohenden ehrenrührigen Abhängigkeit von der Armenkasse zu entgehen. Die Unternehmer schätzten die jungen Arbeitskräfte wegen der geringen Lohnkosten. Wenn es Konflikte gab, verliefen sie meist zwischen Lehrern, Geistlichen und Gewerbeaufsicht auf der einen Seite sowie den Eltern und den Unternehmern auf der anderen. Dabei ging es mehr um moralisch-sittliche Fragen und die Schulpflicht als um die Gesundheitsgefährdung der Kinder. Der Verf. quantifiziert, soweit möglich, die Fabrikkinden — ihr Anteil an allen Kindern war gering, an allen Arbeitern groß; er stellt die rechtlichen Regelungen dar — nach der Angliederung Schleswig-Holsteins an Preußen 1866 besserten sich die Statistiken und übertrug Preußen seine Arbeiterschutz- und Schulgesetze auf das neue Gebiet. Hansen beschreibt Arbeitszeiten, Tätigkeitsmerkmale, Gesundheitsgefährdung und die Löhne der Kinder (ein Drittel und weniger der Erwachsenen), das Schulwesen und greift auch mentalitätsgeschichtliche Fragen auf (Arbeitserziehung, Selbstbewußtsein, betrieblicher Status). Er wertet dazu ungedrucktes Material aus dem Landesarchiv Schleswig, dem Stadtarchiv Kiel und dem Kreisarchiv Rendsburg aus, ferner gedruckte Quellen und Literatur. Einige der Lücken des Datenmaterials, die der Verf. beklagt, ließen sich möglicherweise mit Hilfe von unternehmenshistorischen Archivalien schließen.

Spezifisch für Schleswig-Holstein war, daß die Kinderarbeit keinen besonders großen Umfang erreichte und erst spät eingedämmt wurde. Beides resultierte offenbar daraus, daß die Industrie des Landes eine gewisse Schwäche und Rückständigkeit aufwies. Die Kinderarbeit war vornehmlich in den kleineren Fabriken mit geringem Maschinisierungsgrad anzutreffen. Zum Teil machten Fortschritte bei der Industrialisierung Kinderarbeit überflüssig, wie Hansen u.a. bei der Textilindustrie demonstriert. Doch er zeigt auch, daß die technische Entwicklung allein die Kinderarbeit nicht beendet hätte, denn in manchen Branchen nahm diese während der Hochindustrialisierung noch zu. Auch die staatlichen Schutzbestimmungen waren lange nicht sehr effizient. Erst das reichsweite Verbot der Fabrikarbeit für die schulpflichtigen Kinder von 1891 brachte grundlegende Abhilfe. Die definitivorisch und quellenkritisch sauber gearbeitete Studie demonstriert, daß die Veränderungen und der Rückgang der Kinderarbeit nur durch das Zusammenwirken von technischem Wandel und den staatlichen Schutz- und Schulgesetzen zu erklären sind.

Günther Schulz

GESTRICH, Andreas: **Traditionelle Jugendkultur und Industrialisierung. Sozialgeschichte der Jugend in einer ländlichen Arbeitergemeinde Württembergs, 1800-1920** (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd.69). — Göttingen: Verlag Vandenhoeck & Ruprecht 1986. 259 S.

MUTSCHLER, Susanne: **Ländliche Kindheit in Lebenserinnerungen. Familien- und Kinderleben in einem württembergischen Arbeiterbaurndorf an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert** (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd.64). — Tübingen: Tübinger Verein für Volkskunde 1985. 179 S.

Die werktätige Dorfbevölkerung in der Magdeburger Börde. Studien zum dörflichen Alltag vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis zum Anfang der 60er Jahre. Hrsg. von Hans-Jürgen RACH, Bernhard WEISSEL und Hainer PAUL (= Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd.66/4). — Berlin/DDR: Akademie-Verlag 1986. 306 S., mit 28 Abb., 4 Karten und 72 Tabellen.

Das Leben der Werktätigen in der Magdeburger Börde. Studien zum dörflichen Alltag vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis zum Anfang der 60er Jahre. Hrsg. von Hans-Jürgen RACH, Bernhard WEISSEL und Hainer PAUL (= Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd.66/5). — Berlin/DDR: Akademie-Verlag 1987. 352 S., mit 46 Abb., 2 Fig. und 49 Tabellen.

Die thematische Nähe — Alltagsleben in einer ländlichen Region im 19./20. Jahrhundert — der im folgenden zu besprechenden vier Arbeiten aus der Bundesrepublik und der DDR provoziert geradezu einen

methodischen Vergleich, zugleich auch die Frage nach dem jeweiligen aktuellen Verständnis von Sozialgeschichte. Wo liegen die Erkenntnisinteressen und -ziele, zu welchen Ergebnissen mit welchem Stellenwert führen die Untersuchungen von vergleichbaren Forschungsgegenständen? Läßt sich eventuell also in den beiden deutschen Staaten eine Annäherung der sozialgeschichtlichen Forschungspraxis ausmachen? Um eine wesentliche Antwort vorwegzunehmen: Trotz der divergierenden ideologischen Prämissen lassen sich Berührungspunkte hinsichtlich des methodischen Ansatzes, sowie der Erkenntnisinteressen und -ziele, zum Teil sogar hinsichtlich der Ergebnisse erkennen.

Die beiden westdeutschen Arbeiten (Dissertationen am Tübinger Ludwig-Uhland-Institut) verstehen sich als Beiträge zur Historischen Sozialisationsforschung und sind — gemeinsamer Projektarbeit entstammend — trotz unterschiedlicher Akzente methodisch und inhaltlich eng miteinander verzahnt. Am Beispiel des Dorfes Ohmenhausen bei Reutlingen (Württemberg) befaßt sich Andreas Gestrich auf der Grundlage demographischer, wirtschafts- und sozialgeschichtlicher Analysen mit dem Familien- und Jugendleben und seinen Wandlungen auf dem Lande während des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg. Susanne Mutschler dagegen betrachtet den gleichen Gegenstand von einem anderen Bezugspunkt her: Ihr mentalitätsgeschichtlicher Ansatz zielt auf eine Analyse des dörflichen Kinderlebens, insbesondere auf eine Rekonstruktion der Verarbeitungskategorien und -formen der Kindheitserfahrungen. Dem unterschiedlichen, sich aber sehr sinnvoll ergänzenden Ansatz zufolge stützt sich Gestrich stärker auf Archivalien, Mutschler fast ausschließlich auf mündliche Überlieferung (Interviews).

Gestrich bemüht sich also darum, die subjektiven und sozialpsychologischen Dimensionen sozialen Wandels aufzuhellen. Dazu schien das Dorf Ohmenhausen besonders gut geeignet, weil hier die Entwicklung von einem Bauerndorf zu einem Arbeiterbauerndorf als Folge der ökonomischen und sozialen Veränderungsprozesse während des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg untersucht werden konnte: In einem geschlossenen Sozialkomplex ließ sich die Frage nach dem Wandel ländlichen Jugendlebens unter dem Einfluß der durch die Industrialisierung veränderten Lebensbedingungen der Jugendlichen besonders stringent verfolgen. Die überzeugend erarbeiteten Ergebnisse der Analyse setzen in Erstaunen: Die Erwartung, daß vom gesamtgesellschaftlichen sozialen und ökonomischen Wandel innerhalb von ein oder zwei Generationen greifbare Auswirkungen auf die Formen des dörflichen Familien- und Jugendlebens ausgegangen sein müßten, wurde enttäuscht. Vielmehr vermag Gestrich nachzuweisen, daß sich im Familienleben auch der zu Arbeitern gewordenen Dorfbewohner die bäuerlichen Autoritäts- wie Wirtschaftsstrukturen erhielten, die — ein wichtiger Aspekt der Untersuchung —, den Kindern in der Partner- und Berufswahl wenig Freiheit ließen; darüber hinaus war festzustellen, daß die traditionellen Formen des Jugendbrauchtums bis zum Ersten Weltkrieg überdauerten und von den Jugendlichen sogar gemeinsam gegen obrigkeitliche Zugriffe verteidigt wurden.

Als Ursachen für diesen erstaunlichen Befund nennt der Verf. in erster Linie zwei Gesichtspunkte: Zum einen war in dieser Sozialeinheit die berufliche und gesellschaftliche Zukunft durch Besitz und soziale Stellung der Familie derart stark vorgezeichnet, ebenso wie die Verhaltenstraditionen und Wertvorstellungen innerhalb der geschlossenen Dorfgesellschaft, daß die Zukunftsperspektiven der Jugendlichen insgesamt sehr eng begrenzt waren. Und — so resümiert Gestrich — „genausowenig wie die Zukunft waren die in der Erziehung vermittelten Werte Gegenstand der Unsicherheit oder des Konflikts.“ Die unangefochtene Verbindlichkeit der kollektiven Sozialisation durch Familie, peer group und Dorfgemeinschaft und das daraus resultierende Bewußtsein von lokaler und sozialer Zusammengehörigkeit ließen den Prozeß jugendlicher Individuation „weitgehend in einer Gruppenidentität aufgehen“, überlagerten somit Gefühle von Selbstsein und individueller Autonomie.

Die fast ausschließlich mit der Methode der ‚Oral History‘ arbeitende Susanne Mutschler baut auf den Ergebnissen Gestrichs auf. Innerhalb der Untersuchungsfelder „Armut und Arbeit“, „Alltagsnöte und -notwendigkeiten“ (Essen, Kleidung, Wohnen, Krankheit), familiäre Erziehung, peer groups und Schule verfolgt die Verf. konsequent ihren mentalitätsgenetischen und -geschichtlichen Ansatz, der — wenngleich auf allzu schmaler Quellenbasis — auf eine Aufdeckung der Verarbeitungskategorien und -formen der dörflichen Kindheitserfahrungen abzielt, so weit diese in den Erinnerungen der Gesprächspartner erkennbar werden. Ihr auf anderem Wege gewonnenes Fazit: Die von Gestrich getroffenen Feststellungen werden weitgehend untermauert; fast unberührt vom sozioökonomischen Wandel und von politischen Katastrophen behalten die tradierten Wertvorstellungen ihre im kollektiven Gedächtnis aufbewahrte Prägekraft; im scheinbar Unbedeutenden und Alltäglichen der dörflichen Lebenswelt scheint ein konsistentes Geflecht dörflicher Normen und Werte auf, die — unangefochten — die individuelle Realitätserfahrung und -interpretation, folglich auch die Erziehung, bestimmen.

So überzeugend die beiden Studien vom methodischen Ansatz, seiner Durchführung und der gewonnenen Aussagen her ausfallen: Die Frage nach den Möglichkeiten und Grenzen der dort exemplifizierten

sozialgeschichtlichen Forschungsansätze bleibt trotz positiver Teilantworten weiterhin gestellt. Erst eine größere Fülle ähnlich angelegter Fallstudien, aber auch eine von den Verf. nicht geleistete bzw. nicht zu leistende Einbettung ihrer Forschungsergebnisse in übergreifende sozialgeschichtliche Zusammenhänge und Entwicklungen könnte die Reichweite und die Relevanz der erprobten Methoden — hier die Verknüpfung von Struktur- und Sozialgeschichte mit dem Instrumentarium der ‚Oral History‘ — genauer bestimmen helfen.

Wie ein Überblick über die einzelnen Beiträge der jüngst im Rahmen der ‚Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte‘, herausgegebenen, von der Akademie der Wissenschaften der DDR (Zentralinstitut für Geschichte), erschienenen Bde zur ‚Lebensweise und Kultur der werktätigen Dorfbevölkerung in der Magdeburger Börde‘ einmal mehr belegt, gibt es erkennbare inhaltliche Berührungspunkte zwischen der Forschung in Ost und West. So enthalten die beiden von Hans-Jürgen Rach, Bernhard Weissel und Hainer Paul herausgegebenen Bde Untersuchungen zur Lebensweise der Bauern (Rach, Bd.4, S.17-103) und Landarbeiter dieser Region (Paul, Bd.4, S.105-178) bzw. zu deren Wandel im 20. Jahrhundert, sie stellen den Prozeß der Bodenreform 1945/46 und die sich daraus ergebenden Folgen für die ‚sozialistische Umgestaltung der Landwirtschaft‘ (Wille, Bd.4, S.221-251) dar, fragen nach Struktur und Funktion der Familie im Leben der ‚werktätigen Dorfbevölkerung‘ (Griepentrog, Bd.5, S.9-106), spüren der Fest- und Fei ergestaltung im Dorfe (Heinrich, Bd.5, S.107-184) nach, untersuchen sprachliche Veränderungen (Schönfeld, Bd.5, S.185-221) und skizzieren die Grundzüge der Schulentwicklung dieses Gebietes nach dem Zweiten Weltkrieg (Matthias, Bd.5, S.223-253).

Direkt vergleichbar sind auch noch wesentliche Erkenntnisinteressen, nämlich ‚in einer großen Übersicht die Veränderungen in Lebensweise und Kultur werktätiger Klassen und Schichten herauszuarbeiten und ihre Ursachen und Triebkräfte dingfest zu machen‘ (Vorbemerkung, Bd.4, S.10); durchaus ähnlich ist auch das methodische Instrumentarium — insbesondere die Methode der mündlichen Befragung. Erstaunlicher noch ist aber, daß trotz der divergierenden ideologischen Vorgaben und des aufgrund des anders gelagerten Untersuchungsschwerpunktes anderen sozioökonomischen Bedingungsgefüges und Entwicklungsprozesses zumindest partiell ähnliche Ergebnisse festzustellen sind. Obwohl die Vorgabe der marxistischen Geschichtswissenschaft, daß nämlich ‚die gesellschaftlichen Individuen als Angehörige der werktätigen Klassen und Schichten in einer bestimmten konkret-historischen Situation‘ zu betrachten und ihre ‚Entwicklungsmöglichkeiten und Perspektiven als Persönlichkeit letztlich durch den Charakter der jeweiligen Gesellschaftsordnung determiniert‘ (ebd., S.11) seien, das Ergebnis der Untersuchung im wesentlichen bereits festzulegen scheint, müssen die Autoren einräumen, daß selbst der in den letzten vierzig Jahren stark beschleunigte Modernisierungsprozeß in der ländlichen Gesellschaft der DDR keineswegs — wie insbesondere am Überdauern familiärer Strukturen erkennbar — ‚einheitlich und nicht zwangsläufig parallel zu den politischen Veränderungen‘ (Bd.5, S.105) verlaufen sei. Diese partiellen methodischen, inhaltlichen und forschungsstrategischen Gemeinsamkeiten täuschen jedoch nicht darüber hinweg, daß sich die Sozialgeschichtsforschung der DDR deutlich um Abgrenzung gegenüber der ‚bürgerlichen Sozial- und Kulturwissenschaft‘ bemüht. Ihrem hier skizzierten Selbstverständnis zufolge sei die Aufgabe der ‚Volkskunde‘ als einer Supplementärdisziplin zur Geschichtswissenschaft neu zu definieren: Nicht mehr nur Erforschung der traditionellen Volkskultur, sondern die Frage nach dem Einwirken der ‚Strategie und Taktik der kämpfenden Klassen, ihrer Parteien und Organisationen [. . .] auf das Alltagsleben‘ der Menschen müsse ihr Hauptziel sein. Mit diesem Forschungsansatz hoffen die Herausgeber und Autoren, ‚die historischen Leistungen der Arbeiterfamilien bei der Herausbildung von Traditionen sozialistischer Lebensweise [. . .] würdigen und ihren Stellenwert im kulturellen Erbe der Arbeiterklasse im Sozialismus‘ (ebd.) genauer bestimmen zu können.

Um diese Absicht umsetzen zu können, bot sich die Untersuchung der Region ‚Magdeburger Börde‘ an, da sich hier auf Grund ‚ihrer ökonomisch-geographischen Besonderheiten [. . .] viele Prozesse früher, rascher und intensiver als anderswo vollzogen‘ (ebd., S.9). Um die Repräsentativität der Untersuchung abzusichern, wurden drei unterschiedliche Dorftypen für die Analyse ausgewählt: ein reines Bauerndorf, ein ‚Gutsdorf‘ und ein stadtnaher Gemeindeverband.

Die Ergebnisse der Untersuchungen sind — ungeachtet ihrer ideologischen Einpassung und möglichen Determinierung — eindrucksvoll: Deutlich wird, daß sich in der Abfolge von drei bis vier Generationen, wenngleich bis 1945 nur sehr zögernd, nach dem Zweiten Weltkrieg, insbesondere aber seit den 1960er Jahren revolutionäre Umwälzungen der Produktionsverhältnisse wie der Produktivkräfte vollzogen, die nachhaltige Wirkungen auf das Alltagsleben der dörflichen Bevölkerung gehabt haben. Insbesondere der planmäßige Übergang zur industriemäßigen Agrarproduktion im Rahmen der sozialistischen Umgestaltung der DDR-Landwirtschaft und die Bildungsreform seit den 1960er Jahren haben einen durch-

greifenden Wandel der Lebensweise zur Folge gehabt. Eine immer wieder nachgewiesene Grundtendenz ist dabei in der Angleichung städtischer und ländlicher Lebensgewohnheiten analog der Angleichung der Arbeitsbedingungen (Arbeitszeit, Art der Tätigkeit, Freizeitverhalten, Mobilität usw.) zu beobachten. Das Ergebnis ist vielfach ein neues kulturelles Profil des Dorflebens, in das erkennbar städtische Einflüsse integriert worden sind. Allerdings scheint — wie oben bereits angedeutet — dieser Prozeß der Symbiose von dörflichen Traditionen und städtischen Innovationen in mancherlei Hinsicht recht widersprüchlich verlaufen zu sein, läßt er doch — wie am Beispiel der Haushaltsführung, der Essgewohnheiten und insbesondere im Fall der nach wie vor weitgehend unveränderten innerfamiliären Rollenverteilung, spricht Überbelastung der Frau — deutlich gewichtige traditionelle Elemente erkennen. Wichtigste Erkenntnis bleibt nach Auffassung der Autoren die starke soziale Homogenisierung innerhalb der dörflichen Bevölkerung selbst, die keine Klassenstrukturen mehr aufweise einerseits und eine unübersehbare Annäherung städtischer und ländlicher Lebensweisen andererseits in Richtung auf eine einheitliche „Industriekultur“, ein Prozeß, dessen bewußtseinsverändernde Wirkungen jedoch — wie offen eingeräumt wird — mit den in dieser Studie angewandten Methoden nicht hinreichend genau zu erfassen waren.

Dieses Defizit ist um so mehr zu bedauern, als gerade an diesem Aspekt die Ergebnisse der sozialgeschichtlichen Erforschung des ländlichen Lebensraumes durch die DDR-Geschichtswissenschaft bzw. durch die bundesrepublikanische Historische Sozialwissenschaft intensiv hätten diskutiert werden können.

Günter J. Trittel

ELSNER, Lothar und Joachim LEHMANN: **Ausländische Arbeiter unter dem deutschen Imperialismus 1900-1985.** — Berlin/DDR: Dietz Verlag 1988. 411 S. mit zahlreichen Tab.

Fremdarbeiter gehören anscheinend zu unserem Industriesystem wie der Rauch zu den Fabrikschornsteinen. Schon im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts gab es im Deutschen Reich 1,2 Millionen ausländische Arbeiter. Polen, Ungarn, Italiener, Russen, Niederländer u.a. waren vor allem in der Landwirtschaft, im Bergbau, im Straßenbau, im Textilgewerbe und in der Metallverarbeitung beschäftigt. Im Juli 1944 waren über 5,7 Millionen ausländische Männer und Frauen in ganz überwiegender Zahl als Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene unter meistens entwürdigenden Umständen in der deutschen Wirtschaft tätig. Lothar Elsner und Joachim Lehmann haben auch ihr Schicksal, ihre soziale wie psychologische Situation untersucht. Die Autoren tun das unübersehbar aus der Perspektive der DDR-Geschichtsschreibung. Die Kernthese ihres Buches läßt sich in einem Satz des Klappentextes zusammenfassen: „Seit seiner Herausbildung“, heißt es dort, „strebte der deutsche Imperialismus danach, ‚billigere‘ ausländische Arbeitskräfte auszubeuten, um so zu Extraprofiten zu gelangen“.

Das vorliegende Buch hat unbestreitbar seine Vorzüge. Es ist zu einem erheblichen Teil aus bislang unveröffentlichten Regierungs- und Behördenakten gearbeitet. Eine Fülle von Einzelinformationen aus den einschlägigen Beständen der zentralen Staatsarchive Merseburg und Potsdam, des politischen Archivs des Auswärtigen Amtes, Bonn, des Geheimen Staatsarchivs, Berlin-Dahlem, um nur die wichtigsten zu nennen, werden dem Leser zur Kenntnis gebracht. Sorgfältig recherchierte Tabellen zu beinahe jedem Einzelaspekt runden das Bild ab. Auf dieser Grundlage behandeln die Autoren Themen wie Deportation und Zwangsarbeit während des Ersten Weltkrieges, Ausländerbeschäftigung und Ausländerpolitik in der Weimarer Republik und Deportation und Zwangsarbeit während des Zweiten Weltkrieges. Rund ein Viertel des Buches nehmen darüber hinaus die Kapitel zur Ausländerbeschäftigung und Ausländerpolitik in der Bundesrepublik Deutschland ein. Stets werden die Aussagen über die jeweilige Regierungspolitik, die jeweilige Strategie der Wirtschaft und die jeweilige Situation der Betroffenen durch Exkurse begleitet, die die Haltung der deutschen Arbeiterbewegung zum Fremdarbeiterproblem beschreiben und kritisch bewerten. Es erstaunt nicht, daß Elsner/Lehmann in diesem Zusammenhang über die ‚Wasserscheide‘ des Zweiten Weltkriegs hinweg eher Kontinuitäten als Diskontinuitäten in der Frage von Fremdarbeiterbeschäftigung und -politik feststellen. Für sie ist das Problem der Gastarbeiter in der Bundesrepublik in eine lange Tradition „reaktionärer, imperialistischer Fremdarbeiterpolitik einzuordnen“ (S.312).

Was hingegen — namentlich im Zeichen von Glasnost — verblüfft, ist die dogmatische Härte, mit der die Autoren ihre Ergebnisse in kanonische Leitsätze pressen, ist die Starrheit, mit der sie in Stil und Inhalt an den Aussagen ihrer Klassiker Marx, Engels und Lenin festhalten. Die Studien, die in der Bundesrepublik zum Themenkomplex erschienen sind, werden einer „opportunistisch-revisionistischen Klassenposition“ zugeordnet (S.13). Selbst so differenzierte Arbeiten wie die von Ulrich Herbert zum Zwangsarbeiterproblem im „Dritten Reich“ fallen unter dieses Verdikt.

Die Situation ausländischer Arbeitskräfte in der kapitalistischen Bundesrepublik ist nach Ansicht der Autoren gegenwärtig düster wie eh und je. Die Lage in den sozialistischen Ländern erscheint demgegenüber in einem hellen Licht. Nach Ansicht der Autoren geben diese Länder „das Beispiel und haben den Beweis erbracht, daß es möglich ist, mit der Schaffung der ausbeutungsfreien Gesellschaften den Arbeitslosigkeit, sozialer Not und Überbevölkerung entspringenden ökonomischen Zwang zur Auswanderung zu beseitigen“ (S.313). Angesichts der Lage in Polen, in Rumänien und in Jugoslawien kann man solche Aussagen nur als Ergebnis eines getrübbten Realitätssinns bezeichnen. Wissenschaft im Elfenbeinturm: Dies scheint danach nicht nur ein Problem bürgerlich-kapitalistischer Länder zu sein.

Ulrich Heinemann

Land der Hoffnung — Land der Krise. Jugendkulturen im Ruhrgebiet 1900 - 1987. Hrsg. von Wilfried BREYVOGEL und Heinz-Hermann KRÜGER. Redaktion: Werner THOLE. — Berlin und Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf. 1987. 287 S., über 200 Abb.

Das Buch ist der Katalog zu einer gleichnamigen Ausstellung, und sein Titel verleitet — Ausstellungstitel haben die Aufgabe, Interesse zu wecken — zu gedanklichen Assoziationen: Was ist mit „Land der Hoffnung“ und „Land der Krise“ gemeint? Erscheint die Jugend als Hoffnungsträgerin in der krisengeschüttelten Region „Ruhrgebiet“, oder befindet sich etwa auch die Jugend dort zwangsläufig mit dem Land im Krisenzustand?

Antworten auf diese Fragen geben die Einleitung und 31 Aufsätze. Sie entwickeln ein differenziertes Bild jugendlichen Lebens im Ruhrgebiet von der Jahrhundertwende bis in die Gegenwart. Behandelt werden die Arbeitswelten junger Berg- und Hüttenarbeiter, historische und gegenwärtige Formen des Jugendprotestes (Wandervogel, Edelweißpiraten, Jugendbünde nach dem Zweiten Weltkrieg, sogen. Halbstarkenklubs, Apo, Punks u.a.), das Leben und die politische Arbeit in proletarischen Jugendorganisationen, die Erfahrungen Jugendlicher in der Zeit des Nationalsozialismus, die Integrationsprobleme jugendlicher Flüchtlinge und Gastarbeiter im Revier, das Freizeitverhalten von Jugendlichen früher und heute (Lesegewohnheiten, Sport- und Musikkultur), Jugendkriminalität und nicht zuletzt die Lebensperspektive von Mädchen in einer Zechensiedlung in den 30er Jahren und die Entwicklung der modernen Frauenbewegung.

Bei der Darstellung der unterschiedlichen Bereiche jugendlichen Lebens verwendet die Mehrzahl der Autoren der Aufsätze biographische Aussagen in Form von Lebenserinnerungen, Tagebuchaufzeichnungen, Briefen, Interviews, aber auch Überreste aus Zeitungen und Akten. Diese Quellen werden ausführlich interpretiert und kommentiert. Dabei werden auch immer die sozialstrukturellen Hintergründe der jeweiligen Epoche berücksichtigt. Zahlreiche Abbildungen der Ausstellung lockern den Text auf und ergänzen ihn durch einen lebendigen visuellen Eindruck. Auf diese Weise gelingt es, interessante Aspekte im Leben von Jugendlichen mit seinen zahlreichen Nöten und Hoffnungen, seinen historischen Wandlungen und Abhängigkeiten eindrucksvoll transparent zu machen. Der Leser erhält detaillierte Informationen über historische Formen jugendlichen Lebens. Berichte über Jugendkulturen, die er selbst erlebt, vielleicht sogar aktiv mitgestaltet hat, provozieren selbstkritische Erinnerung, und die Ausführungen über heutige Äußerungen des Jugendprotestes klären darüber auf, erwecken Verständnis und mahnen zur Toleranz. Die Darstellung konzentriert sich zwar auf die Jugend des Ruhrgebietes, aber einige der behandelten Erscheinungen haben auch anderswo existiert. Insofern regt das Buch zu Vergleichen an und dokumentiert den repräsentativen Charakter der jugendlichen Lebenswelten im Revier. Die Mehrzahl der Aufsätze ist anschaulich und gut verständlich. Man liest sie mit Interesse, weil man etwas über das Handeln, Denken und Fühlen der Jugendlichen erfahren will. Ermüdend wird es jedoch überall dort, wo auf die Beschreibung und Kommentierung des Alltagslebens und dessen unmittelbar bestimmende Einflüsse verzichtet wird. Die Wiedergabe komplizierter sozialpolitischer Konzepte und Theorien zur Erklärung von Entwicklungen und Verhaltensweisen sind der Gefahr ausgesetzt, überblättert zu werden.

Jugendliches Leben im geschichtlichen Prozeß ist außerordentlich vielseitig. Entsprechend differenziert und kreativ sind die konkreten Hoffnungen, die Jugendliche gerade in Krisenzeiten immer wieder entwickeln. Weil das Buch diese Erkenntnis vermittelt, ist es ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der Jugend.

Valentin Marquardt

MERKEL, Wolfgang und Beenhard OLDIGS: **Morgen rot: 80 Jahre Bremer Arbeiterjugendbewegung. 40 Jahre Landesjugendring.** Hrsg. vom Landesjugendring Bremen. — Bremen: Steintor Verlag 1987. 96 S.

Ein doppeltes Jubiläum veranlaßte den Bremer Jugendring 1987 zu beachtenswerten lokalgeschichtlichen Anstrengungen. Im Juni 1907 initiierten Bremer Sozialdemokraten die Gründung der „Jungen Garde“, der ersten Bremer Arbeiterjugendorganisation und im Juni 1947 schlossen sich die neu- oder wiedergegründeten Jugendverbände zum Bremer Jugendtag zusammen, dem direkten Vorläufer des Landesjugendringes, der Arbeitsgemeinschaft der Bremer Jugendverbände. Mit einer Ausstellung und einem reichhaltig mit Fotografien und Dokumenten illustrierten, großformatigen Begleitbuch bemühen sich Herausgeber und Autoren um kritische Aufarbeitung. Wolfgang Merkel und Beenhard Oldigs geht es nicht um eine lückenlose Dokumentation ihres Themas. Sie beanspruchen jedoch aufzuzeigen, wie die Arbeiterjugendbewegung und die nach 1947 im Jugendring zusammengeschlossenen Verbände wichtige gesellschaftspolitische Fragen aufgriffen (S.6). Folgerichtig ordnen sie das Geschehen in den Jugendverbänden in den wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Gesamtprozeß ein und ermöglichen dem Leser Einblicke in Lebenslagen und Lebenswelten nicht nur von organisierten Jugendlichen in den letzten 80 Jahren. Vor allem arbeiten die Autoren eine antifaschistische Kontinuität demokratischer und sozialistischer Jugendarbeit heraus. Da sie mit ihrer Schrift vor allem Nichtfachleute ansprechen wollen, bemühen sie sich, verständlich und lebendig zu schreiben. Gerade wegen der breiten Zielgruppe wäre es jedoch unerlässlich gewesen, nicht nur Ereignisse und Entwicklungen zu beschreiben, sondern sehr viel stärker als dies die Autoren tun, zu interpretieren und zu erklären. Die Publikation fußt auf gedruckten und ungedruckten Quellen aus Beständen des Staatsarchivs Bremen, des Bremer Landesjugendringes und des Archivs der Arbeiterjugendbewegung. Zusätzlich dienen 22 Zeitzeugeninterviews dazu, die Lücken in den schriftlichen Quellen zumindest teilweise zu schließen, vor allem aber den Text aufzulockern (S.7).

Oldigs und Merkel gliedern ihre organisations- und ereignisgeschichtliche Schrift chronologisch, wobei die Kapitel thematische Schwerpunkte enthalten. In der ersten Hälfte des Buches geht es um die Geschichte der Bremer Arbeiterjugendbewegung von der Gründung bis zur Zerschlagung durch den Nationalsozialismus. In der zweiten Hälfte erweitert sich der Blick auf alle Schichten der Jugend und einige der im Jugendring zusammengeschlossenen Jugendverbände. Vom bewegten ersten Jahrzehnt der Bremer Arbeiterjugendorganisation berichten die Autoren im ersten Kapitel. Bedeutende Köpfe der deutschen Arbeiterbewegung fungierten als Geburtshelfer und Lehrmeister der „Jungen Garde“, wie sich die nach süddeutschem Vorbild, also auf politische Bildung und Erziehung ausgerichtete junge Organisation anfangs nannte: Heinrich Schulz, Wilhelm Pieck, Heinrich Brandler, Anton Pannekoek und der als Jürgen Brand bekannt gewordene Emil Sonnemann. Sie verteidigten den neuen Zusammenschluß auch gegen die Skepsis und die Angriffe der Gewerkschaften, die in ihm ein unkontrollierbares Sondergebilde heranwachsen sahen. Während des Ersten Weltkrieges brachen in der Bremer Arbeiterjugendorganisation unterschiedliche Konzepte sozialdemokratischer Jugendarbeit und mithin politische Grundsatzauseinandersetzungen in offenem Konflikt hervor. Gegenüber den parteivorstandstreuen Jugendpolitikern, die die Jugend aus den Richtungskämpfen heraushalten wollten und die Burgfriedenspolitik unterstützten, setzten sich die radikalen Kräfte durch. In den „Bremer Linksradikalen“ erblickten die organisierten Jugendlichen jene Kräfte, die ihre antimilitaristischen und sozialistischen Ideale am reinsten verkörperten. Nach der Jenaer Konferenz, die im April 1916 die organisatorische Spaltung der Arbeiterjugendbewegung einleitete, erlangte diese Strömung zeitweilig überregionalen Einfluß auf die Entwicklung der oppositionellen Kräfte in der Arbeiterjugendbewegung.

Folgt man den Autoren, so scheint das auffälligste Charakteristikum der Bremer Arbeiterjugendbewegung eine durchgehend starke Ausprägung und zeitweilige Dominanz ihrer linken Strömungen gewesen zu sein. Eine eingehende Diskussion über Ursachen und Wirkungen dieses Phänomens sucht man jedoch vergebens. Statt dessen beschränken sich die Autoren darauf, zu beschreiben, wie sich nach Krieg und Revolution ein überschwelliger, von lebensreformerischem und kulturevolutionärem Gedankengut durchtränkter Jugendavantgardismus breitmacht. Dies sowohl im Sammelbecken der linken organisierten Arbeiterjugend, der Freien Sozialistischen Jugend (FSJ), die sich bald in eine relativ starke kommunistische Jugend und verschiedene kleine linkskommunistische und anarcho-syndikalistische und oft nur relativ kurzlebige Gruppen aufspalten sollte. Bis Mitte der zwanziger Jahre blieb die KJ die stärkste Jugendorganisation. Danach wurde sie jedoch von der Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ) überholt. Die Autoren schildern die tristen Arbeits- und Lebensbedingungen der Arbeiterjugend und vor allem das lebensfrohe Kontrastprogramm einer wandernden, singenden, spielenden, tanzenden ernsthaft lernenden und sich zunehmend politisierenden sozialdemokratischen Arbeiterjugend und

einer stärker nach außen hin politisch auftretenden, aktivistischen kommunistischen Jugend, die die politischen Direktiven vor das jugendliche Eigenleben gestellt hat. Daneben informieren die Autoren über die wesentlichen politischen Auseinandersetzungen innerhalb der Jugendorganisationen und zwischen ihnen, über ihr Verhältnis zur Republik und zu ihren jeweiligen „Mutterorganisationen“. Man erfährt aufschlußreiche Details, beispielsweise über die Gewerkschaftspolitik der KJ, die „Mädelfrage“ in der SAJ oder die Herausbildung einer starken Linksoption in der SAJ, die in der organisatorischen Abspaltung zum Sozialistischen Jugendverband (SJV) kulminierte, womit in Bremen die Grundlage der SAP gelegt wurde.

Deutlich schwächer als die Kapitel zur Weimarer Republik ist das Kapitel über Verfolgung und Widerstand von Mitgliedern der Bremer Arbeiterjugendbewegung. Hier hätte eine gründlichere Quellenarbeit und die Befragung weiterer Zeitzeugen womöglich mehr als eine, wie die Autoren selbst zugestehen, „ausschnittshaft Darstellung“ (S.48) ermöglicht.

Was war das für eine Jugend, die, befreit von Drill und Drillich, den Zusammenbruch von Weltbildern und Nahrungsversorgung erlebte? Welche Spuren hatten die Nazi-Erziehung und die Einflüsse einer in Auflösung begriffenen Gesellschaft in ihnen hinterlassen? Leider teilen die Autoren darüber kaum etwas mit. Nur, daß sie von Politik „sprichwörtlich die Schnauze voll“ (S.50) hatte, was immer das bedeuten soll. Im Detail wird der Leser informiert, wie die amerikanische Besatzungsmacht versuchte, der deutschen Jugend ihren „way of life“ nahezubringen, vor allem in den amerikanischen Jugendclubs und durch eine Jugendpolitik, die vordergründig unpolitische und kulturell ausgerichtete Jugendverbandsarbeit bevorzugte. Jugendfunktionäre der Verbände sollten durch praktischen Anschauungsunterricht in den USA befähigt werden, als Multiplikatoren amerikanischer Wertvorstellungen zu wirken, und in kompetenzlosen parlamentarischen Zirkeln sollten die Jugendfunktionäre demokratisches Prozedere einüben. Selbst antifaschistische politische Jugendarbeit konnte zunächst nur im — überwachten — Verborgenen begonnen werden. Die ehemaligen Jugendorganisationen der Arbeiterbewegung formierten sich neu: SAJ und Kinderfreunde fanden sich zu einer Organisation, der SJD-Die Falken zusammen. Ihrer veränderten politischen Strategie entsprechend setzten die Kommunisten auf die FDJ, die als die stärkste und aktivste Bremer politische Jugendorganisation in den ersten Nachkriegsjahren vorgestellt wird. Die Gewerkschaftsjugend schließlich erlebte auf der Grundlage einer Einheitsgewerkschaftsbewegung eine rasante Mitgliederentwicklung. Über die Neugründung der anderen Jugendorganisationen kann man jedoch nichts erfahren. Wichtige Fragen, wie etwa danach, welche Auswirkungen veränderte Gesellschaftsstrukturen, die Auflösung der traditionellen weltanschaulich gebundenen Sozialmilieus, oder aber die aufkommende Jugendkulturindustrie in den fünfziger Jahren mit der ersten Krise der Jugendarbeit — damals in allen Jugendverbänden heftig diskutiert — hatten, werden nur flüchtig angedeutet. Verdienstvoll ist jedoch, daß ausführlich auf ein verdrängtes Kapitel bundesdeutscher Nachkriegsgeschichte hingewiesen wird: die Kriminalisierung der FDJ im Rahmen des Ausbaus Westdeutschlands zum antikommunistischen Bollwerk. Weiter werden Entstehung und Arbeitsschwerpunkte des Bremer Landesjugendrings, der sich vom Jugendparlament, das den Amerikanern zur Durchsetzung ihrer Reeducation diente, zur Arbeitsgemeinschaft der Jugendverbände mauserte, in chronologischer Folge geschildert. Der Schutz der Bremer Jugend vor „Schmutz und Schund“-Literatur wird ebenso angeführt wie der antikommunistische Konsens aller im Jugendring vertretenen Verbände — schon 1950 war die FDJ aus dem Bremer Jugendring hinausgeworfen worden und man hatte ihr obendrein untersagt, städtische Jugendheime zu benutzen. Erste Risse bekommt das Bild einer braven, angepaßten und voll ins politische System integrierten Verbändejugend in der Auseinandersetzung um die Wiederbewaffnung. Jedoch erst die Ostermarschbewegung und vorsichtige erste Kontakte zu den östlichen Nachbarn markieren erst der fünfziger, Anfang der sechziger Jahre einen Aufbruch der Jugendverbände aus braver jugendpflegerischer Bescheidung. Besonders CVJM, SJD-Die Falken und Gewerkschaftsjugend suchten in Kontakten mit den Ländern jenseits des „Eisernen Vorhangs“ eine Möglichkeit der Aufarbeitung der faschistischen deutschen Vergangenheit. Lebhaft schildern die Autoren abschließend, wie einige der bisher so braven Jugendverbände den antiautoritären Elan der Jugendrevolte gegen Ende der sechziger Jahre mittragen. — Ohne eine Bewertung des Ertrages dieses neuen Aufbruchs bricht die Darstellung ab.

Ihren eigenen Anspruch konnten die Autoren nicht ganz einlösen. Gerade weil es ihnen darum ging, geschichtliche Prozesse für Nicht-Historiker verständlich zu machen, hätten sie gut daran getan, Erklärungen anzubieten und kontroverse Interpretationen zu diskutieren. Dieses aber ist ihnen in der Präsentation vieler Details aus den Händen gegliitten. So ist ein Buch herausgekommen, über das sich eigentlich schlecht diskutieren läßt. Viele Oberflächlichkeiten, einige ärgerliche sachliche Flüchtigkeitsfehler und stilistische Schwächen deuten daraufhin, daß das Buch „rechtzeitig zum Jubiläum“ hatte fertigwerden müssen.

Roland Gröschel

OBERMANN, Karl: **Die Wahlen zur Frankfurter Nationalversammlung im Frühjahr 1848. Die Wahlvorgänge in den Staaten des Deutschen Bundes im Spiegel zeitgenössischer Quellen.** — Berlin/DDR: VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften 1987. 324 S.

This is an odd book. Essentially a reference work in the guise of a monograph, it is at once absolutely indispensable and infuriatingly unreadable. Karl Obermann has of course long been one of the most important historians in the German Democratic Republic; and this study is manifestly the result of many years of indefatigable study and research. In the absence of the *Wahlakten* for the election of delegates to the Frankfurt National Assembly in the spring of 1848, the author has set out painstakingly to reconstruct the electoral practices and processes used by each German state that sent delegates to the Assembly. The range of sources that he has utilized is daunting, even breathtaking. Among other things, he has made use of more than sixty newspapers and consulted the holding of more than eighty archives in the two German states, Poland, Austria, and Hungary. Not surprisingly, the electoral process in Prussia gets special attention, with chapters devoted to each of that kingdom's eight provinces; but all the other German states, down to the Lippe and the Thuringian states, get judicious and extensive treatment as well. The author's achievement is especially remarkable when one bears in mind that big gaps exist in many archival records, and that many still-extant materials reflect wide regional variations in electoral practices, techniques of record-keeping, etc.

Effectively organizing such a huge and disparate, yet incomplete, body of materials creates a number of obvious difficulties. The author has bravely attempted to surmount those difficulties by presenting the material according to a scheme that he describes on p.8; thus each chapter contains information on such things as population and occupational structures, political institutions, the electoral process in the spring of 1848, statistics concerning voter eligibility and turnout, etc. Especially interesting and important are his detailed lists of *Urwähler* and *Wahlmänner* according to occupational categories.

Obermann has performed a vital service with this book, and anyone who studies the events of 1848 will be in his debt. Still, it is not an easy book to use. Perhaps because of the difficulty of establishing analytic techniques through which the material could be presented (e.g., statistical tables or charts), the author makes use of a semi-narrative style. Given the complete absence of an index and a detailed table of contents, comparative study or analysis of, for example, turnouts of *Urwähler* in several Prussian provinces involves tedious leafing through a densely printed body of text. Is there in fact no way that the material could have been presented more easily and accessibly? As noted above, the book is essentially a reference work, and many users will thus be interested in problems of sources and source availability. But the author does not really deal with such things. The non-expert reader is left to ask, for example, why in the chapter on Bavaria there are no references to the holdings of the Bayerisches Hauptstaatsarchiv in Munich. Does it contain no documents relative to the National Assembly elections of 1848? Why not? The reader can only wonder about such things; the addition of an essay on sources would have resolved many difficulties of that sort. Moreover, the book ends far too abruptly, without any concluding reflections at all.

The book could also have been more carefully proofread. Thus, for example, on p.217 Bennigsen's name appears as „Benningsen“, while on p.220 Langenhagen is incorrectly rendered as „Langenhagen“. And on p.265 we learn that „206 Urwälder beteiligten sich am 28. April im 3. Wahlbezirk (Marien-Quartier mit 7045 Einwohnern) an der Wahl von 14 Wahlmännern“!

In short, this study is an essential reference for anyone who is seriously interested in the events of 1848 in Germany, but the author's exemplary research has been poorly served by the book's awkward structure and by occasional editorial sloppiness. That is a shame, for in most respects it is an admirable achievement.

David E. Barclay

BAJOHR, Frank: **Zwischen Krupp und Kommune. Sozialdemokratie, Arbeiterschaft und Stadtverwaltung in Essen vor dem Ersten Weltkrieg** (= Essener Beiträge zur Geschichte der Sozialdemokratie und Arbeiterbewegung, Bd.3). — Essen: Klartext-Verlag 1988. 219 S.

Nun haben wir zu den nicht wenigen Lokalstudien über die SPD vor 1914, die wir bereits besitzen, eine weitere. Und zwar schon vom lokalen Rahmen her eine wichtige: Im Laufe des 19. Jahrhunderts entwickelte sich Essen von einem bescheidenen Landstädtchen zu einer der größten Städte des Deutschen Reiches, zur größten des Ruhrgebietes; bei der Volkszählung in Preußen 1910 wurden rund 295 000 Einwohner ermittelt.

Die Sozialdemokratie hatte es schwer in Essen, dank Krupp und dank des sozialen Katholizismus. Das Verhältnis zu den katholischen Arbeitervereinen und zum Zentrum war in den 70er Jahren zunächst

freundlich gewesen, doch nach dem Neubeginn 1890 — das Sozialistengesetz hatte die sozialistische Parteirichtung praktisch ausgelöscht — entwickelte sich eine erbitterte Feindschaft zwischen beiden Richtungen der Arbeiterbewegung. Bei der Reichstagswahl 1893 entschieden die Sozialdemokraten in der Stichwahl den Sieg des „nationalen“ Kandidaten Friedrich Alfred Krupp über den Zentrumskandidaten, den ehemaligen Krupp-Arbeiter Gerhard Stötzel. Unverständnis und Kopfschütteln auf Jahre hinaus in der Gesamtpartei; Bebel auf dem Hamburger Parteitag 1897: „Es ist eine Thatsache, die der Delegierte von Essen kaum wird bestreiten können, daß bei der letzten Stichwahl zwischen Krupp, dem Besitzer von Essen, möchte ich sagen, und Stötzel, dem einzigen ehemaligen wirklichen Arbeiter im Zentrum, der als solcher genöthigt war, für die Arbeiterforderungen einzutreten und sich daher oft bei Abstimmungen [im Reichstag] vom Zentrum trennte, dieser durchgefallen und Herr Krupp durch die Stimmen der Sozialdemokraten in den Reichstag gekommen ist. (Hört! hört!) Kann es denn einen noch größeren Hohn geben?“ Darauf der Essener Delegierte: „Die Vorwürfe, die Bebel gegen uns erhoben hat, weil wir in der Stichwahl für den Genossen Krupp (Stürmische Heiterkeit) gestimmt haben, muß ich als richtig hinnehmen. Aber die Erbitterung gegen das Zentrum war in den Massen so groß, daß wir sie nicht dämpfen konnten“.

Den Hauptgrund für die langanhaltende Überlegenheit des Katholizismus sieht Bajohr in dessen lokaler Sozialpolitik: basisnah und alltagsbezogen, verkörpert in der Betreuung durch Pfarrer und Gemeindegewerkschaften, durch ein weitverzweigtes Vereinsnetz, durch die ausgedehnte und intensive Tätigkeit von Arbeitersekretariaten. Der „Volksverein für das katholische Deutschland“ erfuhr in Essen eine betont soziale Ausrichtung. Demgegenüber wirkte die Sozialdemokratie theorielastig und mit ihrer ausschließlichen Orientierung auf die „großen“ politischen Fragen alltagsfern.

Der zweite große Stein auf der Bahn der Sozialdemokratie war die Firma Krupp, der dominante Riesenbetrieb, neben dem der Bergbau eine durchaus zweitrangige Rolle spielte. Bis zur Jahrhundertwende galt in der Gußstahlfabrik der Grundsatz, „daß stets die Kündigung ausgesprochen wird, wenn eine Tätigkeit eines Arbeiters [. . .] in sozialdemokratischer Richtung innerhalb oder außerhalb des Dienstes sichtbar wird“. Die Peitsche wirkte deshalb besonders hart, weil die Firma gleichzeitig ein Netz von Wohlfahrtseinrichtungen aufgebaut hatte, die den Betriebsangehörigen mancherlei Vorteile einbrachten, allerdings mit einer bezeichnenden Kehrseite. Insbesondere ist hier die werkseigene Pensionskasse hervorzuheben, an deren Finanzierung zwar alle Belegschaftsmitglieder beteiligt waren, deren Leistungen jedoch nur ein Teil genoß: Nach 40jähriger ununterbrochener Zugehörigkeit zur Firma wurde man pensionsfähig, wer vorher kündigte oder wer zwischendurch woanders gearbeitet hatte, dessen Beiträge waren verfallen. Die Sozialdemokraten sprachen polemisch von „Wohlfahrtsplage“ und hatten damit auch einige Resonanz, aber ihre Attacken hatten keinerlei Wirkung. Ein Wirtschaftsjournalist (Wilhelm Kley, „Bei Krupp. Eine sozialpolitische Reiseskizze“) schilderte 1899 die Firma als quasi sozialistenfreien nationalen Musterbetrieb.

Nimmt man die Reichstagswahlen als Maßstab — und Bajohr setzt sich hier deutlich von Lutz Niethammer ab, der die Stimmabgabe von Arbeitern für Zentrum und Nationalliberale für bedeutungslos erklärt hat, „ein Firnis von akzidentiellem Konsens, der keine Krise überstehen würde“ —, so war das Zentrum die stärkste, die Nationalliberalen (in Essen eine protestantische Sammelbewegung mit nicht unbeträchtlichem Anhang auch in der Arbeiterschaft) die zweitstärkste politische Richtung. Der Wahlkreis Essen ging in ununterbrochener Reihenfolge an das Zentrum, mit der einzigen Ausnahme der eingangs erwähnten Wahl von 1893; die Nationalliberalen kamen immer dann dicht an das Zentrum heran, wenn der Chef der Firma Krupp persönlich kandidierte. Die Sozialdemokraten lagen hinter beiden Richtungen weit abgeschlagen auf dem dritten Platz.

Dieses Bild änderte sich ab der Jahrhundertwende. Symptomatisch für das kräftige Aufholen der Sozialdemokratie war die Reichstagswahl von 1903, bei der die Nationalliberalen auf Platz 3 zurückfielen, der Stimmenanteil der SPD von 7,1 auf 28,3% anstieg (die Stichwahl ging mit 45,3 gegen 54,7% an das Zentrum). Bei Krupp wurden stillschweigend die Führungsgrundsätze revidiert: Sozialdemokratische Betätigung außerhalb des Betriebes wurde nicht mehr sanktioniert. Die Aufwärtsentwicklung der SPD hielt bei den weiteren Wahlen an, auch in den Kruppschen Werkskolonien (abgeschlossene Inseln, zu denen „Fremde“ keinen Zutritt hatten). Freilich nicht ohne auf Gegenwehr zu stoßen: Die Firma intensivierte ihre Stammarbeiterpolitik, d.h. die Stärkung und Begünstigung der Stammarbeiter bei möglicher Ausgrenzung des „mobilen“ Teils der Belegschaft, und sie führte Regie bei der Gründung des „Nationalen Werkvereins“ 1908, den sie erfolgreich direkt und indirekt förderte; die Firma wurde eine Hochburg der „Gelben“ im Ruhrgebiet.

Bei der Analyse des Durchbruchs der SPD nach der Jahrhundertwende — übrigens auch in anderen Teilen des Ruhrgebiets — setzt sich Bajohr mit Karl Rohe auseinander, der als Ursache die starken

Zuwanderungen der 90er Jahre bezeichnet, die die Integrationskraft der angestammten politisch-kulturellen Milieus überstiegen und in erster Linie den Sozialdemokraten zugute gekommen seien. Bajohr stimmt dem zu, jedoch nur unter mehreren Einschränkungen: Die Zuwanderungen seien die Bedingung der Möglichkeit des SPD-Durchbruchs gewesen, „doch hing die politische Wirkung der Zuwanderungen von der Integrationskraft der bestehenden politischen Milieus ebenso ab wie von der Frage, ob und wie die Zuwanderungen die strukturelle Zusammensetzung der Ruhrarbeiterschaft und der Belegschaften in den Betrieben zugunsten der Sozialdemokraten veränderten“ (S.40). Für Essen sieht Bajohr diesen Fall als gegeben und behauptet einschneidende Veränderungen auf drei unterschiedlichen Ebenen:

1. Der schwerindustrielle Betriebspaternalismus, auf dem das „nationale“ Lager aufbaute, verlor infolge von Umstrukturierungs- und Differenzierungsprozessen in den Belegschaften an politischer Bindewirkung.
2. Die SPD ließ sich partiell — wenn auch zögernd — auf die politischen Traditionen und Besonderheiten der Ruhrregion ein.
3. Im Zuge des „Munizipalsozialismus“, getragen von einer reformorientierten kommunalen Bürokratie, entwickelten sich die größeren Ruhrgebietsstädte zu sozialen Gestaltungsfaktoren, die den Übergang zu einer neuen überlokalen, stärker urbanisierten und strukturierten Ruhrgebietsgesellschaft jenseits der alten Milieus und Lebenswelten markierten (S.40f.).

Diese drei Bereiche werden in je einem eigenen Kapitel entfaltet, belegt mit einer Fülle von Details, die in der Summe ein Bild der Essener Arbeiterbewegung ergeben, das deren Besonderheiten plastisch werden läßt. Eine Hauptthese lautet, daß sich die SPD vor allem auf die mobilen hochqualifizierten jungen, meist unverheirateten Arbeiter stützte, die ohne religiöse Bindung einerseits, ohne lokale Bindung an die Stadt andererseits nach Essen kamen. Den typischen Kruppschen Stamarbeiter, gelb organisiert oder unorganisiert, kennzeichnet er als materiell angewiesen auf die Wohlfahrtseinrichtungen der Firma, mit zahlreicher Familie, in fortgeschrittenem Alter oder von Invalidität bedroht; Bajohr bemüht sich, ihm jenseits zeitgenössischer sozialdemokratischer Polemik („Heloten von Geldsacks Gnaden“ usw.) gerecht zu werden.

Meine Kritik möchte ich da ansetzen, wo die Darstellung eine zu einlinige Erfolgsgeschichte der SPD und der Gewerkschaften zu werden droht. Gewiß, die Kruppsche Stamarbeiterpolitik und der Aufbau der Gelben entfalteten nicht die Durchschlagskraft wie bei Siemens in Berlin nach dem großen Streik der Elektroarbeiter 1905. Aber kann man Bajohr folgen, wenn er schreibt: „Die Zeichen schleichenden Zerfalls in der scheinbar glänzend stabilisierten betrieblichen Ordnung [bei Krupp] waren [...] vor dem Ersten Weltkrieg nicht mehr zu übersehen“? (S.83). Als Beispiel führt er die Wahlen zur Betriebskrankenkasse 1914 an: Trotz über 10 000 Mitgliedern erhielt der gelbe Werkverein lediglich 5320 Stimmen, während die freien Gewerkschaften ein Stimmenergebnis von 11 395 = 42,1%, die christlichen Gewerkschaften von 9 260 Stimmen erzielten. Nahezu die Hälfte aller Mitglieder des Werkvereins hatte somit für die sozialdemokratischen und christlichen Kandidaten votiert. Bajohr kommentiert, viele Arbeiter seien mithin dem Werkverein „lediglich aus vordergründigen, zweckrationalen Motiven beigetreten“. Muß man nicht mindestens ebenso betonen, daß diese Arbeiter zwar Gewerkschafter wählten, weil sie eine starke Vertretung ihrer Interessen wünschten, aber sich deshalb noch lange nicht in den Gewerkschaften organisierten, sondern im Werkverein blieben, und zwar durchaus nicht „vordergründig“? Oder ein noch deutlicheres Beispiel: Bajohr schildert, wie die SPD ab 1908 auch den kommunalpolitischen Durchbruch schaffte und zunächst ein Mandat, dann zwei weitere in der Stadtverordnetenversammlung errang. Das liest sich wie eine weitere Erfolgsgeschichte (S.181-188). Hier vermisste ich den Hinweis, daß die Essener Stadtverordnetenversammlung insgesamt 58, nach den letzten Eingemeindungen vor dem Krieg 62 Sitze umfaßte; angesichts dessen waren zwei Mandate (das dritte wurde in einer Ersatzwahl errungen und ging bereits nach kurzer Zeit zuende) mehr als bescheiden, und selbst dieser Bestand war keineswegs gesichert. Die vielen Barrieren, die das preußische Kommunalwahlrecht für die Arbeiterbewegung aufrichtete, wurden in anderen Industriestädten wie Elberfeld, Barmen, Remscheid usw. weit besser genommen, die kommunalpolitische Repräsentanz der Essener SPD war und blieb marginal.

Nur knapp hält sich Bajohr beim inneren Profil der Essener SPD auf. Die überwiegende Mehrheit des Ortsvereins stand auf dem radikalen Flügel der Partei, mit Zügen von Resignation im letzten Jahr vor dem Kriege, daneben bestand eine klar konturierte reformistische Minderheit, angeführt von dem bekannten Bergarbeiterführer Otto Hue. Woher dieses Profil? Zunächst meint Bajohr: „Neben der Jugendlichkeit und überlokalen Orientierung vieler Essener Parteimitglieder dürfte vor allem die Konkurrenz zur lokal dominierenden Zentrumspartei, die sich im Ruhrgebiet als pragmatisch-soziale

Reformpartei begriff, den Arbeiterradikalismus im ‚Wilden Westen‘ des Ruhrgebietes gefördert haben. Im stärker protestantisch geprägten Osten des Ruhrgebiets um Bochum und Dortmund zeichnete sich die SPD hingegen durch einen eher pragmatisch-konservativen Parteikurs trotz nahezu identischer sozio-ökonomischer Strukturen aus“ (S.100). Ich halte diese Korrelierung für fragwürdig, wenn nicht unzutreffend. In Hamborn etwa hatte der Arbeiterradikalismus nichts mit der Konkurrenz zum Zentrum zu tun, das dort auch keineswegs eine pragmatisch-soziale Reformpartei war; oder man nehme Hamm: die Stadt katholisch geprägt, ein starkes Zentrum, die SPD reformistisch. Wir brauchen einfach weitere Lokalstudien. Zustimmung kann ich dagegen Bajohr, wenn er sich skeptisch gegenüber Mary Nolan äußert, die in ihrer Studie über die Düsseldorfer SPD die These vertreten hat, daß der Radikalismus dieses Ortsvereins sich aus politischer Ausgrenzung und Mangel an Integration herleiten lasse. Bajohr vergleicht hierzu Essen (mehrheitlich radikal) und Dortmund (mehrheitlich reformistisch) und stellt fest, daß konträr dazu „die Möglichkeiten sozialer Reformpolitik, bedingt durch eine sozial engagierte Grundhaltung der Essener Kommunalverwaltung, in Essen weitaus besser als in Dortmund entwickelt waren“ (S.101).

Damit bin ich beim letzten Punkt, dem Essener „Munizipalsozialismus“. Das entsprechende ausführliche Kapitel (S.116-197) möchte ich ausdrücklich hervorheben. Es ist schon erstaunlich, was diese vom Geist der Sozialreform erfaßte Stadtverwaltung unter Führung des berühmten Oberbürgermeisters Erich Zweigert leistete, in der Wohnungs- und Bodenpolitik, bei der Arbeitsvermittlung, bei aktiver Beschäftigungspolitik gegen Arbeitslosigkeit, bei der Schaffung von Tarif- und Einigungsämtern. Zu recht zeichnet Bajohr so detailliert das wohl einzigartige Profil nach, das die Essener Stadtverwaltung im Laufe der Jahre gewann, ihren Mut, sich auch gegen mächtige Kapitalinteressen zu stellen, so 1905 bei der aufsehenerregenden Parteinahme Zweigerts in einem großen Konflikt im Baugewerbe zugunsten der ausgesperrten Bauarbeiter, aber auch die doppelten Grenzen dieses „Munizipalsozialismus“. Die äußere Grenze: Die Bauindustrie ließ sich zwar reformieren, die Schwerindustrie dagegen ließ sich nichts aus der Hand winden, weder in der Frage der Arbeitsvermittlung noch in der der Tarifverträge. Die innere Schranke, begründet in der Einstellung der Reformer selbst: Gegenüber der SPD blieben sie auf strikter Distanz. So befürworteten sie zwar eine vorsichtige Modifikation des Dreiklassenwahlrechts, lehnten aber dessen Beseitigung ab. Auch sonst klagten die Sozialdemokraten über mancherlei Benachteiligung durch die Stadtverwaltung.

Ob der Modernisierungs- und Urbanisierungsschub, den der „Munizipalsozialismus“ bewirkte, von den Reformern unbeabsichtigt, der SPD zugutegekommen ist (S.41 und S.195), wie Bajohr meint, müßte m.E. untersucht werden; belegt ist es nicht. Beachtenswert scheint mir der Versuch, das gängige Bild vom Ruhrgebiet als einer Region schärfster Klassenspannungen zu relativieren: Übersehen werde dabei, „daß das Ruhrgebiet vor 1914 auch Experimentierfeld neuer Formen der Klassenkooperation war“ (S.155). In dieser Formulierung steckt freilich eine Übertreibung: Dazu war die Essener Stadtverwaltung zu sehr die Ausnahme, die man andernorts nicht nachahmen wollte und in der Regel auch nicht nachahmen konnte.

Erhard Lucas

NEUHAUS, Rolf: Arbeitskämpfe, Ärztestreiks, Sozialreformer. Sozialpolitische Konfliktregelung 1900 bis 1914 (= Schriften der Gesellschaft für Sozialen Fortschritt e.V., Bd.22). — Berlin: Duncker & Humblot 1986. 389 S.

Auf den ersten Blick sind es zwei recht disparate Konfliktfelder der wilhelminischen Gesellschaft, die der Verf. dieser Bonner Dissertation unter ein Dach bringt. Die beiden Hauptkapitel stehen denn auch weitgehend unverbunden nebeneinander, was sich jedoch, je mehr man von der Arbeit zur Kenntnis nimmt, nicht als gravierendes Problem erweist, weil als Klammer die Frage nach dem Verhalten der bürgerlichen Sozialreformer zum „Klassenkampf“ und zum „Kassenkampf“ dient. Im Mittelpunkt steht also diese sich im wesentlichen aus dem Bildungsbürgertum rekrutierende Gruppe von Personen, die die sozialen Zerklüftungen des Kaiserreichs durch die Suche „nach einem ‚Dritten Weg‘ zwischen sozialer Revolution und sozialpolitischer Reaktion“ überwinden wollte (S.19). Nachdem in den letzten Jahren mehrere allgemeinere Darstellungen der bürgerlichen Sozialreform erschienen sind, prüft Neuhaus hier an zwei konkreten Bereichen im engen Zeitraum von etwa zehn Jahren Anspruch und Realität sozialreformerischen Handelns.

Das erste Hauptkapitel — gut zweihundert Seiten lang — behandelt die Einschätzung von Streiks und Aussperrungen durch die bürgerlichen Sozialreformer nach 1900, beginnend mit dem Crimmitschauer Textilarbeiterstreik 1903/04 und dem Ruhrbergarbeiterstreik 1905, und verfolgt vor allem ihre Bemühungen, schlichtend einzugreifen sowie den Abschluß von Tarifverträgen als streikverhütende

„Spielregel“ allgemeinverbindlich zu machen, die Formen des „Klassenkampfes“ also zu entschärfen. Das zweite Hauptkapitel — gut hundert Seiten lang — widmet sich dagegen dem „Kassenkampf“, der nach der Gründung des sogen. Hartmannbundes im Jahre 1900 „eine neue Dimension“ erhielt, weil dieser Interessenverband der Ärzte von nun an mit geradezu gewerkschaftlichen Methoden den Krankenkassen gegenübertrat (S.245). Konfliktkationalisierung durch Organisation habe auch hier, so der Verf., zur Konfliktverschärfung geführt und die bürgerlichen Sozialreformer auf den Plan gerufen. Allerdings engagierten sich diese, trotz partieller Anerkennung einiger Ärzteforderungen, hier eher auf der „Arbeitgeberseite“, d.h. auf der Seite der Kassen, die als vom Staat geschaffene soziale und als fortschrittlich begrüßte Einrichtungen „das Wohl der Arbeitermitglieder“ im Auge haben mußten (S.266). Streitpunkt war hier die freie Arztwahl der Patienten; sie wurde in sozialreformerischen Kreisen als „Daumenschraube zur Verwirklichung standesegoistischer Zwecke“ (S.208) interpretiert. Lief die sozialreformerische Debatte im erstgenannten Konfliktbereich zunächst auf die Forderung eines Tarifvertragsgesetzes hinaus, so im zweiten auf Versuche, auf die geplante Reichsversicherungsordnung (RVO) Einfluß zu nehmen, wobei die Sozialreformer in beiden Fällen den Schlichtungs-, Schiedsgerichts- und Einigungsregelungen große Bedeutung beimaßen. Vor allem setzten sie auf das Einwirken des Staates; hier erweisen sie sich als ausdrückliche Wegbereiter des späteren Sozialstaats. Entsprechend deutlich fiel dann ihre Kritik aus, als sich z.B. abzeichnete, daß der Gesetzgeber in seinen RVO-Entwürfen den Ärzten entgegenkam — ihr Urteil über das Gesetzeswerk von 1911 lautete dann: „ein Versagen des Gesetzgebers in Lebensfragen allerersten Ranges“ (S.343). Dagegen strebten sie ein Tarifvertragsgesetz zu diesem Zeitpunkt nicht mehr als wichtigstes Ziel an, nachdem 1910 erstmalig eine Reichsgerichtsentscheidung Tarifverträge für rechtsverbindlich erklärt hatte, die Verrechtlichung des Verhältnisses der Klassenkampfgegner zueinander also ein Stück vorangekommen war. Der „Kassenkampf“ schien dann 1913 ein Ende gefunden zu haben, als in dem sogen. Berliner Abkommen eine Einigung zwischen den Kassen- und Ärzteverbänden erzielt wurde, die die Sozialreformer — wie Neuhaus betont — wohl zu Unrecht und infolge von Fehlinterpretationen freudig begrüßten, stellte es doch aus der Rückschau gesehen jene „entscheidende Wende in den Beziehungen zwischen Ärzten und Krankenkassen zugunsten der Ärzte dar“ (S.353), die die Sozialreformer gerade hatten verhindern wollen.

Das knappe, aber einleuchtende Resümee des Verf. (S.357-367) betont den gegenüber früheren Jahrzehnten nun sichtbar gewordenen Lernfortschritt der Sozialreformer: Nicht mehr „Klassengegensätze weitgehend ignorierendes Harmoniedenken“ habe sie geleitet, sondern das Bemühen um spannungsmildernde Konfliktregelungen (S.367); hier hätten sie — entgegen bisheriger Auffassung in der Forschung — schon vor dem Weltkrieg durchaus Erfolge aufzuweisen gehabt. Indem jedoch die bürgerliche Sozialreform ihr energisches Eintreten für eine deutlich über das von der Regierung zugestandene Maß hinausgehende Sozialpolitik eher auf die Erhaltung der Staatsräson denn auf die Erreichung von Gleichberechtigung und Emanzipation der Arbeiterschaft ausgerichtet habe, bleibe ihr Charakter letztlich ambivalent, janusköpfig also. Hier bestätigt also auch die durchweg gründliche und überzeugende Arbeit von Neuhaus jenes Urteil, das auch die anderen neueren Untersuchungen über das facettenreiche Bild bürgerlicher Sozialreform vor dem Ersten Weltkrieg gefällt haben.

Jürgen Reulecke

Unter allen Umständen. Frauengeschichte(n) in Berlin. Hrsg. von Christiane EIFERT und Susanne ROUETTE. — Berlin: Rotation-Verlag 1986. 264 S.

Dieses Buch verbindet erfolgreich Lokal-, Frauen- und allgemeine Gesellschaftsgeschichte und ist deshalb keineswegs nur für Berliner interessant. Der eigene Anspruch, „verschiedene Facetten der Sozialgeschichte von Frauen in Berlin“ zu zeigen (S.9), ist fast zu bescheiden. Bereits in der Einleitung grenzen sich die Herausgeberinnen von vulgärfeministischen Vereinfachungen ab und betonen, daß es auch für Frauen „keine einheitlichen Lebensbedingungen“ gibt, sondern „Klassen- bzw. Standeszugehörigkeit, [...] Ausbildung, Alter, Zivilstand, Einkommen, Sexualität und Religionszugehörigkeit“ ihr Leben ebenso bestimmen wie die Geschlechtszugehörigkeit (S.7).

Alle elf Beiträge sind von Frauen verfaßt. Drei Aufsätze sind biographisch: Maya I. Fassmann schreibt über Lina Morgenstern, die Gründerin der Berliner Volksküchen, Heidi Koschwitz-Newby über Hedwig Heyl, die sie bewundernd und ironisch distanziert zugleich die „beste Hausfrau Berlins“ nennt (S.60), und Dagmar Reese-Nübel stellt in einem eher literarischen als wissenschaftlichen Aufsatz Hannchen Gerbeit vor. Herrad-Ulrike Bussemer beschäftigt sich kenntnisreich mit Frauen und der frühen Berliner Arbeiterbewegung; interessant ist ihre These, mit der Ende des 19. Jahrhunderts einsetzenden „Verbürgerlichung der Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung“ sei zugleich eine „Sentimentalisierung

des Heims“ und eine „Entpolitisierung des Reproduktionsbereichs“ erfolgt (S.30f.), die Frauen das öffentliche Engagement erschwerte. Birgit Sauer behandelt die „Frauen- und Mädchengruppen für soziale Hilfsarbeit“, Rosemarie Beier präsentiert und kommentiert Klischeebilder „der Berlinerin“ und Gertrud Pfister untersucht unter dem Titel „Abenteuer, Wettkampf und Tanz“ die „Bewegungskultur“ (S.138) der Frauen von 1890 bis 1933.

„Zur Geschichte der Gefühle“ heißt der Beitrag von Elisabeth Meyer-Renschhausen, in dem sie sich mit den Begriffen „Scham“ und „Ehre“ in der Frauenbewegung um 1900 auseinandersetzt. Von einem konkreten Fall entwürdigender Behandlung einer Frau durch Berliner Polizei und Ärzte ausgehend, gelangt sie zu dem Ergebnis, es gebe eine „gemeinsame Gefühlswelt aller Frauen quer durch alle Klassen oder Schichten“ (S.120). Wenn das mehr bedeuten soll als die Aussage, die meisten Frauen (aber dann wohl auch Männer) werteten die Verletzung von Menschenwürde negativ, dann ist es ein Rückfall hinter die aus der Einleitung zitierte Erkenntnis, hinter Karin Hausens bekannte Kritik der „Geschlechtscharaktere“ und hinter Norbert Elias' Erkenntnis von der historischen Bedingtheit menschlicher Gefühle und Begriffe von „Scham“ und „Ehre“.

Atina Grossmann zeigt eindrucksvoll, wie die Verbindung feministischen Engagements des „Bundes Deutscher Ärztinnen“ (BDÄ) mit „dem Glauben an die allgemeine Gültigkeit des Konsenses über Mutterschaft und Eugenik“ diese als progressiv geltende Organisation tendenziell anfällig machte für den Nationalsozialismus (S.208). Die zumindest „sprachlichen Kontinuitäten“ des Mutterschaft-Eugenik-Komplexes erklären, warum viele Ärztinnen voller „Begeisterung“ (S.215) auf das „Dritte Reich“ reagierten und der BDÄ die Gleichschaltung leichtfertig hinnahm. Empfehlenswert sind auch die Aufsätze von Susanne Rouette über Frauenarbeit im Ersten Weltkrieg und die Demobilisierung danach sowie von Carola Sachse über „betriebliche Familienpolitik“ bei Siemens.

Der Sammelbd. ist mehr, als sein Titel andeutet: ein Buch mit wissenschaftlichem Niveau, das über Berlins Grenzen hinaus Interesse verdient.

Heinz Niggemann

HAUSCHILDT, Elke: Polnische Arbeitsmigranten in Wilhelmsburg bei Hamburg während des Kaiserreichs und in der Weimarer Republik (= Veröffentlichungen der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund, Reihe A, Nr. 47). — Dortmund 1986. XV, 330 S.

Die vorliegende Arbeit, eine Hamburger Dissertation von 1985, behandelt einen Teilaspekt der Geschichte polnischer Einwanderer in Deutschland: der ca. 6000 polnischen Arbeiterinnen und Arbeiter, die seit Ende der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts auf die zur preußischen Provinz Hannover gehörende Elbinsel Wilhelmsburg bei Hamburg einwanderten und dort vornehmlich in der „Reiherstiegener Wollkämmerei“ (RWK), dem größten Industriebetrieb auf der Elbinsel, arbeiteten. Als die RWK 1890 ihren Betrieb aufnahm, hatte sie ca. 1000 Beschäftigte, davon etwa $\frac{2}{3}$ Frauen. Bis 1906, als ein großer Streik zur Abwanderung vieler polnischer Arbeiter(innen) in andere Betriebe führte, bestand der größte Teil aus Polen. Von der Lage dieses Unternehmens wurde das Wohnverhalten weitgehend bestimmt (starke Gettoisierung in „Mädchenheimen“), von diesem war wiederum der Verlauf des Integrationsprozesses stark abhängig. Charakteristisch war die enge Bindung der Einwanderer an den Betrieb durch rigide Kontrolle ebenso wie durch sozialpolitische Vergünstigungen (Landparzellen, Weihnachtsgratifikationen, Spielplätze, Freizeitangebote). Auf diese Weise versuchte die Betriebsleitung, ihre Belegschaft angesichts der harten Arbeitsbedingungen zu halten.

Der Vorzug einer Mikro-Studie, wie sie die Verf. vorgelegt hat, besteht darin, die Arbeits- und Lebenssituation viel genauer bestimmen zu können, als daß bei großflächigen Untersuchungen möglich ist. Die teils beabsichtigte, teils naturwüchsig verlaufende Gettobildung war hier viel ausgeprägter als etwa im Ruhrgebiet. Der Prozeß war der gleiche und auch die von Bedrohungsvorstellungen geprägte Wahrnehmung der Polen durch die Einheimischen, die sich in Bezeichnungen niederschlug wie „Klein Warschau“, auch wenn niemand aus Warschau kam, sondern Posen, Westpreußen und Oberschlesien die Herkunftsregionen waren. Im Hinblick auf den mit großen Schwierigkeiten verlaufenen, langfristig jedoch gelungenen Integrationsprozeß zeigt die Geschichte dieser polnischen Einwanderergruppe viele Parallelen zu der des Ruhrgebiets. Das andere Umfeld und die geringere Zahl der Einwanderer führten aber auch zu deutlich abweichenden Entwicklungen. So konnte sich ein weitverzweigtes national-polnisch bestimmtes Organisationssystem kaum ausbilden, vielmehr blieben die von deutschen Geistlichen gestützten katholischen Arbeitervereine das wichtigste soziale Auffangnetz. Andererseits — und hier wird ein Unterschied zum Ruhrgebiet besonders deutlich — gelang es nicht, die Polen von der Sozialdemokratie fernzuhalten. Sowohl bei politischen Wahlen als auch im Hinblick auf die gewerkschaftliche Vertretung zeigten sich die Einwanderer hier früher und ausgeprägter bereit, ihre Interessenvertretung

innerhalb der sozialistischen deutschen Arbeiterbewegung zu suchen. Weder die Polnische Berufsvereinigung (ZZP) noch der „Christliche Gewerkeverein“ konnten hier wesentlichen Zulauf verbuchen und einen sozialdemokratischen Einfluß auf die Wilhelmsburger Polen verhindern. Leider erlaubt das Quellenmaterial nicht, diesen Aspekt genauer zu verfolgen.

Insgesamt hat die Verf. eine minutiös recherchierte, gerade in den Details aufschlußreiche Untersuchung vorgelegt, die sowohl einen Beitrag zur Regionalgeschichte Hamburgs bildet — auf die Polen in der Stadt Hamburg selbst wird hier allerdings nur ganz kurz in einem Exkurs eingegangen — als auch Vergleiche mit anderen polnischen Einwanderergruppen erlaubt und so zur Differenzierung des Bildes der Polen im Deutschen Reich einen wichtigen Beitrag leistet.

Christoph Kleßmann

PEUKERT, Detlev J.K.: **Die Weimarer Republik. Krisenjahre der Klassischen Moderne** (= Neue Historische Bibliothek; edition suhrkamp, N.F., Bd.282). — Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag 1987. 313 S.

Die Detailuntersuchungen und Gesamtdarstellungen zur Weimarer Republik füllen inzwischen Regale. Erst vor kurzem hat E. Kolb eine fundierte Überblicksdarstellung zur Geschichte der Weimarer Republik vorgelegt. Wenn D. Peukert nunmehr einen weiteren Bd. zu diesem Thema veröffentlicht, so darf man eine besondere Begründung für dieses Unterfangen erwarten. Peukert sieht das Neue in dem Perspektivenwechsel seiner Darstellung. Wurde die Geschichte „Weimars“ bisher vorwiegend von ihrem Anfang oder ihrem Ende her geschrieben und damit der transitorische Charakter der Republik betont, so möchte Peukert das Augenmerk auf die Weimarer Republik als eine „Epoche eigener Art“ richten; ihre Eigenart als „Krisenzeit der klassischen Moderne“ soll im Mittelpunkt stehen. Ausführlich skizziert der Verf. die Spannungsfelder gesellschaftlicher Modernisierung und stellt sie in den größeren Zusammenhang des soziokulturellen Durchbruchs der Moderne von der Jahrhundertwende bis zum Zweiten Weltkrieg: die massenhafte Durchsetzung und krisenbedingte Infragestellung des sozialen Wandels, die Ambivalenz der Modernisierungserfahrungen insbesondere auf dem Gebiet der Kultur, der Zusammenbruch elementarer Normen der bürgerlichen Ordnung. Im Unterschied zur meist üblichen Gegenüberstellung der Anfangs- bzw. Endkrise „Weimars“ und der relativen Stabilisierung betont Peukert den Krisencharakter der Jahre 1924 bis 1929. „Die Weichenstellung für den Untergang der Republik erfolgte, bevor die aktuelle Krise 1929/30 ausgebrochen war“ (S.204).

Auch wenn Peukert sich gegen einen Untergangsautomatismus wendet und an einer Vielzahl von Beispielen mögliche Handlungsalternativen aufzeigt, so veranschaulicht seine Arbeit dennoch, daß nur wenige Verteilungsspielräume vorhanden waren, die notwendige Voraussetzung für eine nicht-totalitäre Lösung der Ambivalenzen und Widersprüchlichkeiten „Weimars“ gewesen wären.

Peukert legt in seiner Studie zwar keine grundlegend neuen Erkenntnisse zur Geschichte der Weimarer Republik vor, setzt aber Akzente, die diesen Bd. zu einer lesenswerten und anregenden Ergänzung der vorliegenden Literatur über die Weimarer Republik machen.

Otto Langels

KRAL, Herbert: **Die Landespolitik der SPD in Bayern von 1924 bis 1933** (= Miscellanea Bavarica Monacensia, Bd.134). — München: Kommissionsverlag UNI-Druck 1985. 312 S.

Als Dissertation bei Karl Bosl entstanden, bildet die Arbeit gewissermaßen die Fortsetzung der 1969 in der gleichen Reihe erschienenen Dissertation von Peter Kritzer zur bayerischen SPD 1918-1923.¹ Ihr Verf. versucht, jene Lücke auszufüllen, die in der modernen SPD-Historiographie — nicht nur auf Bayern bezogen — immer wieder in Erscheinung tritt: die Etappe der Parteigeschichte zwischen der bis 1923/24 reichenden Nachkriegsphase des Ersten Weltkriegs und dem Untergang der Sozialdemokratie im Jahr 1933, jene knapp 10 Jahre also, deren erste Hälfte mit der „ruhigen“ und „normalen“ Entwicklungsphase der Weimarer Republik, deren zweite mit dem Weg in den Abgrund zusammenfällt. In den bisher vorliegenden Überblicksdarstellungen zur Geschichte der bayerischen SPD und einschlägigen monographisch-biographischen Arbeiten² wurde speziell dieser Zeitraum — der Rezensent schließt sich hier durchaus selbst mit ein — meist unverdient knapp abgehandelt bzw. möglichst trickreich und literarisch überflogen.

Der Grund dafür liegt in einer besonders schwierigen Quellensituation. Vom primären Schriftgut der Parteigliederungen von den Bezirken abwärts — einen bayerischen Landesverband gab es in der Weimarer Zeit nicht — ist, von Ausnahmefällen abgesehen, so gut wie nichts erhalten. Zu der Tatsache, daß die Partei in ihrer großen Masse schon damals beklagenswert wenig archivbewußt gewesen ist, kommen

die Auswirkungen der NS-Machtübernahme im März 1933, die dazu führten, daß Akten sozialdemokratischer Provenienz entweder von den Nazis bei der Besetzung von Parteihäusern u.ä. verbrannt oder von den Genossen selbst vernichtet wurden, um dem Gegner keine Unterlagen in die Hände fallen zu lassen.

Auch der Verf., der sich speziell dieser Phase angenommen hat, stand vor dieser grundsätzlichen Schwierigkeit. Dies zeigen sowohl die Einengung der parteigeschichtlichen Fragestellung auf die Landes- (sprich: Landtags-)politik, wie sie im Titel zum Ausdruck kommt, als auch ein Blick in das Quellenverzeichnis, das außer Ministerratsprotokollen sowie Polizei- und Regierungspräsidentenberichten keinerlei archivische Quellen ausweist. Das hinsichtlich der Quellen eigentliche Verdienst der Arbeit, das in der systematischen Durchsicht und Auswertung jenes knappen Dutzends sozialdemokratischer Zeitungen besteht, die in diesen Jahren in Bayern erschienen sind, kommt aufgrund der Beschränkung auf die Landespolitik nur selten zur Wirkung. Aus ihnen hätten sich — über Veranstaltungsberichte, Verbands- und Organisationsanzeigen u.a.m. — doch partielle Einblicke auch in das regionale Innenleben der bayerischen Sozialdemokratie in dem Jahrzehnt vor der nationalsozialistischen Machtübernahme gewinnen lassen. Das sind, wie der Rezensent aus eigener Erfahrung weiß, zwar in der Tat nur partielle Einblicke, die es nicht gestatten, tiefer in die „Basis“, in den eigentlichen „Corpus“ der bayerischen Sozialdemokratie vorzudringen, hätte aber doch erlaubt, sozialgeschichtliche und sozialpsychologische Fragestellungen unterhalb der Ebene sozialdemokratischer Landespolitik wenigstens aufzuwerfen.

Der Aufbau der Arbeit folgt chronologisch den Etappen und Entwicklungsphasen der sozialdemokratischen Landespolitik in Bayern 1924-1933, einer Zeit, in der die Sozialdemokratie und ihre Politik nach dem bekannten Wort Wilhelm Hoegners „müde und verbraucht“ war, gegenüber der übermächtigen Bayerischen Volkspartei nicht mehr agieren, sondern nur noch hilflos reagieren konnte. Einem vorgeschalteten ersten Teil, der in Form einer Überblicksdarstellung die drei bayerischen Bezirksverbände, die Parteipresse sowie die Landeszentrale abhandelt, die in der Weimarer Zeit bei der SPD-Landtagsfraktion lag, folgen vier weitere Abschnitte, die jeweils die Phasen 1924-28, 1928-30, 1930-33 und das Ende der SPD von Januar bis Juni 1933 zum Thema haben. Die schriftlichen Quellen und die vorliegende Literatur sind vollständig berücksichtigt, die Darstellung ist flüssig und in sich schlüssig, die — in der Einleitung freilich methodisch begründete — Beschränkung auf die Landespolitik der SPD, noch einmal sei es gesagt, bedauerlich. Auch wenn es nur noch wenige lebende Zeitzeugen gibt, hätten Interviews und Befragungen, auf die der Verf. vollständig verzichtet hat, hier vielleicht noch ein Stück weiterhelfen können.

Fazit: Eine verdienstvolle Arbeit, die ihren Platz in der regionalen bzw. landespolitischen SPD-Historiographie einnehmen wird. Vergleichbare Untersuchungen stehen, soweit ich sehe, für andere Länder noch weitgehend aus.

Hartmut Mehringer

- 1 Peter Kritzer, Die bayerische Sozialdemokratie und die bayerische Politik in den Jahren 1918 bis 1923, München 1969.
- 2 Hier seien nur angeführt: Wolfgang Behr, Sozialdemokratie und Konservatismus. Ein empirischer und theoretischer Beitrag zur regionalen Parteianalyse am Beispiel der Geschichte und Nachkriegsentwicklung Bayerns, Hannover 1969; Helmut M. Hanko, Thomas Wimmer 1887-1964. Entwicklung und Weg eines sozialdemokratischen Kommunalpolitikers, München 1977; Peter Kritzer, Wilhelm Hoegner. Politische Biographie eines bayerischen Sozialdemokraten, München 1979; Hartmut Mehringer, Die bayerische Sozialdemokratie bis zum Ende des NS-Regimes. Vorgeschichte, Verfolgung und Widerstand, in: Bayern in der NS-Zeit. Hrsg. von Martin Broszat und Hartmut Mehringer, Bd.5, München und Wien 1983; Emil Werner, Die Freiheit hat ihren Preis. Die bayerische Sozialdemokratie von ihren Anfängen bis zum Widerstand im NS-Staat, München 1979.

MÜLLER, Werner: **Lohnkampf, Massenstreik, Sowjetmacht. Ziele und Grenzen der „Revolutionären Gewerkschafts-Opposition“ (RGO) in Deutschland 1928 bis 1933.** Mit einem Vorwort von Hermann Weber (= Geschichte der Arbeiterbewegung). — Köln: Bund-Verlag 1988. 433 S.

Mit Werner Müllers an der Universität Mannheim als Habilitationsschrift entstandener Analyse der RGO wird eine Lücke in der KPD-Geschichtsschreibung geschlossen, da hier erstmals eine umfassende wissenschaftliche Untersuchung zur Entstehung, Struktur, Politik, zu den Methoden, inneren Widersprüchen und Gründen des Scheiterns der RGO auf breiter Quellenbasis vorgelegt worden ist. Es geht dem Autor jedoch um mehr als um eine Studie zur ultralinken Gewerkschaftspolitik am Ende der Weimarer Republik; die historische Verlaufs- und systematische Organisationsanalyse der RGO ist in eine Rahmenanalyse über die Strukturmerkmale kommunistischer Gewerkschaftspolitik überhaupt eingebettet.

Die Fragen nach dem Begründungszusammenhang kommunistischer Politik — Fremdbestimmung durch externe Faktoren (KI, RGI) oder Einbindung in nationale Prozesse (Konjunkturentwicklung, soziale Bewegungen) — und dem Charakter kommunistischer Massenorganisationen als selbständige, spezifische Interessen der Arbeiterschaft aufgreifende Sonderorganisationen oder als abhängige Parteiunternehmen auf spezifischen Praxisfeldern stehen im Zentrum der wissenschaftlichen Kontroverse zur KPD-Politik im Allgemeinen und der Interpretation ihres Linksschwenks 1928 im Besonderen. Müller kann mit seiner detaillierten und materialreichen Untersuchung überzeugend nachweisen, daß erstens die RGO ein extrem bürokratisiertes und abhängiges *politisches Kampfinstrument der Partei* auf betrieblichem Feld war und daß zweitens der RGO-Kurs der KPD entgegen anderen Erklärungsansätzen (Schöck, Stolle, Heer-Kleinert) auf *äußere Einflüsse* zurückzuführen ist. Die ultralinke Wende der KPD in ihrer Gewerkschaftspolitik im Jahre 1928 — nämlich von der auf Einheitsfront orientierten Oppositionsarbeit in den Gewerkschaften mit dem Ziel ihrer Eroberung zum Aufbau separater Verbandsstrukturen, der selbständigen Führung von Wirtschaftskämpfen, der einseitigen Frontstellung gegen den ADGB und ‚Reformismus‘ — reagierte weder auf die Politik des ADGB noch auf einen Basisdruck radikalisierten Massen oder Parteimitglieder. Umgekehrt kennzeichnet Müller die RGO-Linie der KPD als „Radikalisierung von oben“ (S.72 und S.84); sie wurde widerstrebenden oder zumindest zögerlichen unteren Parteinstanzen und Anhängern von oben oktroyiert — auf Initiative der RGI, die über die Vermittlung der deutschen Parteiführung den Kurswechsel einleitete und über alle Stadien prägte.

Mit einer detaillierten Wirkungsanalyse der RGO in fünf zentralen Praxisfeldern (unmittelbare Interessenvertretung — Tarifverträge, Schutzfunktionen; Betriebsratswahlen; innergewerkschaftliche Opposition; Mitgliederrekrutierung für die ‚roten Verbände‘; kommunistische Streikkonflikte) kann Müller erstens eindrucksvoll ihr realpolitisches Fiasko aufzeigen. Ihre Geschichte liest sich als Abfolge eklatanter Mißerfolge; der ultralinke Gewerkschaftskurs isolierte die RGO von der freigewerkschaftlichen Mitgliedschaft, ohne in das Reservoir der Unorganisierten einbrechen zu können; er demonitierte die vormaligen kommunistischen Gewerkschaftspositionen und -einflüsse, ohne in der Lage zu sein, eine stabile selbständige Gegenorganisation oder -praxis aufbauen zu können; er diente allenfalls zur Zementierung des kommunistischen Ghettos, ohne jemals eine Herausforderung für den ADGB zu werden. Zweitens wird deutlich, daß die RGO keine traditionellen Gewerkschaftsfunktionen — sozial- und tarifpolitische Interessenvertretung — wahrnahm, sondern als „Propaganda- und Mobilisierungsinstrument“ der KPD fungierte, d.h. auf Betriebs- und Gewerkschaftsebene mit *gewerkschaftsfremden* Methoden agierte. Hier liegt nach Müller auch die zentrale strukturelle Ursache ihres Scheiterns (neben zeitgebundenen Faktoren wie organisatorische Instabilität, Isolation des kommunistischen Lagers): Sie sei nicht wegen der *parteilpolitischen Ausrichtung* ihrer Praxis erfolglos gewesen, sondern wegen des *Charakters ihrer Arbeit als Parteiarbeit*; weil sie keine Gewerkschaft, oder zumindest gewerkschaftsähnliche Institution war, konnte sie mit gewerkschaftsfremden Mitteln auf Betriebs- und Gewerkschaftsebene keinen Einfluß erringen oder eine von der Partei wesentlich verschiedene Anhängerschaft gewinnen (S.394, S.402 und S.408).

Das aber ist nach Müller Strukturmerkmal kommunistischer Gewerkschaftspolitik schlechthin; so daß letztlich die RGO mitnichten an ihrer *ultralinken* Linie, vielmehr an immanenten strukturellen Widersprüchen revolutionärer Gewerkschaftspolitik generell scheiterte. Denn die RGO ist für den Autor keine extreme Kehrtwende, kein Ausrutscher kommunistischer Gewerkschaftspolitik, keine „historisch singuläre“ Erscheinung, sie offenbart im Gegenteil „Grundstrukturen, über Wendungen und Kurswechsel hinaus geltende Faktoren“ revolutionärer Gewerkschaftspolitik (S.23f.). Kommunistische Politik könne niemals *Gewerkschaftspolitik* sein, weil sie dem Primat der Parteipolitik, der revolutionären Utopie verpflichtet ist, ihr Primärziel der Systemüberwindung keine tagespolitische Interessenvertretung zuläßt, so daß sie nur ein taktisches, instrumentelles Verhältnis zu gewerkschaftlichen Forderungen und Funktionen entwickeln kann, auf die man sich nur scheinbar bezieht, um auf Gewerkschafts- und Betriebs-ebene für Parteiziele mobilisieren, neue Anhänger rekrutieren zu können (S.25ff., S.402-14). Insofern demonstrieren RGI und RGO „nichts anderes als die Unmöglichkeit der Symbiose zwischen gewerkschaftlicher Interessenvertretung auf der einen und dem Kampf um die bolschewistische Umwälzung auf der anderen Seite“ (S.414).

Müllers Analyse ist weit mehr als eine Studie zur RGO; seine zentralen Aussagen — auch zum Verhältnis von Partei und Massen — weisen über das Spezialgebiet kommunistischer Gewerkschaftspolitik hinaus und stellen gängige Interpretationsmuster in Frage. Dem Ansatz, der kommunistische (Gewerkschafts-)Politik in einem Spannungsverhältnis von Minimal- und Maximalforderungen, von Partei- und Arbeiterinteressen zu begreifen sucht, das eine Vermittlung unmittelbarer Tagesinteressen mit dem revolutionären Ziel erlaube, wird die These von der prinzipiellen Unvereinbarkeit kommunistischer Utopie

und tagespolitischer Interessenvertretung entgegengesetzt: In der kommunistischen Praxis fungieren die „Massen“ als Objekt der Mobilisierungsversuche der Partei, für eine eigenständige Artikulation von Bedürfnissen und Interessen bleibt kein Raum. Zweitens wird die gängige Scheidung zwischen früher und stalinistischer KPD, die Betonung des Bruchs zwischen beiden Phasen der KPD-Geschichte, relativiert, wenn Müller unterhalb der Ebene des Wandels eine Ebene *struktureller Kontinuität* sichtbar macht; die Unterschiede kommunistischer Gewerkschaftsstrategien und -politiken wären demnach in erster Linie gradueller und nicht qualitativer Art, wenn ihnen gemeinsame Struktur- oder Wesenszüge zugrundelägen.

Sigrid Koch-Baumgarten

BLOCK, Sigrid: **Frauen und Mädchen in der Arbeitersportbewegung** (= Arbeiterbewegung und Arbeiterkultur, Bd.19). — Münster: Lit Verlag 1987. 415 S.

Hätte die Konjunktur in der „Frauengeschichte“ zehn, fünfzehn Jahre früher eingesetzt, so wäre die Arbeiter(bewegungs)kultur heute unter diesem Aspekt wohl erschöpfend untersucht. Doch der Boom in der historischen Frauenforschung begann, als das Interesse an der Geschichte der Arbeiterkultur und Arbeiterbewegung abflaute und schließlich beinahe versiegte. So verschmolz zumindest ein Teil der Frauengeschichte mit dem neuen Trend in der Sozial- und Gesellschaftsgeschichte: die Erforschung des Bürgertums. Vermutlich werden wir in vier, fünf Jahren viel über die Frauen im Bürgertum des 18. und 19. Jahrhunderts wissen; zweifelhaft scheint dagegen, ob sich bis dahin unser Kenntnisstand über die Lebenswelt der Frauen in den sozialistischen Arbeiterorganisationen ebenso vergrößert haben wird — im Moment jedenfalls ist dieser Kenntnisstand ausgesprochen niedrig.

Immerhin liegt nun mit der Dissertation von Sigrid Block eine erste und umfangreiche Studie über Frauen und Mädchen in der Arbeitersportbewegung vor. Die Autorin erklärt sich darin eingangs einer Position verpflichtet, die Ansätze der „historischen Frauenforschung“ mit Kategorien und Methoden der marxistischen Theorie verbinden soll. Doch man darf solche Absichtserklärungen nie allzu ernst nehmen. Zwar richtet die Autorin zu Beginn den Blick auch auf die gesamtgesellschaftliche Situation der Frauen in den Weimarer Jahren und sie spart auch nicht mit einer Fülle parteiübergreifender Urteile zugunsten des weiblichen Proletariats, doch dann beginnt im Hauptteil eine ganz gewöhnliche, zweifellos informationsreiche, methodisch jedoch wenig innovative Organisationsgeschichte. Die Autorin beschreibt die Praxisfelder des Arbeiterfrauensports, sie schildert den Verlauf von Frauenfesten, von Frauen-Turn- und Sporttagen. Insbesondere aber zeichnet sie die Bemühungen der Turnerinnen um gleichberechtigte Partizipation mit den Männern in den Organen und Ausschüssen der Sportorganisationen nach. Gegen diese Bestrebungen der Frauen gab es den üblichen männlichen Widerstand, der gleichwohl den letztendlichen Erfolg der weiblichen Mitglieder im Arbeiter-Turn- und Sportbund (ATSB) nicht verhindern konnte. Ende der zwanziger Jahre hatten sich die meisten Frauenabteilungen selbst verwalten können (zuvor standen noch etliche unter der Führung von Männern); 1930 wurde schließlich ein nur von Frauen besetzter Bundesfrauenausschuß im ATSB eingerichtet. Die Autorin führt es auf diese „konsequente Arbeit“ (S.362) zurück, daß die Zahl weiblicher Mitglieder im ATSB während der Weimarer Jahre erheblich anstieg: von 25 900 im Jahre 1920 auf 98 400 im Jahre 1928. Der Anteil weiblicher Mitglieder in der Arbeiterturnorganisation lag in den späten zwanziger Jahren schließlich höher als der im ADGB. Die Autorin sieht die Erfolgsbilanz des proletarischen Frauensports allerdings dadurch etwas getrübt, daß sich die „Genossinnen“ seit Mitte der zwanziger Jahre der rhythmischen Gymnastik und Tanzbewegung zuwandten. Damit aber hatten sie nach Auffassung von S. Block eine geschlechtsspezifische Polarisierung eingeleitet und überdies bürgerliche Leitbilder übernommen.

Nun ist mit solchen politisch-moralischen Rügen post festum, die die Autorin überaus schätzt, nicht viel gewonnen; ertragreicher wäre gewesen, wenn sie die Motive und Handlungen der von ihr untersuchten Akteure historisch *erklärt* hätte, statt sie von der selbstgewissen Position eines frauenhistorisch novellierten „Marxismus“ gewissermaßen zu denunzieren. Schließlich mag in der Hinwendung zur rhythmischen Gymnastik — wieso im übrigen soll diese „bürgerlich“, sollen andere Formen der Turnerei „proletarisch“ sein? — auch ein Stück Widerstand, zumindest Abwehr gegen die neuen kraftmeierischen Landsknechtsmentalitäten vieler männlicher Arbeitersportler seit der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre gelegen haben. Die rhythmische Gymnastik war mithin ein Stachel wider den bündischen, von jungen Männern geprägten Habitus in so vielen Organisationen des sozialistischen Milieus jener Jahre. Und um das marxistische Gewissen der Autorin zu beruhigen: Die rhythmische Gymnastik ließ sich bestens für die Aufführungen klassenkämpferischer Sprech- und *Bewegungsschöre* in Dienst nehmen. Der politisch motivierte Standpunkt der Autorin versperrt leider häufig den differenzierten Zugang zum

historischen Material. Das vorsichtige, nuancierte, facettenreiche, abwägende Urteil ist ihre Sache nicht; sie liebt statt dessen die Kontrastfarben; die Welt, die sie schildert, ist entweder schwarz oder weiß, bürgerlich oder proletarisch, revolutionär oder reformistisch. Die Abhandlung der Autorin über die sozialdemokratische Frauenbewegung ist fast Satz für Satz problematisch. Es gab dort nicht nur, wie Sigrid Block insinuiert, die reformistischen Frauen à la Marie Juchacz, sondern auch eher linkssozialistisch orientierte wie Toni Sender und Mathilde Wurm oder auch Frauen, wie Adele Schreiber, mit Positionen ganz eigener Art. Mit der Arbeiterwohlfahrt hält es die Verf. wie mit der rhythmischen Gymnastik: Sie rügt, daß sich die Frauen damit abgaben, ohne jedoch nach Erklärungen zu suchen, warum sie dies taten. Schließlich bot die Arbeiterwohlfahrt (AWO) (ähnlich wie der Arbeiter-Samariter-Bund) etlichen Frauen die Chance zur Berufsausbildung und Weiterqualifikation; sie bot eine Möglichkeit gesellschaftlicher Aktivitäten ohne die Vormundschaft der Männer. Als unpolitisch kann man dieses Engagement in der AWO nur dann abqualifizieren, wenn man, wie es die Autorin macht, unter Politik allein die Partei, das Parlament, die revolutionäre Rhetorik des Demonstrationsredners versteht — ein merkwürdig verkürzter Politikbegriff. Ein letztes Beispiel dafür, wie verzerrt die Verf. manchmal die Realitäten interpretiert: Da erklärt sie den Rückgang des Frauenanteils in der SPD in den frühen zwanziger Jahren schlicht mit der reformistischen — für sie *eo ipso* frauenfeindlichen — Politik der Partei in den Anfangsjahren der Republik. Doch wie begreift man dann den stetigen Anstieg der Frauenquote in der Sozialdemokratie in den späten zwanziger und frühen dreißiger Jahren? Die Politik der SPD während der Großen Koalition und unter der Kanzlerschaft Brünnings war ja wohl keineswegs weniger reformistisch als in den Gründerjahren der Republik. Die Ursachen für die Teilhabe von Frauen am sozialistischen Organisationsleben sind eben komplexer zu verorten.

Trotz all dieser Kritik wird man der Autorin gewiß zugestehen müssen, daß sie außerordentlich viel Material verarbeitet hat. Die Untersuchung ist zweifelsohne informationsreich und hat als Pionierstudie allein dadurch ihre Verdienste. Die Erfolge der Arbeiterturnerinnen in ihrem zähen Ringen um Eigenständigkeit und Selbstverwaltung werden ebenso deutlich wie die Hemmnisse, die dabei aus dem Weg zu räumen waren. Allerdings hätte der Hauptteil der Arbeit wesentlich gestrafft werden können; lange Zitate und die etwas einformig-summarische Wiedergabe von Organisationsdetails versperren oftmals den Blick für das eigentlich Wesentliche. Und insgesamt hätte der Arbeit eine etwas offenere Interpretationsperspektive sicher gut getan.

Franz Walter

HELLFELD, Matthias von: **Bündische Jugend und Hitlerjugend. Zur Geschichte von Anpassung und Widerstand 1930-1939** (= Edition Archiv der deutschen Jugendbewegung, Bd.3). — Köln: Verlag Wissenschaft und Politik 1987. 301 S.

Die Geschichte der bürgerlichen Jugendbewegung gerät immer wieder in das Blickfeld zeit- und sozialgeschichtlicher Forschung. Besonderes Interesse erlangt dabei die Frage, ob diese Jugendbewegung mit ihren insgesamt über 1200 verschiedenen Gruppierungen und noch mehr Führern, zum „Steigbügelhalter der Faschisten“ — so der Klappentext des vorliegenden Buches — wurde.

Einen wichtigen und gelungenen Beitrag zu diesem Thema leistet Matthias von Hellfeld mit der vorliegenden Studie, der überarbeiteten und gekürzten Fassung seiner Dissertation, die im Dezember 1985 von der Universität Köln angenommen wurde.

Einer größeren Öffentlichkeit — vor allem auch von Nicht-Wissenschaftlern — wurde Matthias von Hellfeld mit seiner Arbeit über die „Edelweißpiraten in Köln“ (1981) bekannt. Auf knapp 150 Seiten legte er die verschüttete Geschichte von Jugendcliquen zwischen abweichendem Verhalten, Kriminalität und aktivem Widerstand in der Domstadt während des Zweiten Weltkriegs frei. Schon hier definiert von Hellfeld einen Begriff von Widerstand, der sich von bloßer Resistenz, nichtkonformer Haltung, Ablehnung und Haß gegenüber dem NS-Staat, abhebt.

Mit dieser Definition, mit der ihm die differenzierte Einschätzung des Charakters der Handlungen der Kölner Edelweißpiraten gelang, nähert er sich auch dem Verhalten der Bündischen Jugend gegenüber dem Nationalsozialismus und dessen Jugendorganisationen in der historischen Phase des Übergangs von der Demokratie zur Diktatur und während der Zeit bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs.

Zur Darstellung dessen, was in der Weimarer Republik unter bündisch verstanden wird, unterteilt von Hellfeld diese Vielfalt der Bünde in die drei Hauptrichtungen „Die idealistische Richtung“, „Der völkische Flügel“ und „Die nationalrevolutionären Gruppen“. Abweichendes Verhalten oder gar Widerstand war von den völkischen Gruppen — Adler und Falken, Artamanen oder Geusen — am wenigsten zu erwarten; auch in den anderen Gruppierungen und Vereinigungen der bündischen Jugend war die Folgebereitschaft gegenüber dem Nationalsozialismus weitaus höher als ihre Bereitschaft zu system-

oppositionellem Verhalten. Daraus zieht von Hellfeld allerdings nicht den Schluß, daß die Bündische Jugend zum „Steigbügelhalter“ oder Wegbereiter des Faschismus wurde und widerspricht damit einer u.a. von Michael Kater formulierten Auffassung. Vielmehr zeigt von Hellfeld die Konfliktstellen auf, die bündisch orientierte und sozialisierte Jugendliche mit den Anforderungen des Staates und der Hitlerjugend hatten, wenn sie nicht bereit waren, ihre Ideale selbstbestimmter Jugend(-arbeit) aufzugeben. Diese Wege werden auch für heutige Diskussionen über Jugendarbeit interessant.

Neben Konformität und Integration mit dem NS-Regime findet von Hellfeld folgende Verhaltensweisen von Bündischen:

- Versuche, innerhalb der NS-Bewegung trotz Identifikation und ideologischer Übereinstimmung, ihre „bündische Identität“ zu bewahren.
- Nicht integrationswillige Bündische wollten ihren Freundeskreis aufrechterhalten, gingen gemeinsam auf Fahrt und beharrten in vielfältiger Form auf selbstorganisierter Freizeit. Sie waren damit der Hitlerjugend und zunehmend den staatlichen Organen ein Dorn im Auge; ein Verbot der Bündischen mußte mehrmals wiederholt werden.
- Der konsequente Protest, der bis zum direkten Widerstand ging, kam vor allem von Mitgliedern der dj.l.l., der Reichsschaft Deutscher Pfadfinder, dem Bündischen Selbstschutz oder der Schwarzen Schar.

Auf knapp 300 Seiten gelingt Matthias von Hellfeld eine umfassende Darstellung der Bündischen Jugend in der Zeit von 1930 bis 1939. Seine Thesen und Einschätzungen basieren auf einer breiten Quellenauswertung — allerdings verzichtet der Autor darauf, die Vielzahl der geführten Interviews mit ‚Dabeigewesenen‘ aufzunehmen. Dem wissenschaftlichen Gehalt der Arbeit tut dies keinen Abbruch und der Lesbarkeit kommt es zugute.

Wulf Erdmann

PUPPO, Rolf: **Die wirtschaftsrechtliche Gesetzgebung des Dritten Reiches** (= Konstanzer Dissertationen, Bd.200). — Konstanz: Verlag Hartung-Gorre 1988. VII, 379 S.

Der Verf. hat sich die Aufgabe gestellt „darzustellen, welcher wirtschaftsrechtlicher Mittel sich die neuen nationalsozialistischen Machthaber bedienten.“ (S.7). Die Arbeit gliedert sich chronologisch in zwei Hauptabschnitte: Im ersten werden die verschiedenen Aspekte des Wirtschaftsrechts für die ersten vier Jahre der nationalsozialistischen Herrschaft, im zweiten für die Zeit seit Inkrafttreten des (zweiten) ‚Vierjahresplanes‘ Ende 1936 bis 1945 thematisiert. Der Begriff ‚Wirtschaftsrecht‘ wird dabei sehr weit gefaßt: Neben dem Wirtschaftsrecht im engeren Sinne (Marktordnung der gewerblichen und Ernährungswirtschaft) räumt der Verf. den der Neuordnung der Organisationen der gewerblichen und Agrarwirtschaft zugrundeliegenden rechtlichen Rahmenbedingungen sowie dem Arbeitsrecht breiten Raum ein (einschließlich der Regelungen, auf denen die nationalsozialistische ‚Arbeitseinsatz- und Lohnpolitik fußte). Von Nutzen für Sozial- und Wirtschaftshistoriker, die sich mit bestimmten Problemen der Geschichte des Dritten Reiches beschäftigen, ist die Arbeit insofern, als sie relativ vollständig die Kernsätze der fast unüberschaubaren Fülle von Verordnungen, Erlassen, Anordnungen, Führerbefehlen usw. referiert. Unberücksichtigt bleiben freilich die Erlasse und Anordnungen, die nicht im Reichsgesetz- oder Reichsarbeitsblatt veröffentlicht wurden. Der Verzicht auf archivalische Studien, die interne, ‚vertrauliche‘ Erlasse etc. ans Licht befördert hätten, mag legitim sein, auch wenn diese insbesondere während des Weltkrieges einen immer größeren Stellenwert erhielten und Aufschluß über die den verschiedenen Verordnungen etc. zugrundeliegenden Intentionen sowie deren (keineswegs immer erfolgreiche) Umsetzung gegeben hätten. Ärgerlich ist es jedoch, wenn der Autor ohne Kenntnis der Genesis und Wirkungsgeschichte wichtiger Elemente des Wirtschaftsrechts sich in generalisierenden Aussagen versucht wie: Wirtschaft und Wirtschaftsrecht seien dem „totalen Führungsanspruch“ ‚des‘ Nationalsozialismus angepaßt und untergeordnet worden (S.250 u.ö.). Bei genauerem Hinsehen unhaltbare Feststellungen wie: Der Unternehmer „war eher Objekt als Subjekt. Wirtschaftliche Erfolge konnten nur [...] unter dem weitgehenden Verlust persönlicher Freiheit erzielt werden“; die „große Masse der Unternehmer“ war „der Herrschaft des Nationalsozialismus ausgeliefert“ usw. (S.302, vgl. auch S.21, S.24, S.92f., S.159f. u.ö.) hätten sich vermeiden lassen, wenn der Autor die neuere Forschung auch nur oberflächlich zur Kenntnis genommen hätte. Unberücksichtigt bleiben jedoch nicht nur leicht zugängliche Quelleneditionen, die Aufschluß über die der Rechtsbildung vorausgehenden politischen Willensbildung hätten geben können (z.B. Timothy W. Masons „Arbeiterklasse und Volksgemeinschaft“). Unbekannt geblieben sind dem Verf. im Hinblick etwa auf den von ihm ausführlich behandelten Bereich des *Arbeitsrechts* auch z.B. die wichtigen Aufsätze von Mason 1974, Spohn 1982 und Siegel 1982, die ausführliche Dissertation von Kranig 1984 („Lockung und Zwang“), im

Hinblick auf die rechtliche Stellung des gleichfalls ausführlich thematisierten *Handwerks und Reichsnährstands* die zentralen Arbeiten von von Saldern 1979 bzw. 1986, Winkler 1977, Gies 1979 usw., ganz zu schweigen von den (auch heute noch) fundamentalen Arbeiten Fraenkels („Doppelstaat“, 1938), Neumanns („Behemoth“, 1942/44), Esenwein-Rothe 1965 u.a. Bedauerlicherweise unterläßt der Verf. es auch, seinen eigenen Anspruch einzulösen, ein „besonderes Augenmerk“ der Frage zu widmen, „welche Persönlichkeiten des Dritten Reiches das Wirtschaftsrecht des Nationalsozialismus beeinflussten, zum Teil sogar entscheidend prägten.“ (S.7). Anhand von Politik und Lebenslauf vieler wichtiger arbeits- und wirtschaftspolitischer Entscheidungsträger (z.B. Seldte, Mansfeld, Syrup, Schacht, Krohn) hätte sich nämlich für die meisten der von Puppó thematisierten Aspekte des nationalsozialistischen Wirtschaftsrechts nachweisen lassen, daß es führenden Repräsentanten des NS-Staates (zumindest bis 1936/38, zu erheblichen Teilen aber auch danach) weitgehend erfolgreich gelang, die gewerbliche Wirtschaft vor Versuchen der in sich wiederum sehr heterogenen NS-Bewegung abzuschirmen, dieser in rechtlicher wie politischer Hinsicht ihren Willen aufzuzwingen. Statt dessen übernimmt Puppó unkritisch die Selbstdarstellung des NS-Regimes und seiner Propagandisten. Mit dem vorliegenden Bd. — so sollten die hier nur angerissenen inhaltlichen Einwände, die sich um eine Auflistung eher formaler Fehler ergänzen ließen (z.B. S.195: am 25.7.1944 wurde nicht Göring, sondern Goebbels zum „Bevollmächtigten für den totalen Kriegseinsatz“ ernannt), deutlich gemacht haben — wurde leider eine Gelegenheit verpaßt, dem interessierten Historiker einen systematischen Überblick über Form und Struktur des nationalsozialistischen Wirtschaftsrechts zu verschaffen.

Rüdiger Hachtmann

MOLLIN, Gerhard: **Montankonzerne und „Drittes Reich“ — Der Gegensatz zwischen Monopolindustrie und Befehlswirtschaft in der deutschen Rüstung und Expansion 1936-1944** (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd.78). — Göttingen: Verlag Vandenhoeck & Ruprecht 1988. 394 S.

„Führten die deutschen Großunternehmer die Machthaber des Dritten Reiches [...] an ihren Marionettendrähten oder waren sie nur Befehlsempfänger des NS-Staates?“ (S.13). Dies ist die Ausgangsfrage, mit der sich Gerhard Mollin in die mittlerweile ausufernde Diskussion um den Primat der Politik oder den Primat der Ökonomie in Hitler-Deutschland einschaltet. Der Autor exemplifiziert seine Antworten am Gegenstand der deutschen Montanindustrie, genauer gesagt an der Entwicklung und am konfliktreichen Verhältnis der beiden branchenbeherrschenden Konzerne, der 1926 gegründeten Vereinigten Stahlwerke (VSt) und der 1937 gegen den Willen der Ruhr- und Saarkonzerne gegründeten Reichswerke Hermann-Göring (RHG). Letztere blähten sich innerhalb weniger Jahre mit 228 Unternehmen, einem Gesamtkapital von 2,5 Milliarden RM sowie 600.000 Beschäftigten zur „größten industriellen Kombination der Welt außerhalb der USA“ auf (S.15).

Mollin entwickelt seine Thesen in kritischer Distanz zu den bisherigen Standardwerken von Arthur Schweitzer und Dietmar Petzina, aber auch im Gegensatz zu der in der DDR-Historiographie vertretenen „Monopolgruppentheorie“ (S.18). Der Autor konstatiert die Herausbildung eines eigenständigen, durch und durch nazifizierten Segments der deutschen Wirtschaft. Diese „nationalsozialistische Befehlswirtschaft“ (S.24) umfaßte auf der Grundlage „bürokratisierter, charismatischer Herrschaft“ den Sektor der öffentlichen Unternehmen, die Partei-, DAF- und SS-Wirtschaft, die Systeme der staatlichen Kontrolle über die Preisbildung, die Kreditwirtschaft, den Außenhandel. Sie umschloß auch — im Rahmen des Themas besonders wichtig — die staatliche Monopolisierung des Rohstoffmarktes.

Unter der Führung dynamischer mittelständischer Eliten — als Prototyp nennt Mollin hier den Generaldirektor der RHG, Paul Pleiger, — erweiterte die „Befehlswirtschaft“ ihren Einfluß auf Kosten des privatkapitalistischen Bereichs der Monopolwirtschaft. Im beschriebenen Fall obsiegten die Reichswerke über die Vereinigten-Stahlwerke, gerieten später dann aber selbst einerseits gegenüber dem Speer-Ministerium und andererseits gegenüber der SS-Wirtschaft in die Hinterhand.

Mollins Studie ist in der Tat bahnbrechend. Durch die intensive Nutzung von Konzern- und Unternehmensarchiven löst sich der Autor aus der in vergleichbaren Arbeiten bislang vorherrschenden Perspektive der Staatsbürokratie. Ihm gelingt eine ungemein dichte Darstellung, die branchenbezogen betriebswirtschaftliche wie rüstungstechnische Einzelentwicklungen ebenso einbezieht wie wirtschafts- und konzernpolitische Prozeßdaten. Die im Krieg vorangetriebene Expansion der deutschen Montanindustrie in den europäischen Bereich wird in einem großen Kapitel im Detail beschrieben, sowohl was die „Raubzüge“ im Osten als auch was die formellen und informellen imperialistischen Einflußnahmen im Westen und Norden Europas anbetrifft. Die Studie beginnt mit einem Überblick über die Struktur der deutschen Montanindustrie und ihrer Einflußmöglichkeiten auf den Staat in den zwanziger Jahren sowie

ihrer diesbezüglichen Kartell- und Konzernverflechtungen. Sie endet mit einer Analyse des Strukturwandels bei Eisen, Stahl und Kohle zwischen 1936 und 1944.

So instruktiv Mollin die Auseinandersetzungen von VSt und HGW vor dem Hintergrund der kriegerischen Expansion Hitler-Deutschlands beschreibt, so konventionell erscheint letztlich der Bezugsrahmen, in den der Autor Ereignisse und Prozesse zwingt. Den Antagonismus von „Befehlswirtschaft“ und privater Monopolindustrie definiert Mollin als wirtschaftsgeschichtliche Form des Widerspruchs von Maßnahme- und Normenstaat. Der Autor bewegt sich damit ganz auf dem Boden des schon Anfang der vierziger Jahre von Ernst Fraenkel entwickelten Theorems vom ‚Doppelstaat‘. Für Mollin ist die „Befehlswirtschaft“ die „revolutionäre Form der Staatsintervention“ (S.257), das Mittel der NS-Führung, „den deutschen Industriekapitalismus bis zu einem extremen Grad politisch auszurichten und für ihre destruktiven Ziele einzusetzen“ (S.278). Dies ist — wie auch der Klappentext ausweist — ein Bekenntnis zum „unbezweifelbaren Primat der Politik“ und zum Vorrang politisch ideologischer Ansprüche und Interessen in einem der wichtigsten Bereiche der deutschen Industriewirtschaft.

Die beschriebene Entwicklung scheint in Mollins Sicht als das zweck- und zielgerichtete Ergebnis der Staats- und Parteilichkeit sowie der ideologischen Obsessionen Hitlers und seiner engsten Vasallen. Nach Ansicht des Rezensenten ist dies allzusehr von oben her gedacht. Mollin selber gibt zahlreiche Hinweise auf den komplementär zur Politik der Staats- und Parteispitze verlaufenden Prozeß einer ‚Radikalisierung von unten‘, dessen Geschichtsmächtigkeit der Autor allerdings in seiner abschließenden Urteilsbildung unterschätzt. Er erwähnt zutreffend die „Dynamik einer ideologisierten und radikalisierten Mittelklasse“ (S.278), aus deren Mitte jene „neuartigen Kader von Wirtschaftsfunktionären“ stammten, welche die sogen. Befehlswirtschaft steuerten. Nach Ansicht des Rezensenten war die Konkurrenz zwischen diesen neuartigen Kadern und den alten Wirtschaftseliten der stärkste Treibsatz für die von Mollin beschriebene Transformation der Montanindustrie. Für die mittelständischen ‚Haves-Not‘ war die nationalsozialistische Ideologie das entscheidende mentale Rüstzeug für ihren Aufstieg und zugleich eine glänzende Legitimation für die Ausschaltung der ‚Haves‘ in der deutschen Wirtschaft. Der Nationalsozialismus und seine Ideologie wurden zum Katalysator für den seit Beginn der dreißiger Jahre einsetzenden dramatischen Mobilisierungsprozeß nach einer Zeit des extremen Karrierestaus.

Wie auf anderen Feldern der Gesellschaft und des Staates auch stand hinter der unbedingten Führerbindung und der Ideologiefixiertheit der neuen wirtschaftlichen Führungsgeneration eine starke soziale Motivation (M. Broszat). Der die Machtverhältnisse im deutschen Kapitalismus partiell aushebelnde Irrationalismus der sogen. Befehlswirtschaft besaß somit eine immanente soziogenetische Logik.

Ulrich Heinemann

PEUKERT, Detlev J.K. und Frank BAJOHR: **Spuren des Widerstands. Die Bergarbeiterbewegung im Dritten Reich und im Exil** (= Bergbau und Bergarbeit). — München: Verlag C.H. Beck 1987. 223 S.

„Spuren des Widerstands“ is aptly titled. The book is not a narrative history, but a mosaic of documents interspersed with extended essays. While the collection as a whole strikes little new conceptual ground, the material the editors have so assiduously gathered provides an engrossing portrait of the resistance efforts of mineworkers and union officials.

The centerpiece of this volume consists of two writings by Franz Vogt, who became in the 1920's an official of the Bergarbeiterverband, an SPD leader in Bochum, and later a leading figure in the efforts to organize a miners' resistance organization. Vogt's writings were composed in the 1930's during his Dutch exile, and are now housed at the International Institute for Social History in Amsterdam. Together they serve as the testament of a generation of workers and labor activists enmeshed in the upheavals of twentieth-century German history.

The first of these writings is a long autobiographical letter to his children, who had remained in Germany with relatives. Military service in World War I, a long and difficult march home through the chaos that had gripped eastern Europe, participation in the Freikorps, movement from city to city in search of work. — Vogt's autobiography evokes the lives of so many German men who came of age as the old order crumbled. He joined the SPD in 1920, having been influenced — in true nineteenth-century fashion! — by his discussions with cigar makers, „die während ihrer Arbeit viel Zeit zum Denken hatten...“ (p.17). He began working in the Ruhr mines in 1920, although his own background was petit-bourgeois and he had qualified as a school teacher. Vogt undoubtedly stood out because of his eloquence and education, and he was soon tapped by the miners' union for leadership positions.

From 1924 until he was forced into exile by the NS terror, Vogt's life revolved around the labor movement. His autobiography offers a revealing picture of the enormously varied and time-consuming

activities that labor's leaders engaged in. Little time was left for a „normal“ family life. As the Nazis expanded their base of support, the pace of activity became still more feverish, and, of course, more dangerous. Even before the Nazi seizure of power Vogt carried with him a loaded revolver.

Vogt stood on the left of the SPD, and he became increasingly disillusioned with the passivity of the party. He was a leader of the Reichsbanner, and stood with those who vainly awaited the party's call to action at the time of the Prussian Staatsstreich and Hitler's Machtergreifung, and who in 1933 opposed the unions' efforts to reach some accommodation with the Nazi regime. Vogt provides a gripping picture of the terror that descended upon labor in Bochum in the first few months of Nazi rule, and of his efforts to maintain morale among labor's cadres as the National Socialist noose tightened. Himself the victim of severe mishandling by the SA, Vogt in June 1933 joined the emigration, travelling first to the Saar, the interim station for so many German exiles, and then to Amsterdam, where he continued his resistance activities. To his children he concludes with a reaffirmation of his revolutionary commitments, and his foreboding of a new and more destructive war.

Vogt's article from 1936, „Die Lage der deutschen Bergarbeiter“, is also revealing. Written for the resistance journal „Sozialistische Tribüne“, it analyzes the social basis of miners' activism and the prospects for continued resistance to the Third Reich. Vogt crisply and clearly connects the nature of work underground to miners' highly developed sense of autonomy and solidarity, a point that recent historians have expended so much effort to substantiate. As other socialist exiles, Vogt was well aware of the successes the Nazis had had in destroying not only the formal institutions of the labor movement, but also the social networks of solidarity upon which so much of the formal edifice rested. Vogt analyzes the dual and partly contradictory role of the German Labor Front as a means of Nazi domination, but also as a voice for the representation of working-class economic interests — another issue much discussed by historians. Vogt's article, poignantly articulating the despair and hope of so many German exiles in the 1930's, oscillates between a quite sober evaluation of Nazi domination, and expressions of faith in the ultimate revival of socialism.

Along with the two writings by Franz Vogt, the compilers of the volume have collected other documents from the miners' resistance, including a 1932 speech of Vogt's to the Prussian Landtag; his obituary of Friedrich Husemann, the chairman of the Bergarbeiterverband and victim of the SA terror; excerpts from the „Bergarbeiter-Zeitung“ and the „Bergarbeiter-Mitteilungen“, the organs of the Arbeiterschuss freigewerkschaftlicher Bergarbeiter Deutschlands; and a variety of other material. Collectively the documents provide a comprehensive portrayal of the perceptions and activities of the mineworkers' resistance.

Bajohr and Peukert do a good job of placing the documents in context. They draw upon the most recent scholarship, including their own, to fill in much of the background information. Their detective work is impressive even as they stress the difficulties in reconstructing the history of the resistance, and the inevitably incomplete historical record. They rightly emphasize the particular difficulties that trade unionists faced in maintaining their activism in exile and underground, because the representative role of unions depend so greatly upon conditions of legality. Amidst the historiographical controversies surrounding the resistance, Bajohr and Peukert strike a judicious stance. They argue that the widest possible forms of activity should be considered in analyzing opposition to the Third Reich, but stop short of labelling every expression of protest an act of resistance.

Peukert and Bajohr, as well as the IG Bergbau und Energie, which provided support for the publication of „Spuren des Widerstands“, deserve our appreciation. They have made available to the public an important collection of material that demonstrates the hopes and struggles — and the disappointments and despair — of mineworkers and union officials in the 1930's.

Eric D. Weitz

KRIEGER, Wolfgang: General Lucius D. Clay und die amerikanische Deutschlandpolitik 1945-1949 (= Forschungen und Quellen zur Zeitgeschichte, Bd.10). — Stuttgart: Klett-Cotta 1987. 560 S.

Er war der „Prokonsul“, der „Schutzpatron“ der Bundesrepublik: Lucius D. Clay. In seiner Habilitationsschrift widmet sich Wolfgang Krieger den „deutschen Jahren des Generals“. Im Gegensatz zu den bisher vorliegenden Arbeiten wird die Person Clays stärker in die amerikanische Deutschland- und, was nach Krieger für die Einschätzung besonders wichtig ist, in die allgemeine Außen- und Sicherheitspolitik eingebettet. „Welche Rolle spielte General Clay hierbei?“ ist eine vom Autor oft gestellte Frage. Dieser Anspruch machte eine Eingrenzung der zu untersuchenden Teilaspekte angesichts einer Fülle jetzt erst zugänglicher Quellen notwendig. Aus dem Untersuchungsgegenstand fallen daher heraus: die

wohl eher zum innerpolitischen Bereich zählenden Problemfelder wie Entnazifizierung und Demokratisierung (Parteien- und Gewerkschaftspolitik) sowie das persönliche Beziehungsgeflecht zwischen deutschen und amerikanischen Exponenten der politischen Szenerie im Nachkriegsdeutschland.

Die sinnvolle Eingrenzung ermöglicht eine detaillierte Analyse von z.T. bislang vernachlässigten Aspekten, wobei hier nur wenige der anregenden und diskussionswürdigen Resultate vorgestellt werden können. Sicherheitspolitische Belange sieht der Autor als beherrschende Triebfeder der amerikanischen Außenpolitik in den Jahren nach dem Kriegsende bis 1949, dem von ihm ausführlich betrachteten Zeitraum. Demnach sind die wirtschaftlichen Motive in ihrer Bedeutung nicht so hoch zu veranschlagen, wie es andere Autoren zuvor getan haben. Mit der 1947 einsetzenden Orientierung auf die sowjetische Gefahr, die nicht als eine unmittelbare militärische Bedrohung, sondern als eine Auseinandersetzung auf ideologischer Ebene verstanden wurde, wuchs Deutschland zu einem gewichtigen Faktor im amerikanischen Sicherheitskonzept (gewiß nicht als aktiver militärischer Partner, eher als passives Militärpotential wegen industrieller Kapazitäten und geographischer Lage). So gesehen, wird der Marshallplan von Krieger vordringlich nicht als ein Mittel zur Überwindung des wirtschaftlichen Dilemmas in Deutschland bewertet. Er entstand vornehmlich unter dem Gesichtspunkt der nationalen Sicherheit. Diese sicherheitspolitischen Momente hebt er im Gegensatz zu vorangegangenen Arbeiten (John Gimbel, „The Origins of the Marshall Plan“, 1976) besonders hervor.

Unter dieser Einschätzung erscheint auch das Scheitern der Moskauer Außenministerkonferenz 1947 in anderem Licht. Eben nicht der Streit um Reparationen, „die geizkragige amerikanische Reparationspolitik“, sei für den Konflikt über Deutschland verantwortlich zu machen, sondern die außerhalb Deutschlands liegenden Konfliktzonen. Da auch die sowjetische Politik weniger ökonomisch als vielmehr politisch-taktisch ausgerichtet war, gibt Krieger dem von Clay empfohlenen, von der amerikanischen Verhandlungsdelegation aber nicht beschrittenen Weg, den Sowjets ein Reparationsangebot zu unterbreiten, wenig Erfolgchancen. Wie überhaupt der General, den Eindruck gewinnt man jedenfalls, auf der einen Seite recht wenig an den gesamtstrategischen Planungen beteiligt, auf der anderen Seite aber insbesondere dadurch recht bedeutsam und wichtig war, weil er diese Politik vermitteln sollte und dazu das zur erfolgreichen Umsetzung notwendige Vertrauen der deutschen Seite genoß. Clay begnügte sich aber nicht mit der ihm zugedachten Funktion eines Ausführungsorgans, sondern griff oft in die politischen Kontroversen, soweit sie Deutschland direkt betrafen, ein. Konflikte mit dem amerikanischen Außenministerium und — wie Krieger ergänzend zu bisherigen Arbeiten festhält — mit dem Kriegs- (Armee-) ministerium waren unausweichlich. Dies trifft insbesondere auf die Phase zu, in der Clay, der zunächst eine „Nibelungentreue“ zum Potsdamer Abkommen an den Tag legte, den einmal eingeschlagenen Weg Richtung Weststaat konsequent zu Ende führen wollte. Die Option für den Weststaat bedeutete nicht die Aufgabe der Hoffnung, doch noch zu einer gesamtdeutschen Lösung zu kommen; sie diente vornehmlich dazu, um bei eventuellen Gesprächen mit den Sowjets in dieser Frage eine starke Verhandlungsposition zu besitzen. Als im Vorfeld der Pariser Konferenz 1949 das State Department die eigenen Prämissen der Weststaatsgründung zu überprüfen begann, opponierte Clay heftig. Ob tatsächlich 1949 noch die Chance bestand, daß Amerikaner und Sowjets „dramatische Schachzüge“ hin zu einem gesamtdeutschen Staat vornehmen würden (was Briten, Franzosen, einige westdeutsche Politiker und auch Clay befürchteten), ob die Amerikaner wirklich auf ein weitreichendes sowjetisches Angebot eingegangen wären, muß nach Ansicht Kriegers auch weiterhin offen bleiben. Die Sowjets testeten die Amerikaner nicht, „der Kreml zeigte sich nicht interessiert“, so daß Clays Weststaatspolitik letztlich erfolgreich, zugleich aber — so lautet das Resümee — insofern gescheitert war, als der Weststaat keine Grundlage für ein demokratisches, nach Westen ausgerichtetes Gesamtdeutschland wurde.

Die beeindruckende Akribie der Quellenanalyse gewährt einen tiefen Einblick in die oft verwirrenden Denkspiele der amerikanischen Planer. Kritisch anzumerken wäre jedoch, ob es ausreicht, zum wirtschaftlich wie politisch interessanten Gesetz 75 vom November 1948 lediglich die Presseverlautbarung zu erwähnen, in der es u.a. heißt, daß mit diesem Gesetz einer übermäßigen Konzentration wirtschaftlicher Macht vorgebeugt und die Entscheidung über die Sozialisierung einer frei gewählten Gesamtregierung überlassen werden sollte. Hierzu paßt die These, daß die amerikanische Besatzungspolitik nicht zur Verhinderung der Sozialisierung beigetragen habe. Darüber und über die mit Gesetz 75 verbundene Intention läßt sich gewiß streiten. Wenig hilfreich ist in diesem Zusammenhang das Statement, daß diejenigen, die behaupten, die Besatzungsmächte (incl. Clay) hätten den freiheitlichen Sozialismus verhindert, erst einmal beweisen müßten, daß die Mehrheit der Westdeutschen diesen überhaupt wollten. Die gegenteilige Ansicht wird nur dürftig mit Hinweisen zur Volksabstimmung über den hessischen Sozialisierungsartikel untermauert: Nur 46% (der Wahlberechtigten) stimmten mit „Ja“. Gewiß ist die

Zahl korrekt ermittelt (Wahlberechtigte minus Nicht-Wähler, ungültige und Nein-Stimmen), verzerrt aber, zumal die 72 % Ja-Stimmen (der gültigen Wahlzettel) verschwiegen werden. Andersherum könnte man, das wäre ebensowenig dienlich bei der Klärung dieses Problems, darauf hinweisen, daß nur knapp 18 % der Wahlberechtigten sich dezidiert gegen eine sofortige Sozialisierung ausgesprochen haben. Allein — hieran ist der Bd. nicht zu messen. Er enthält zahlreiche interessante, fruchtbare und diskussionswürdige Einschätzungen, an denen in Zukunft kaum jemand vorbeigehen darf, der sich mit der bundesrepublikanischen Vorgeschichte beschäftigt. Dazu zählt insbesondere das eine Fazit, daß die US-Deutschlandpolitik nicht die Teilung Deutschlands und über lange Zeit nicht den separaten Weststaat anstrebte.

Walter Mühlhausen

WEBER, Hermann: **Die DDR 1945-1986** (= Oldenbourg-Grundriß der Geschichte, Bd.20). — München: Verlag R. Oldenbourg 1988. IX, 253 S.

Der anzuzeigende Bd. gehört in die fast abgeschlossene Reihe „Grundriß der Geschichte“ des Oldenbourg-Verlags und steht damit gleichfalls unter der Auflage, „eine gut lesbare Darstellung des historischen Geschehens zu liefern“ und „eine Summe des heutigen Forschungsstandes zu bieten“. Denn „mit ihrem Ziel, sowohl Wissen zu vermitteln als auch zu selbständigen Studien und zu eigenen Arbeiten anzuleiten, wendet sich die Reihe in erster Linie an Studenten und Lehrer der Geschichte“.

In dieses bewährte Raster fügt sich auch der Bd. des versierten Autors Hermann Weber. Die komprimierte Darstellung der DDR-Geschichte 1945-1986, die den politischen Aspekt in den Vordergrund rückt, ist in vier Kapitel gegliedert (Vorgeschichte der DDR 1945-1949; „Aufbau des Sozialismus“ in der DDR 1949-1961; Festigung der DDR 1961-1970: Die DDR zwischen Stabilität und Krise 1971-1986) und folgt damit den gängigen Zäsuren. Sie besticht durch einen hohen Grad von Solidität und griffig formulierte generelle Einsichten, wie an einem typischen Exempel verdeutlicht werden soll: „Grundsätzlich benutzte die SED zur Herrschaftssicherung drei Methoden, die sie ebenfalls von der Sowjetunion Stalins übernommen hatte. Erstens wurden Gegner mit Gewalt niedergehalten. Der Staatssicherheitsdienst und die Justiz richteten sich gegen eine Minderheit, die aktiv das System ändern wollte. Zweitens praktizierte die Führung die Neutralisierung, womit ‚unpolitische‘ Menschen, die weder Gegner noch Anhänger des Systems waren, bei allmählich wachsendem Wohlstand und einem Mindestmaß an persönlichem Freiraum von jeglicher Opposition abgehalten werden sollten. Drittens bildete die Ideologie nicht nur ein Bindeglied der herrschenden Eliten: Durch Indoktrination — vor allem der Jugend — galt es neue Anhänger zu gewinnen. Die Ideologie diente — neben der Anleitung des politischen und sozialen Handelns — als Rechtfertigungs- und Verschleierungsinstrument der Führung“ (S.37).

An solchen verdichteten, deduktiv gesetzten Definitionen läßt sich jedoch zugleich ein prinzipielles inhaltliches Problem festmachen, das sich im Blick auf den anvisierten Adressatenkreis ergibt. Es erscheint nämlich durchaus fraglich, ob die Rückverwandlung, d.h. die Verknüpfung mit dem nur knapp skizzierten historischen Substrat, von dem jene Schlußfolgerungen des Autors abgeleitet sind, dem mit den konkreten Details nicht hinlänglich Vertrauten überhaupt gelingen kann — wohl kaum mit wünschenswerter Verlässlichkeit.

Ein weiterer Nachteil, der ebenfalls Hermann Weber nicht angelastet werden darf, betrifft den Verzicht auf veranschaulichende Elemente. Er fällt freilich bei einer so stark skelettierenden Rekonstruktion, wie sie für die „Grundriß“-Reihe charakteristisch ist, doppelt ins Gewicht.

In dem „Grundprobleme und Tendenzen der Forschung“ überschriebenen Part spielt der Autor, der die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Geschichte der DDR in der Bundesrepublik während der letzten zwei Jahrzehnte maßgeblich mitbestritten hat, seine souveräne Kennerschaft eindrucksvoll aus. Die imponierende Fülle kann nur angedeutet werden.

Prägnant und erhellend sind beispielsweise die grundsätzlichen Bemerkungen zur „Parteilichkeit“ der DDR-Geschichtswissenschaft, die als die Forderung der politischen Führung an die Historiker vorgestellt wird, „den ‚Beweis‘ für die zentrale Aussage der Ideologie zu erbringen, daß nämlich die Kommunisten in der Vergangenheit ‚immer recht‘ hatten, woraus abgeleitet wird, daß dies auch für die Gegenwart und Zukunft zutrifft“. Das heißt: „Geschichte wird so geschildert, wie sie laut aktueller Politik hätte sein sollen, aber nicht so, wie sie wirklich verlief“ — die neuen Dokumentenbände zur Geschichte der SED bestätigen diese „Degradierung der Geschichte zur rückprojizierten Gegenwart“ (S.108).

Überzeugend werden — um einen zweiten Beleg anzuführen — die Disproportionen namhaft gemacht, die sich aus dem Fehlen einer differenzierten Wirtschafts- und Sozialgeschichte der DDR in der ost-, aber auch der westdeutschen Forschung ergeben und bestimmte „Unwuchten“ in den neueren Gesamt-

darstellungen (etwa bei Dietrich Staritz, „Geschichte der DDR 1949-1985“, Frankfurt/M. 1984 oder Hermann Weber, „Geschichte der DDR“, München 1985) erklären. — Die klar strukturierte Bibliographie („Quellen und Literatur“), auf die der Forschungsbericht in erstaunlich weitem Ausmaß gezielt Bezug nimmt, umfaßt immerhin 1227 Titel.

Werner Ripper

SPURK, Jan: **Soziologie der französischen Arbeiterbewegung** (= Edition Philosophie und Sozialwissenschaften, Bd.6). — Berlin: Argument-Verlag 1986. 317 S.

Die vorliegende Arbeit ist die gekürzte Fassung einer Frankfurter Dissertation, angenommen im Fachbereich Gesellschaftswissenschaft. Der Autor geht einleitend von der leider wohl zutreffenden Feststellung aus, daß die französische Arbeiterbewegung in der Bundesrepublik bis heute weitgehend unbekannt geblieben ist; das gilt in ganz besonderem Maße für die Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg. Jan Spurk will — z.T. in Anlehnung an E.P. Thompson und M. Vester — aufzeigen, wie und warum sich in den fünfunddreißig Jahren zwischen der Libération und 1978 „soziale Konstitutionsprozesse“ bei Arbeitern entwickelten, die in einer Arbeiterbewegung stattfanden, d.h., es geht um Analyse und Beschreibung von Klassenkonstitution, ein Prozeß, der in empirisch nachweisbaren Kampf- und Lernzyklen stattfindet, die in vermittelter Beziehung zu der langzyklischen Entwicklung des Kapitals stünden. So die Grundhypothese der Arbeit, die anhand mehrerer Entwicklungsphasen (Nachkrieg und IV. Republik, die V. Republik bis zum Mai 68 sowie die Entwicklung danach) entfaltet wird.

Die Nachkriegsentwicklung ist dem Autor zufolge gekennzeichnet durch die politische Dauerkrise der IV. Republik, was mit dazu beitrug, daß eine „blockierte“ gesellschaftliche Situation noch verstärkt wurde, „die durch eine sozial schwache und orientierungslose Bourgeoisie einerseits, die Existenz einer im proletarischen Lager fest organisierten Arbeiterklasse und die große Masse von Kleinproduzenten und Freiberuflern andererseits geprägt war“ (S.7). Dem entsprach ein Kampfzyklus, der 1947 begann und 1958 endete, und den der Autor als regressive Konstitution der Arbeiterklasse im proletarischen Lager interpretiert. Er konstatiert dann, daß die Modernisierung der Volkswirtschaft, die mit und im Gefolge des Marshall-Planes nach Frankreich gekommen war, eigentlich erst nach der gesellschaftlichen und politischen Stabilisierung durch den Gaullismus gesamtgesellschaftlich in Angriff genommen wurde. Noch bis in die sechziger Jahre hinein blieb in Frankreich die traditionelle Industriestruktur erhalten, lediglich ergänzt durch neue Betriebe. Mit letzteren seien allerdings auch neue Arbeiter in die Produktion gekommen, die andere Traditionen und Bindungen gehabt hätten als gerade proletarische (z.B. ehemalige Bauern). Dem entspreche die Entstehung eines neuen Kampfzyklus zu Beginn der sechziger Jahre, in dem anfangs Lohnkämpfe entsprechend der „fordistischen Logik“ (mehr Lohn, um mehr zu konsumieren) dominierten, die hauptsächlich vom proletarischen Lager getragen worden seien.

Fordismus ist — wie unschwer zu erkennen — ein zentraler Begriff der Studie; verstanden wird darunter der Zusammenhang zwischen Arbeits-, Produktions- und Konsumnormen, der die Grundlage des neuen, um den Massenkonsum zentrierten Akkumulationsmodus darstellt (S.58f.). Die Kämpfe in diesem Zyklus beschrieben dem Autor zufolge eine „autodestruktive Tendenz des proletarischen Lagers, denn es wurde an einem zentralen Punkt die prinzipielle Ausgrenzung gegen die bürgerliche Gesellschaft aufgegeben“ (S.8). Trotz der großen Modernisierungswelle sei Frankreich keineswegs zum Musterland des Fordismus geworden, vor allem weil das niedrige Lohnniveau die Entfaltung des Massenkonsums und damit des Akkumulationsmodus beschränkt habe. Spätestens in der Krise vom Mai/Juni 1968 seien die Defizite des Fordismus besonders deutlich geworden, und etwa 1974 setzte dann auch in Frankreich jene wirtschaftliche und technische Krise ein, die bis heute andauert. Dem Aufbau der Arbeit gemäß entsprach dieser Entwicklung dann ein Kampfzyklus, in dessen Verlauf Arbeiterkollektive auf Betriebsebene sich als neue „Klassenansätze“ konstituiert hätten, aber weder eine gemeinsame Strategie noch ein alternatives gesellschaftliches Projekt hätten entwickeln können. Daneben — so die Studie weiter — etablierte sich die Confédération française et démocratique du travail (CFDT) mit neuen Themen und Aktionen; ein insgesamt eher traditioneller Klassenansatz des tendenziell zerfallenden proletarischen Lagers mit defensivem Charakter, da es vorwiegend um die Verteidigung der eigenen Identität und Existenz gehe. Am Ende des Kampfzyklus 1978/79 habe sich herausgestellt, daß es unmöglich gewesen sei, die Arbeiterklasse in einer neuen Form zu konstituieren. Das politische Stichwort für den Wendepunkt der gesellschaftlichen Entwicklung ist 1978 die Wahlniederlage der „Linken“, mit der sich nur eine Seite der weitergehenden Perspektivlosigkeit offenbarte. Erst mit der Wahl Mitterands zum Präsidenten schien dann noch einmal die Voraussetzung für eine neue Krisenregelung gegeben.

Folgt man den Darlegungen des Autors, so war die Bilanz der gesellschaftlichen Entwicklung zehn Jahre

nach dem Mai '68 eindeutig. Trotz der „großen“ Kämpfe der 70er Jahre, des (Wieder-)Erstarkens der traditionellen Arbeiterbewegung und -organisationen sowie der extremen Linken, habe keine Perspektive für den Aufbau einer proletarischen Öffentlichkeit, eben des Sozialismus, über den so viel geredet und geschrieben wurde, entwickelt werden können. „Es blieben die Erinnerungen an eine Periode radikaler Arbeiterkämpfe und die Möglichkeit, Lehren daraus zu ziehen“ (S.258). Dies führt dann zu Überlegungen, die heute auch in anderen Zusammenhängen und an anderen Beispielen diskutiert werden; gemeint sind der sogen. „Abschied vom Proletariat“ (S.286), aber auch die Frage, wie revolutionär die Arbeiterklasse war bzw. überhaupt sein konnte, die der Autor für den von ihm behandelten Zeitraum negativ beantwortet (S.287). Das proletarische Lager sei definitiv nicht mehr in der Lage gewesen, eine gesellschaftliche Alternative zum Kapitalismus aufzubauen und sei deshalb schließlich aufgegeben worden. Entgegen manchen Theorien bedeute jedoch das Ende der traditionellen Arbeiterbewegung nicht das Ende der Arbeiterbewegung schlechthin.

Die vorliegende Studie versteht sich als Beitrag zur Rekonstruktion einer komplexen Gesellschaftstheorie, die um den Begriff der realen Subsumtion zentriert ist. Wer sich von der komplizierten Theorie und der entsprechend trockenen und komplizierten Sprache nicht abschrecken läßt, wird sie mit Gewinn lesen.

Beatrix W. Bouvier

BURKHARDT, Hans, Günter ERXLEBEN und Kurt NETTBALL: Die mit dem blauen Schein. Über den antifaschistischen Widerstand in den 99er Formationen der faschistischen deutschen Wehrmacht (1942 bis 1945). — Berlin/DDR: Militärverlag der DDR, 1. Aufl. 1982, 2., berichtigte Aufl., 1986. 372 S.

KLAUSCH, Hans-Peter: Die 99er. Von der Brigade „Z“ zur Afrika-Division 999: Die Bewährungsbataillone und ihr Anteil am antifaschistischen Widerstand. — Frankfurt/M.: Röderberg Verlag 1986. 375 S.

Laut Wehrgesetz des „Dritten Reiches“ von 1935 war der Wehrdienst „Ehrendienst am Deutschen Volke“ — unter ausdrücklicher Aussonderung bestimmter Personengruppen. Betroffen waren primär „Zuchthäusler“, doch auch Gefängnisstrafen infolge „staatsfeindlicher Betätigung“ führten zur „Wehrunwürdigkeit“ — dokumentiert durch einen blauen Ausschließungsschein, der dem Buch der Ex-99er Burkhardt/Erxleben/Nettball (im folgenden: B/E/N) den Titel gab.

Die „Wehrwürdigkeit“ konnte u.U. wiedererlangt werden — auf Antrag des Wehrbezirkskommandeurs oder des Betroffenen selbst, (bei „Staatsfeinden“ selten!). Insbesondere nach Kriegsausbruch gab es hier Interessenkonflikte zwischen der auf dauernde Ausschaltung namentlich der „kommunistischen und marxistischen“ Regimegegner bedachten Gestapo und der auf Ausschöpfung auch der letzten Reserven angewiesenen Militärs. Mit zunehmender Kriegsdauer und Ausblutung der Wehrmacht obliegen schrittweise die pragmatischen Argumente gegenüber den ideologischen Bedenken, und die Kriterien (Alter, Vorstrafen) zur Verleihung des „Bedingt-Wehrwürdigen“ (BWW)-Status wurden immer großzügiger. Die Gefahr antifaschistischer „Wehrkraftzersetzung“ verbot jedoch die Integration in reguläre Einheiten (mit Ausnahme der „leichten Fälle“); so wurde im September 1942 die Aufstellung einer Sondertruppe beschlossen, die laut Verfügung des Oberkommandos der Wehrmacht (OKW) vom 2.10.42 die Bezeichnung „Afrika-Brigade (später: Division) 999“ erhielt. Nach einer forcierten „Ausbildung“ im ehemaligen KZ Heuberg (bzw. in Baumholder) wurden die BWW - „eingerahmt“, d.h. überwacht von „verlässlichen Stamm-Mannschaften“ — in Bataillone zusammengefaßt, wobei der Anteil der Kriminellen (und potentiellen Spitzel) etwa doppelt so hoch gehalten wurde wie der der „Politischen“ jeglicher Couleur — doch primär der Arbeiterparteien.

Die „Bewährung durch Kampfeinsatz“ in Nordafrika hinterließ zwiespältige Eindrücke. Zwar benützten viele BWW die erste Gelegenheit zur Desertion, kaschierten diese aber aus Rücksicht auf die Familie oft als Gefangennahme; so glaubte das OKW, auch nach der Kapitulation des tunesischen Brückenkopfs, das Experiment lohne eine Fortsetzung. Da aber ein Einsatz an der Ostfront zumindest für die zahlreichen KPD-Veteranen einen erhöhten Desertionsanreiz geboten hätte (eine Befürchtung, die sich 1944 nach der Verlegung einiger Bataillone als Lückenfüller bestätigen wird), wurde ab Sommer 1943 Griechenland zum Haupteinsatzgebiet der BWW, die nach und nach in insgesamt 17 „Festungssinfanteriebataillonen“, vor allem auf den Inseln und der Peloponnes, zusammengefaßt werden. Die Konzentrierung so vieler „Untermenschen“ entsetzt nicht wenige Offiziere: So protestiert der Kommandeur der 117. Jägerdivision, von LeSuire (NB: von Kurt Waldheim, „für die Richtigkeit“ unterzeichnet), gegen deren Einsatz in Griechenland, „weil in dem Land der Nichtsteuer, Schieber und Korrupteure die Versuchung für neue Verbrechen und dunkle Geschäfte geradezu ungeheuerlich ist“.¹

1 Internationale Historikerkommission zur Klärung der militärischen Vergangenheit von Kurt Waldheim, Bericht, Wien 1988, Bl.119.

Weit mehr als Eigentumsdelikte der Kriminellen fürchtete die Wehrmachtsführung jedoch die Kontakte der Politischen zur kommunistisch ausgerichteten „Nationalen Befreiungsfront“ EAM und deren Partisanenarmee ELAS. Trotz Überwachung, Sprachbarriere sowie beidseitiger Furcht vor Agents provocateurs wurden der Résistance Medikamente, Waffen, Informationen und selbst Funkgeräte zugespielt sowie Hilfe beim Abfassen deutschsprachiger Flugblätter geleistet. Zahlreiche 999er desertierten, zumindest zweimal werden in Absprache mit ELAS und den Briten Aufstände vorbereitet, die jedoch verraten und in Blut erstickt werden. Dennoch entstanden unter Mitwirkung der EAM/ELAS im Sommer 1944 antifaschistische Komitees, von denen das „Antifaschistische Komitee ‚Freies Deutschland‘“ (AKFD) unter Führung von Falk Harnack und G. Reinhardt bald die koordinierende Rolle übernahm. Anzumerken ist hier, daß zwar das „Nationalkomitee Freies Deutschland“ (NKFD) in der UdSSR als Vorbild diente, im Gegensatz zu diesem aber die AKFD-Mitglieder aus freien Stücken zu den Partisanen übergegangen waren.

Bereits im September 1944 begann der deutsche Rückzug, und wiederum gelang es zahlreichen 999ern, sich entweder noch in Griechenland abzusetzen oder in Albanien bzw. Jugoslawien. Oft genug waren sie aber gezwungen, sich in Selbstverteidigung am Abwehrkampf der bedrängten Wehrmacht zu beteiligen. Einem Teil der AKFD-Kader gelang es 1945, sich mit Hilfe der balkanischen „Bruderparteien“ nach Deutschland durchzuschlagen, wenn auch wiederholt verdiente Kämpfer „wegen Bagatellen“ von den Tito-Partisanen erschossen wurden (Klausch = K., S.352). Doch auch die Mehrzahl, die nach Ägypten in britische Gefangenenerlager transportiert wurde, erfährt trotz (oder wegen?) ihrer ideologischen Ausrichtung kaum eine bessere Behandlung als die alten Nazis. (Dieses ernüchternde Schlußkapitel zur Geschichte der 999er muß allerdings noch geschrieben werden.)

Einige Worte zu den benutzten Quellen: B/E/N stützten sich (in Weiterführung einer früheren DDR-Publikation²) auf „fast 200 Erlebnisberichte ehemaliger 999er“ sowie eine Anzahl Dokumente; K. benützt weitere private Sammlungen, Gerichtsakten sowie insbesondere die einschlägigen Bestände des Freiburger Militärarchivs. Leider fehlen nicht nur (wohl aus Sprachschwierigkeiten) griechische Quellen, sondern auch (trotz eines Hinweises des Rezensenten) die verstreuten britischen; doch sind letztere wohl in der mittlerweile angenommenen Dissertation von K. enthalten, die auf der vorliegenden populärwissenschaftlichen Version aufbaut. Beide Bücher haben Lücken in der Dokumentation, doch das störendste Manko — bei B/E/N ausgeprägter — sind die vielen verbatim übernommenen Erzählungen, oft nur mit kurzen Texten der Autoren nach dem Collageprinzip verbunden. Unter der Überfülle subjektiver Detailinformationen verblissen so oft die großen Zusammenhänge. Die Problematik der vorherrschenden Quellengattung wird greifbar bei einem Vergleich der fast identischen Auflagen von B/E/N: Die wenigen Änderungen gehen auf zwischenzeitliche Stellungnahmen von AKFD-Veteranen zurück, wonach etwa ein „überzeugter Antifaschist“ in der 2. Auflage nur noch als solcher „galt“ und ihm das schmückende Synonym „Zwickauer Arbeitersohn“ aberkannt wird (286ff). — Bei Hunderten aus der allgemeinen Geschichte unbekannten Namen macht sich das Fehlen eines Registers bei K. schmerzlich bemerkbar; hilfreich hingegen — wieder im Gegensatz zu B/E/N — sind K.s Übersichtskarten. — Obwohl insbesondere K. wiederholt Fehler seiner Vorarbeiter (auch der 1. Aufl. von B/E/N) und Informanten korrigiert, werden doch in beiden Büchern Unrichtigkeiten und (öfter) Simplifizierungen aus Interviews etc. unkritisch übernommen. So etwa war die sicherlich höchst anfechtbare britische Griechenlandpolitik (und die ihrer griechischen Sympathisanten) nicht so machiavellistisch oder gar (pro-)faschistisch wie wiederholt behauptet. Andererseits werden trotz gelegentlicher Ansätze (vor allem bei K.) problematische Verhaltensweisen der (linken) Résistance oft mit Schweigen übergangen, so etwa der Umstand, daß die ELAS bis zum Frühjahr 1944 fast alle deutschen Überläufer aus Spitzelfurcht kurzerhand liquidierte — ein Schicksal, das auch sozialdemokratische Deserteure erteilte, sofern die lokalen Kommissare der Kommunistischen Partei noch bei der These vom „Sozialfaschismus“ stehen geblieben waren.

Gelegentlich kommt der Eindruck auf, daß die Autoren den sozialdemokratischen Beitrag nicht genügend würdigen. Befremden muß etwa die Nichtnennung von Georg Eckert,³ dem führenden Antifaschisten in Saloniki. Zwar war E. kein 999er, doch das war Harnack auch nicht. Trotz solcher Vorbehalte ist aber der Gewinn an neuen Informationen erheblich, womit — namentlich durch K. — die Maßstäbe zurechtgerückt wurden in einem Kapitel des Zweiten Weltkriegs, das bislang Domäne der Kolportageliteratur war. Hingegen bleibt es bedauerlich und auch peinlich, daß seriöse „bürgerliche“ Historiker

2 Strafddivision 999. Erlebnisse und Berichte aus dem antifaschistischen Widerstandskampf, 2. Aufl., Berlin 1966.

3 Späterer Begründer des Internationalen Schulbuchinstituts in Braunschweig.

nach fast einem halben Jahrhundert noch Berührungängste vor dem Thema zu haben scheinen; als Schritt zu deren Überwindung war die kürzliche Veranstaltungsreihe (1987/88) der Goethe-Institute in Griechenland gedacht.⁴

Hagen Fleischer

4 Deutscher Widerstand im besetzten Griechenland (Katalog). Hrsg. vom Goethe-Institut Athen, Athen 1987.

THOMPSON, Edward P.: **Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse**. 2 Bde. (= edition suhrkamp, N.F., Bd. 170). — Aus dem Englischen von Lotte Eidenbenz, Mathias Eidenbenz, Christoph Groffy, Thomas Lindenberger, Gabriele Mischkowski, Ray Mary Rosdale. Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag 1987. 1065 S.

Nach mehr als zwanzig Jahren erscheint einer der meistzitierten Klassiker der modernen Sozialgeschichte in Deutsch: „The Making of the English Working Class“ des britischen Marxisten Edward P. Thompson. Die Übersetzung selbst, das vorneweg, konnte viel von der erzählerischen Brillanz Thompsons beibehalten. Sehr lobenswert auch die informativen „Anmerkungen der Übersetzer“.¹ Bei einem weithin bekannten Werk, das vielfach diskutiert — wenngleich wahrscheinlich weniger häufig (vollständig) gelesen — und das Gegenstand zahlloser Kontroversen wurde,² kann es nicht um eine „Rezension“ gehen, sondern mehr um Anregungen für eine (erneute) Rezeption.

Während sich die englische Geschichtswissenschaft ganz konkret mit Thompsons Hauptthese auseinandergesetzt hat, daß sich in den Jahren zwischen 1790 und 1832 die englische Arbeiterklasse herausbildete und daß am Ende dieses Prozesses die arbeitende Bevölkerung über alle Trennungen hinweg ein Bewußtsein ihrer Interessenidentität (und die entsprechenden Organisationen) entwickelt habe, fand dagegen in Deutschland Thompsons sozialhistorischer, ganzheitlich-kultureller Klassenbegriff besondere Beachtung. Klasse, so sein berühmtes Diktum, ist keine „Struktur“ oder „Kategorie“ sondern eine „Beziehung“ (S.7 und S.9); sie „formiert sich“ (S.8) (happens) aufgrund eigener Innovation ebenso sehr wie aufgrund „objektiver“ Einflüsse.³ Ist Klassenenerfahrung für Thompson weitgehend determiniert, so ist es Klassenbewußtsein ganz und gar nicht. Es ist eine kreative Interpretation sozialer Wirklichkeiten, die weder abgeleitet noch postuliert, sondern nur in den konkreten Beziehungen der Menschen untereinander und im Verhalten gegenüber anderen Sozialgruppen dokumentiert werden kann. Genau das versucht Thompson, indem er umfangreiches Quellenmaterial ausbreitet und zum Sprechen bringt.

Es ist seltsam, daß einem Autor, der sich wie wenige Historiker stets in theoretischen Polemiken, die für ihn immer auch politische Streitfragen sind, engagiert hat,⁴ häufiger der Vorwurf des Anti-Theoretizismus gemacht wurde. Das mag damit zusammenhängen, daß sein Buch weniger eine geschlossene, sozialgeschichtliche Abhandlung als eine Ansammlung verschiedener Studien darstellt, die nicht zuletzt als Kritiken (S.11 und S.14) konzipiert sind. Gegenüber „bürgerlichen“ wie „marxistischen“ Orthodoxien pocht Thompson sozialethisch auf die Bedeutung vorindustrieller Sozialmoral für die entwickelte Arbeiterbewegung und methodologisch auf den Vorrang der Erfahrung historischer Akteure vor objektiven Lebensumständen, — konkret auf ein Verständnis der Industriellen Revolution auch als „katastrophische Erfahrung“ (S.228). Dabei sieht Thompson eine Kontinuität des auf „gesundem Menschenverstand beruhenden“, politischen Radikalismus des „freigebornen Engländer“ (S.209 und S.937), einer Tradition, der er sich offensichtlich selbst zurechnet.

Dies mag die ausgeprägte Vorsicht erklären, mit der Thompson theoretischen Verallgemeinerungen begegnet. Sein interpretativer Ansatz zielt nicht auf kausale Hypothesen, sondern auf Bewußtmachung verschütteter Handlungsweisen, die auf einer anderen Auffassung menschlicher Ordnung beruhen, als uns heute geläufig. Das wird natürlich diejenigen nicht ganz befriedigen, die einer sozialwissenschaftlich orientierten Geschichte verpflichtet sind. Aber diese Sozialwissenschaftler sollten Thompsons

1 Über gewisse Probleme hat sich das Übersetzerkollektiv in einem auch ansonsten wichtigen Aufsatz geäußert: Thomas Lindenberger, Das „empirische Idiom“: Geschichtsschreibung, Theorie und Politik in *The Making of the English Working Class*, in: PROKLA Jg.18 (1988), H.70, S.167-188, hier S.186, Anm.8.

2 Zuletzt: E. P. Thompson: *Critical Debates*. Hrsg. von Harvey J. Kaye und Keith McClelland, Oxford 1988.

3 Deshalb wurde „Making“ durchaus richtig mit „Entstehung“ (und nicht etwa mit „Herausbildung“) wiedergegeben, um sowohl dessen Konnotation der Eigen- („machen“) wie der Fremdbestimmtheit („gemacht werden“) auszudrücken.

4 Dazu zählen seine Auseinandersetzungen mit Perry Anderson und Louis Althusser, sowie seine in die Friedensbewegung eingebrachte These vom „Exterminismus der Supermächte“.

Werk nicht als Steinbruch mißbrauchen, sondern als „Gegengeschichte“⁵ ernstnehmen, die uns für den Verlust geschichtlicher Erfahrung sensibilisieren kann. Wenn Thompson nun neu gelesen wird, und wenn sein nationaler und kultureller Kontext stärker beachtet wird, der eine einfache Übertragung seiner Konzepte auf die deutsche Arbeiterbewegung nicht erlaubt, dann könnte sich vielleicht herausstellen, daß die Kluft zwischen den beiden Ansätzen gar nicht so groß ist.

Stefan Immerfall

5 So Thompson in einem Interview in: *Ästhetik und Kommunikation*, Jg.9 (1978), H.33, S.21-32, hier S.22.

Exil in Großbritannien. Zur Emigration aus dem nationalsozialistischen Deutschland. Hrsg. von Gerhard HIRSCHFELD (= Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts London, Bd.14). — Stuttgart: Klett-Cotta 1983. 300 S.

Die vorliegende Aufsatzsammlung verdankt ihr Entstehen einmal nicht einem Symposium oder Kolloquium, sondern dem eifrigen Suchen von geeigneten Autoren seitens des Herausgebers, einem Mitarbeiter am Deutschen Historischen Institut London. Dessen Direktor, Professor Wolfgang Mommsen, hatte angeregt, die Komplexität des Exils in Großbritannien durch kleinere Spezialstudien auf interdisziplinärer Basis facettenartig aufzubrechen. Insgesamt konnte das Projekt sowohl auf den bisherigen Monographien zu großen Einzelthemen — wie der Asylpolitik Großbritanniens, der deutschen und der österreichischen politischen Emigration — aufbauen als auch diese mit neuen Fragestellungen weiterführen und neue Aspekte hinzufügen. Von der Öffnung der staatlichen bzw. ministeriellen Archive in Großbritannien und der fortgeschrittenen Bearbeitung der das Land betreffenden Akten im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes profitierten die beiden einleitenden Aufsätze „Das nationalsozialistische Deutschland und die Emigration nach Großbritannien“ von John P. Fox und „Britische Regierungen und die deutsche Emigration 1933-1945“ von Bernd Wasserstein. Eine Ergänzung zu beiden, wiewohl sich zuspitzend auf die SPD im angelsächsischen Raum, ist die Abhandlung „Das deutsche politische Exil in London 1939-1945“ von Anthony Glees; auch er geht sein Thema von offizieller englischer und deutscher Seite an und fügt die Perspektive der Emigranten hinzu. Anscheinend — siehe die Einleitung von Gerhard Hirschfeld, bes. S.13 — war es nicht von vorneherein beabsichtigt, daß mancher Beitrag doch wieder einen Makrokosmos eines bestimmten Themenbereichs erstehen läßt. Solche in Aufsatzform notwendigerweise grobasterig angelegten Übersichten lassen einerseits wiederum nach breiterer, informativerer Darstellung verlangen, die jedoch besser, sozusagen als Synthese einer Reihe von Mikrokosmen, am Ende von umfassenden Detailstudien stehen sollte, zu denen sie andererseits herausfordern. Zu den Übersichten rechne ich den Beitrag „Deutsche Emigranten in Großbritannien 1933-1945“, in dem Francis L. Carsten auch aus eigener Erfahrung die Kriterien für die Aufnahme oder die Weigerung von Flüchtlingen und die (Nicht)Akzeptierung der Emigranten als Verbündete im Kampf gegen den Nationalsozialismus behandelt, des weiteren die politischen und sozialen Bedingungen für berufliche Karrieren, vornehmlich im akademischen Bereich, beschreibt. Letztere bestimmten in hohem Maße die Entscheidung, weiterzuwandern, nach Deutschland zurückzukehren oder schließlich doch zu bleiben. In die Kategorie der Makrokosmen gehört auch der Aufsatz „Die Künste in der Emigration“ von John Willet. Zwischen Global- und Einzelbetrachtung schwebt Lothar Kettenacker. Der Titel seiner Zusammenfassung von bisheriger wissenschaftlicher Literatur, der Auswertung von damaligen Exilpublikationen und zugänglich gewordenen Akten des Foreign Office nährt Erwartungen positiver Art, doch „Der Einfluß der deutschen Emigranten auf die britische Kriegszielpolitik“ war, wie der Autor am Ende resumierte, praktisch nicht vorhanden. Die Konsequenz des negativen Eindrucks, den die politische Emigration mehr und mehr auf die Engländer machte — nämlich Versteifen auf die eigene, britische Position — wäre ja nur auf fragwürdig jesuitische Weise als Erfolg zu werten.

Kleinere Gebiete bearbeiteten Conrad Pütter über „Deutsche Emigranten und britische Propaganda. Zur Tätigkeit deutscher Emigranten bei britischen Geheimsendern“ — eins der monographischen „Nebenprodukte“ seiner Dokumentation „Rundfunk gegen das ‚Dritte Reich‘“ — und Michael Seyfert mit „His Majesty's Most Loyal Internees“: Die Internierung und Deportation deutscher und österreichischer Flüchtlinge als „enemy aliens“. Historische, kulturelle und literarische Aspekte“. Beide Autoren bestätigen von ihrer Warte aus die Generaleinschätzung Kettenackers: Die politisch motivierten Emigranten waren bereit, in die Propaganda- und Planungsarbeit, nicht selten auch in den Kriegsdienst der Engländer gegen das NS-Regime aufgenommen zu werden. Ihr guter Wille, ihre Bemühungen scheiterten an Vorurteilen, an der Rücksichtnahme auf die Verbündeten und an den (vermeintlichen) nationalen Sicherheits- und Wirtschaftsinteressen auf britischer Seite, aber auch an ihrem eigenen Beharren auf traditionellen deutschen Positionen und Verhaltensmustern einschließlich des Parteienstreits. Es blieb

nur der „Rückzug“ auf im weitesten Sinne kulturelle Aktivitäten, die allerdings nicht selten auch langfristig, nach der Rückkehr nach Deutschland, fortwirkten.

Eine sozial- und wirtschaftshistorische Untersuchung liegt vor mit Herbert Loebls „Flüchtlingsunternehmen in den wirtschaftlichen Krisengebieten Großbritanniens“. Soziologisch angelegt sind die Untersuchungen von Rainer Kölmel, „Emigranten und aufnehmende Gesellschaft im Spannungsfeld. Zur Geschichte deutsch-jüdischer Flüchtlinge in Schottland“, und Marion Berghahn, „Deutsche Juden in England. Zu einigen Aspekten des Assimilations- und Integrationsprozesses“. Beide komplementieren vor allem den Beitrag von Carsten.

Ursula Langkau-Alex

Der antifaschistische Widerstand in Luxemburg. Dokumente und Materialien. Zusammengestellt von Henri WEHENKEL. — Luxembourg: Editions COPE 1985. 400 S.

Der Autor und Dokumentalist Wehenkel setzt mit diesem Buch den „bewußten Antifaschisten, die alles getan haben, um dem Faschismus den Weg zu versperren“, in Dankbarkeit und Demut ein Denkmal, das gleichzeitig ein Mahnmal sein soll: „Für die Freiheit, für unser Land. Nie wieder Faschismus!“ (S.5). Er tut dies mit kurzen informierenden Artikeln, mit Zitaten von Zeitzeugen, mit Faksimiles von Plakaten, Flugblättern, illegalen Druckschriften und hektographierten Nachrichtendiensten sowie amtlichen Mitteilungen, mit Kurzbiographien, vielen Personen- und einigen Lokalfotos und mit einer Namensliste derjenigen, die nachweislich in Luxemburg als Mitglieder der Gruppen „Alweraje“ — genannt nach den Anfangsbuchstaben der Gründer —, „Wahrheit“, „Alef“ (Aktiv Letzeburger Enheitsfront geint de Faschismus) und als italienische Antifaschisten und Spanienkämpfer gesucht, verfolgt, verhaftet und z.T. ermordet wurden. Der Leser wird immer wieder zwischendurch über Luxemburg ab 1933 informiert: über die Affinität von Regierungsmitgliedern, von der Rechtspartei und vom Katholizismus zum „antibolschewistischen“ Nationalsozialismus; über die gesetzlichen Maßnahmen der Regierung ab 1936 gegen alle „staatsgefährdenden Parteien, Gruppen und Personen“ (S.38) — was natürlich gegen die Linke ging; über die Rolle der NSDAP und das Spitzelwesen der Gestapo; über die Situation unter der deutschen Besatzung und einer eigenen Zivilregierung. Trotz aller Gefahren, Infiltrationen und Denunziationen entwickelten sich rege antifaschistische Aktivitäten, bis hin zum Streik gegen die Zwangsrekrutierung von Luxemburgern im Spätsommer 1942. Doch nicht nur Luxemburger engagierten sich — wobei die national gesinnten Bürger im Gegensatz zu den Organisationen der Arbeiterbewegung erst spät, aber dann wohl hellwach wurden, worauf die hauptsächlich von Kommunisten ausgehende Bewegung einer „Enheitsfront“ wiederum durch den Verzicht auf jegliche soziale Programmatik einspielte. Vielmehr wurde das kleine Land außer zum Refugium auch zum Operationsfeld von deutschen (sie sind namentlich erfaßt) und zahllosen italienischen Antifaschisten, die schon vor 1933 ins Land gekommen waren. — Das vorliegende Buch macht neugierig auf eine kritische Untersuchung des antifaschistischen Widerstands in Luxemburg. Weiterführende Hilfe bietet der Herausgeber in der Auflistung von „Publikationen des antifaschistischen Widerstands“ und im Quellenverzeichnis.

Ursula Langkau-Alex

LEWISCH, Peter: Der Wandel von Arbeitsethos und Arbeitsrecht in Österreich in der Zeit von Maria Theresia bis zum ABGB (= Dissertationen der Universität Wien, Bd.186) — Wien: Verband der wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs 1987. 200 S.

Der Verf. der vorliegenden sozial- und wirtschaftswissenschaftlichen Dissertation, der auf ein abgeschlossenes Jura-Studium verweisen kann, will den Veränderungen in der Arbeitsdisziplin und dem rechtlichen Ordnungsrahmen am Ende des 18. Jahrhunderts nachgehen.

Obwohl die Einleitung eine Untersuchung des „Zusammenspiels von Wirtschaft, Religion, Religionssoziologie und Recht“ (S.1) — wie immer man diese Formulierung zu verstehen hat — verheißt, wird der Leser enttäuscht. Es fehlt offensichtlich an einer klaren Konzeption, um die Wechselbeziehung von Arbeitsrecht und -ethos aufhellen zu können. Lewisch scheint darin allerdings eine besondere Stärke seiner Bemühungen zu erblicken, den er verkündet stolz, daß sein „facettenreiches Mosaik“, das die „Verknüpfung von asketischem Protestantismus, österreichischer Wirtschaftsentwicklung, der Schulentwicklung, einem modernen Marketing-Lehrbuch und Sonnenfels“ (S.1) darstellen soll, nur die vorgefundene historische Komplexität abbilde, die ohne Problemverkürzung nicht zu reduzieren gewesen sei. Das Buch ist ohne ersichtlichen Grund in 29 disparate Kapitel gegliedert, die unverbunden aneinander gereiht sind: eine Lesehalde mit viel taubem Gestein und wenigen Pretiosen. Ein erster Teil (S.1-119) behandelt zunächst die Einstellung im Katholizismus, um sich dann schwerpunktmäßig dem „Protestantismusproblem“, worunter Lewisch die wirtschaftliche Überlegenheit der Staaten mit einer reformierten

Bevölkerung gegenüber den habsburgischen Territorien begreift, zu widmen. Ferner berichtet er von der Reform des Bildungswesens, erörtert Kinderarbeit und Schulzwang und weist auf die Anfänge der Sozialmedizin hin, ohne seine Ergebnisse im zweiten Teil (S.120-181), der sich mit der Liberalisierung und der Entwicklung des Arbeitsrechts im Zeitalter der Kodifikation beschäftigt, zu verwerten. Die große Schwäche des Buches liegt in der fehlenden Synthese. Nicht zufällig sucht man vergeblich nach einer Zusammenfassung. Der Autor hat sich mit großem Fleiß in sein Material vertieft, viele Details zusammengetragen, wertvolle Entdeckungen gemacht und auch eine erfreuliche Offenheit in methodischen Belangen bewiesen; alle diese Tugenden können jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Durchdringung des Stoffes nicht geglückt ist. Recht und Realität, politische Praxis und Wissenschaft werden immer wieder zur Beschreibung eines Wandlungsprozesses vermischt, der die Mentalität der Bevölkerung ab 1750 erfaßt haben soll. Da dem Verf. die sozialgeschichtliche Forschung zu den Lebensgewohnheiten und Einstellungen, wie sie seit über fünfzig Jahren von der französischen Annales-Schule betrieben wird, unbekannt ist, fehlt ihm jedes theoretische Rüstzeug. Die intensive Beschäftigung mit historischer Demographie, Anthropologie und gesellschaftlichem Bewußtseinswandel in Österreich (Hoffmann, Mitterauer u.v.a.) ist dem Dissertanten verborgen geblieben. Auch neuere Forschungen zur Geschichte der Armenfürsorge (Sachße-Tennstedt) fehlen im Literaturverzeichnis. Lewisch sucht eher zufällig Antworten auf seine Fragen und findet sie meist am unpassenden Ort. So behauptet er unter Anspielung auf Konvertiten und Freimaurer, „das geistige Ambiente der maßgeblichen Personen im damaligen Österreich“ sei „auch wirklich kein katholisches gewesen“ (S.37), unterstellt den Spinnschulen und der Volksbildung rasche Erfolge, macht den „asketischen Protestantismus zu einem Vater der Kinderarbeit“ (S.54), die er als „böses Beispiel frühkapitalistischer Entartung“ (S.43) klassifiziert, sieht in der Verpflichtung der 6-8-jährigen Kinder zur Sommerschule während der Erntezeit „auch eine arbeitsrechtliche Schutzvorschrift“ (S.85), ohne die Rolle der Familie in einer Agrargesellschaft zu bedenken usf. Geradezu ärgerlich wird es, wenn der Autor die Frühindustrialisierung ins 18. Jahrhundert vorverlegt (S.110). Kritik verdienen die schlampige Zitierweise und sprachlicher Schluder, wie er in der Vorliebe für unvollständige Sätze und Füllwörter zum Ausdruck kommt. In den oben wiedergegebenen, auch stilistisch mißlungenen Passagen sind eine Reihe von Beobachtungen eingebettet, die weitere Aufmerksamkeit verdienen: die Ausrichtung der Pastoraltheologie auf das Staatsinteresse (S.48), die Deutung des Handbilletts Josephs II. zur Kinderarbeit als rein hygienische Maßnahme (S.55), die Relativierung des Schulzwangs als Schutz vor übermäßiger Inanspruchnahme (S.85), ferner die Hinweise auf die Anfänge der Arbeitsmedizin (S.98), die Errichtung von Knappschafkassen und auf frühe Fabriksordnungen (S.137). Hervorzuheben ist die breite Darstellung der Gedanken Süßmilchs, die Wien über Justi vermittelt erreicht haben (S.106-117); die Schriften Süßmilchs selbst waren bekanntlich in Österreich verboten. Auch der Einschätzung der sozialen Frage als Resultat einer „Demontage“ des „polizeirechtlichen Rechtsbestandes im Zuge der beginnenden wirtschaftlichen Liberalisierung“ (S.152f.), die er richtigerweise bereits im Zeitalter Maria Theresias einsetzen läßt, ist zuzustimmen. Auf welchen verschlungenen Wegen dies geschehen ist, hätte Lewisch einer ganzen Reihe neuerer Studien von Baryli, Ehmer, Otruba und nicht zuletzt des Rezensenten entnehmen können.

Gut gelungen ist das Kapitel über das Verhältnis von Zivilrechtskodifikation und Arbeitsrecht (S.151-158), in dem Lewisch zeigt, daß die dürre Regelung im ABGB kein Zufall ist. „Denn nur ein kleiner Teil der großen arbeitsrechtlichen Materie gehört wegen der prinzipiellen Abgrenzung von öffentlichem und privatem Recht ins Zivilrecht“ (S.157). Bedauerlicherweise findet diese Sicht bei der Begriffsbestimmung von Arbeitsrecht keinen Eingang. Auf seine zentrale Fragestellung: „Wieso werden die arbeitsrechtlichen Schutzvorschriften, die entwicklungsgeschichtlich relevant seit dem Alten Testament existieren und sich in jahrtausendalter Tradition bis in die Neuzeit erhalten haben, im 18. Jh. plötzlich abgebaut und wieso wird an diese alte Tradition nicht direkt oder indirekt angeknüpft?“ (S.128) hätte Lewisch eine präzisere Antwort geben können. Denn vor der Einführung der Gewerbefreiheit kann weder von einer Regelung der Arbeitsverhältnisse durch spezifische Vorschriften, gar die Ausbildung einer eigenen Subdisziplin, die Rede sein, noch ist es dem absolutistischen Staat gelungen, die Rechte und Gewohnheiten des Alten Handwerks zu beseitigen. Die Kontinuität in den Verhaltensweisen erstreckt sich von den Gesellschaften des 17. Jahrhunderts bis zur Gewerkschaftsbewegung und von den Zünften bis zu den Schulze-Delitzschen Assoziationen. Erst das Sozialistengesetz 1878 stellt eine Zäsur dar, weil die Verfolgung das Eindringen marxistischen Gedankenguts in die Arbeiterbewegung begünstigt und ältere Vorstellungen verdrängt hat. Korporatives, in Privilegien und lokalen Gebräuchen geregeltes Handwerksrecht hat mit dem modernen Arbeitsrecht genausoviel gemein wie die feudale Grundherrschaft mit der Agrarrecht der EG. Entscheidend für die Ausbildung eines Sonderrechts für

abhängig Beschäftigte ist die um 1750 einsetzende Verrechtlichung der Arbeitsbeziehungen losgelöst von den berufsständischen Organisationen. Das langsame Zurückdrängen des Einflusses der Zünfte hinterließ ein Vakuum, das von den Juristen der Zeit durchaus gesehen wurde. Die freie Übereinkunft reichte zur Klärung vieler Fragen nicht aus. Gewerbe- und Gesinderecht füllten in Verbindung mit tradierten Verhaltensweisen die Lücken. Lewisch hätte gut daran getan, diesen Materien mehr Aufmerksamkeit zu widmen.

Summa summarum: Wegen der theoretischen und handwerklichen Mängel wurde viel Fleiß und Beobachtungsgabe am falschen Ort vergeudet. Obwohl der interdisziplinäre Ansatz und der Mut des Verf., eigene Wege zu gehen, Lob und Anerkennung verdienen, bleibt ein bitterer Nachgeschmack zurück: Ein Talent blieb auf der Strecke und ein großes — für eine Dissertation wohl zu gewaltiges — Thema wurde verschenkt.

Harald Steindl

MEIER-WALSER, Reinhard: **Der Streikputsch der KP Österreichs und seine internationalen Hintergründe. Die kommunistischen Streikaktionen vom September/Oktober 1950 im besetzten Österreich vor dem Hintergrund der sowjetischen Machtexpansion in Osteuropa nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges** (= tuduv-Studien; Reihe Politikwissenschaften, Bd. 11). — München: tuduv-Verlagsgesellschaft 1986. 250 S.

Die Geschichte Österreichs von 1945 bis 1955 ist die Geschichte des Weges zum Staatsvertrag. Auf diesem Weg, der mühsam genug war, ragt ein Ereignis heraus, das von besonderer Bedeutung war und über das die Meinungen bis heute auseinandergehen: die Streikaktionen vom September/Oktober 1950 als Folge erheblicher Preissteigerungen. War es ein kommunistischer „Putschversuch“, ein geplanter „Umsturz“, ein „Anschlag auf Österreich“ oder ein „großer Streik“ — so die Titel einiger zu diesem Ereignis verfaßter Bücher?

Die vorliegende Studie trägt leider überhaupt nichts zur Klärung der Sachlage bei, was auch kaum möglich ist, werden doch als „wichtigste Quelle“ lediglich die Stenographischen Protokolle des Nationalrates (des österreichischen Bundesparlaments) benutzt. Die Schlüsse, die der Autor zieht, sind simple ideologische Glaubensbekenntnisse; für ihn ist klar, daß das „Endziel“ der österreichischen Kommunisten die „Errichtung der Volksdemokratie in Österreich“ war. Daran ist nur soviel richtig, daß sich die KP Österreichs von der katastrophalen Niederlage bei den Nationalratswahlen im November 1945 (4 von 165 Sitzen) nicht mehr erholt hatte und angesichts der schwierigen Wirtschaftslage im Herbst 1950 wohl die Chance sah, durch Streikaktionen Einfluß zurückzugewinnen. Wie daraus angesichts der Präsenz der drei Westmächte und des entschlossenen Widerstandes von Regierung und Gewerkschaften eine Volksdemokratie werden sollte, bleibt das Geheimnis des Autors. Und auch über die zurückhaltende Reaktion der Sowjets kann man nur spekulieren. Das unsäglich Deutsche des Autors macht die Sache auch nicht besser; das Ziel, mit Hilfe eines „analytischen Kategorialapparates des Neorealismus“ — was auch immer das wohl sein mag — „differenzierte Erkenntnisse zu gewinnen“, hat er jedenfalls meilenweit verfehlt. Fazit: Ein ärgerliches und höchst überflüssiges Buch.

Rolf Steininger

HAEBERLI, Wilfried: **Die Geschichte der Basler Arbeiterbewegung von den Anfängen bis 1914**. 2 Bde (= 164. und 165. Neujahrsblatt; Hrsg. von der Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige). — Basel: Helbing und Lichtenhahn (Komm.) 1986 und 1987. 195 und 191 S.

Basel, spätestens seit 1986 infolge der Sandoz-Katastrophe auch international bekannt als Stadt der Chemie, hat in der Geschichte der schweizerischen Arbeiterbewegung eine hervorragende und durch mancherlei Sonderbedingungen gekennzeichnete Rolle gespielt. In der Historiographie ist das 20. Jahrhundert durch einige bedeutende Arbeiten abgedeckt. Zur Frühzeit bis 1914 hat lediglich Bernard Degen in seinem Bd. „Das Basel der andern“ (vgl. IWK, Jg. 24 (1988), H. 2, S. 285) einen Überblick mit einigen Schwerpunkten geliefert.

Seit dem Beginn der Untersuchungsperiode in den 1830er Jahren war Basel eine Industriestadt auf der Basis der Seidenbandweberei, einer Spezialität von weltweiter Bedeutung. Sie verlor ihre Stellung Ende des 19. Jahrhunderts an die Chemie. Beide Industrien übten einen für die Schweiz einmaligen demographischen Sog aus. Basel wuchs von 23.254 Einwohnern 1835 auf 109.161 im Jahre 1900. Diese Entwicklung machte das Baugewerbe zum dritten dominierenden Wirtschaftsfaktor.

Daß die Entstehung der Arbeiterbewegung trotz dieser Voraussetzungen ein von vielen Schwierigkeiten und Rückschlägen geprägter Prozeß war, hat komplexe Ursachen. In der Seidenbandindustrie dominierte die schwer zu organisierende weibliche Arbeitskraft. In dieselbe Richtung wirkte die extreme

Konjunkturanfälligkeit dieser Branche. Zudem bestand in den Krisenzeiten eine sprichwörtliche Wohltätigkeit der alten Basler Familien, was dem Elend die Spitzen brach, aber auch einen erheblichen moralischen Druck ausübte. Die Situation als Grenzstadt verstärkte die Wirksamkeit des Nationalismus. Das Nebeneinander von Schweizern, Franzosen, Deutschen und Italienern förderte noch die in der Frühzeit ohnehin übergroße Zersplitterung und schwächte die Kampfkraft. Entscheidende politische Rahmenbedingung war die Tatsache, daß in Basel der politische Liberalismus erst mit jahrzehntelanger Verspätung gegenüber der übrigen Schweiz an die Macht kam. Bis dahin herrschte ständige Zusammenarbeit der fortschrittlichen Kräfte des Bürgertums und der Arbeiterschaft, was die Entstehung einer selbstständigen Arbeiterbewegung verzögerte.

Haeberli begann mit seiner Arbeit vor mehr als 25 Jahren im Rahmen eines von Erich Gruner angeregten Forschungsprogramms über die Geschichte und Sozialstruktur der Basler Parteien. Aus dieser Zeit stammt auch die Konzeption mit dem absoluten Vorrang der Organisationsgeschichte. Die Kapitel über demographische, ökonomische und soziale Voraussetzungen wurden nachträglich hinzugefügt. Wer sich über die Organisationen — Arbeitervereine, Gewerkschaften, Jugendorganisationen, Konsumvereine — orientieren will, wird umfassend informiert. Dasselbe gilt für die kantonalen und eidgenössischen Wahlen und Abstimmungen, sowie für die Parteipresse und die Bildungsbestrebungen. Da die Ereignisse und Entwicklungen in einem der größten industriellen Ballungszentren der Schweiz nicht isoliert dargestellt werden können, liefert Haeberli auch einen Abriß der gesamtschweizerischen Arbeiterbewegung in dieser Epoche. Was die Sozialdemokratie betrifft, ist dieser Abriß vollständig und angesichts des Fehlens einer selbstständigen Publikation sehr verdienstvoll.

Zu kurz kommt die Darstellung der Arbeitskämpfe und der daraus resultierenden ideologischen Auseinandersetzungen. Eingehend dargestellt wird nur der große Arbeitskampf in der Seidenbandindustrie 1868/69. Die zahlreichen Streiks nach 1900, in der von Haeberli als „Hochklassenkampf“ bezeichneten Epoche, werden nur summarisch erwähnt. Die sich daran entzündenden Auseinandersetzungen waren zwar weniger heftig und andauernd als in Zürich, aber doch von nationaler Bedeutung. In Haeberlis Darstellung dominieren die dabei führenden Persönlichkeiten, Regierungsrat Wullschleger gegen die radikalen Arbeitersekretäre Wassiljoff und Grimm, und verdecken den Blick auf die ideologischen und taktischen Probleme.

Der Autor betont im Vorwort, er habe aus grundsätzlichen Erwägungen und im Hinblick auf eine breite Leserschaft völlig auf das heute übliche soziologische Vokabular verzichtet.

Karl Lang

Solidarität, Widerspruch, Bewegung. 100 Jahre Sozialdemokratische Partei der Schweiz. Hrsg. von der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz durch Karl LANG, Peter HABLÜTZEL, Markus MATTMÜLLER und Heide WITZIG. — Zürich: Limmat Verlag 1988. 404 S.

Die Sozialdemokratische Partei der Schweiz hat zu ihrem hundertjährigen Bestehen ein Buch herausgegeben, das sich kritisch mit der eigenen Geschichte auseinandersetzt. Die Herausgeber betonen, ihnen sei es nicht um eine „Parteigeschichte im herkömmlichen Sinne“ gegangen, sondern um eine Besinnung auf „kritische Phasen und Probleme“. Sie verstehen die Geschichte der Partei als „Folge von krisenhaften Auseinandersetzungen“, die durch Spannungsfelder wie die Gegensätze von Theorie und Praxis, Radikalen und Pragmatikern, Internationalisten und „guten Eidgenossen“, Antimilitaristen und Befürwortern der militärischen Landesverteidigung, Intellektuellen und Arbeitern, gesellschaftlicher Emanzipation der Arbeiterschaft und Emanzipation der Frau oder Wachstumsglaube und Fortschrittskritik geprägt worden sind.

Das Buch gliedert sich in drei Teile. Zunächst geben die Herausgeber einen kurzen Überblick über die wichtigsten Phasen der Parteigeschichte, die sie in vier zentrale Zeitabschnitte aufteilen: 1. Die Frühzeit der sozialdemokratischen Bewegung bis zum Parteiprogramm von 1904; 2. Die Zeit des Klassenkampfes bis Mitte der 30er Jahre; 3. Die Integration ins politische System der Schweiz; 4. Eine allmähliche Neuorientierung seit den frühen 70er Jahren. Dann folgen eine gut illustrierte Chronologie der Parteigeschichte und eine tabellarische Übersicht über die Parteiprogramme, die mit Hilfe eines systematischen Vergleichs die Themenschwerpunkte der insgesamt 10 Programme seit 1870 (inklusive der Programme von Vorläuferorganisationen der SPS) aufschlüsseln will. Der Hauptteil enthält neun Aufsätze zu verschiedenen Epochen, Regionen und Problemlagen der Partei. Auswahlkriterien waren die damalige und heutige Bedeutung des Themas und eine der föderalistischen Struktur der Schweiz angemessene Berücksichtigung aller Landesteile.

Trotz der Heterogenität der Aufsätze ergibt sich ein aufschlußreiches Bild der Geschichte der SPS und ihrer Rolle in Politik und Gesellschaft der Schweiz. Neben Themen eher traditioneller Parteigeschichte

wie die Beiträge zu den Anfängen der SPS, den Beziehungen von SPS und Zweiter Internationale, der Parteispaltung in der Westschweiz 1939 sowie zur Frage der Regierungsbeteiligung auf Bundesebene, stößt man auf Untersuchungen zur Entwicklung der Partei in der Randregion Graubünden, des Gemeindesozialismus in Biel, der antifaschistischen Solidarität mit italienischen Flüchtlingen im Tessin, der Geschichte der SPS-Frauen zwischen Emanzipation und traditioneller Frauenrolle und der Geschichte der Fortschrittsidee in der schweizerischen Arbeiterbewegung.

Zunächst lag das Schwergewicht der Arbeiterbewegung nicht bei der Partei, sondern bei den lokalen Fachvereinen und Unionen. „Die SP als nationale Partei brauchte fast zwei Jahrzehnte, um sich als eine der führenden Organisationen durchzusetzen“ (S.371). Auffällig ist der hohe Anteil von Ausländern unter der Arbeiterschaft vor dem Ersten Weltkrieg. Die ausländischen Arbeiter hatten in den aufstrebenden Gewerkschaften eine starke Stellung. Deutsche Sozialdemokraten nahmen immer wieder großen Einfluß. Erinnert sei hier an Willi Münzenberg oder Heinrich Brandler. In den 30er Jahren wurde die politische Entwicklung der SPS von der Gefahr des Faschismus bestimmt. Das führte zur Bejahung der militärischen Landesverteidigung, die bis dahin abgelehnt worden war. Der einsetzende Integrationskurs, zu dem es in dieser Phase außenpolitischer Bedrohung wohl keine Alternative gab, hatte allerdings schwerwiegende Folgen. Insgesamt führte er zu einer Schwächung der Partei, die trotz Wahlerfolgen und erstmaliger Regierungsbeteiligung keine eigenständigen Akzente setzen konnte. In der Defensive verharrend und vom wirtschaftlichen Aufschwung überrascht, sah sich die Partei aller traditionellen Argumente und Denkmuster beraubt. Erst mit dem Ende der Hochkonjunktur kamen in der Partei neue, kontroverse Diskussionen um die politischen Zielsetzungen der Zukunft auf.

Insgesamt vermißt man eine vertiefende Darstellung zum Verhältnis von Partei und Gewerkschaften. Diese waren entscheidende Träger des Integrationsprozesses und bestimmten de facto lange Jahre die Parteipolitik. Zudem hätte die traditionell eher schwache Position der Parteien im gesellschaftlichen Kräftegefüge der Schweiz eine solche Fragestellung nahegelegt, auch wenn sie in den einzelnen Aufsätzen immer wieder durchscheint. Da sich das Buch an ein breites Publikum wendet, fehlen Quellen- oder Literaturverweise. Wer sich mit der Schweizer Geschichte befaßt, wird schnell feststellen, daß die Erforschung der politischen Parteien noch viele Lücken aufweist. Daher kommt dem Bd. besondere Bedeutung zu.

Hermann Wichers

FREI, Annette: Rote Patriarchen. Arbeiterbewegung und Frauenemanzipation in der Schweiz um 1900. — Zürich: Chronos Verlag 1987. 217 S.

LÜSCHER, Rudolf M. und Werner SCHWEIZER: Amalie und Theo Pinkus-de Sassi. Leben im Widerspruch. — Zürich: Limmat Verlag 1987. 419 S.

Was für Deutschland schon mehrfach bearbeitet ist, liegt nun auch für die Schweiz vor: eine zusammenhängende Darstellung der Einstellung der Arbeiterbewegung zu den grundlegenden politischen, ökonomischen und familiären Problemen ihrer Frauen. Theoretisches zur Frauenfrage hat der hiesige Sozialismus kaum hervorgebracht. Eine bescheidene aber bemerkenswerte Ausnahme macht der Zürcher Botanikprofessor Arnold Dodel, der eine frühe feministische Position mit einigem Nachdruck vertrat. In den Parteiprogrammen kam die Frauenfrage nur am Rande vor. Im Gründungsprogramm von 1888 fehlte sie ganz, ins erste marxistische Programm von 1904, am Beginn des Aufschwungs der SPS, wurde das Frauenstimmrecht aufgenommen. In der Tagespolitik aber fehlte der tatkräftige Einsatz. Dieses Fehlen erklärt Frei in dem Kapitel, das dem Buch den Namen gegeben hat. Leider muß sie sich bei der Darlegung des von bürgerlichen Werten geprägten Familienlebens der von Fritz Brupbacher als „Plüschsofa-Proleten“ apostrophierten Arbeiterführer mit einer äußerst schmalen Quellenbasis — wenigen Zitaten aus zeitgenössischen Biographien und Autobiographien — begnügen. Bei der Basis gar steht ihr außer den pointierten Auslassungen des Arbeiterarztes und Intellektuellen Brupbacher gar nichts zur Verfügung.

Faktenreicher ist die Darstellung der Arbeiterinnenbewegung. Was hier die wenigen namentlich bekannten Führerinnen — allen voran Margarethe Faas — und viele ungenannte geleistet haben, wird in der ganzen Breite der Verbandstätigkeit anschaulich gemacht. Geradezu tragisch ist die Entwicklung des Verhältnisses der Arbeiterinnenbewegung zu den beiden Säulen, SPS und Gewerkschaftsbund. Nachdem sie eine Kooperation mit den bürgerlichen Frauen definitiv abgelehnt hatten, schlossen sie sich 1904 dem SGB an. Als 1908 dessen neue Statuten nur noch Berufsverbände zuließen, wurden die Frauen zum Austritt gezwungen. 1912 wurden sie in die SPS aufgenommen, hier aber bereits 1917 als eigener Verband aufgelöst, um als Frauengruppen integriert und auch dominiert zu werden. — Als

Anhang folgen ein ausführliches Gespräch mit Anny Klaw-Morf, der ältesten Schweizer Sozialistin, und einige nützliche Kurzbiographien.

Das Schlußwort beginnt mit dem Satz: „Auch wenn es nicht meine Absicht war, die Menschen jener Zeit mit modernen Ellen zu messen, bin ich der Gefahr sicher nicht immer entgangen, zu hohe Ansprüche an sie zu stellen.“ Hier manifestiert sich ein dem Buche zugrunde liegendes Fortschrittsdenken, das stört, weil es geboren ist aus einer feministischen Position, welcher die explizite Verknüpfung mit einem Konzept gesamtgesellschaftlichen Wandels abgeht.

Die Funktionsweise eines heutigen roten Patriarchates veranschaulicht die Doppelbiographie von Amalie und Theo Pinkus-de Sassi. So gesehen liegt der im Titel genannte Widerspruch zwischen Theos Denken und Reden in den Kategorien von Emanzipation und Basisdemokratie und seiner von den Partnerinnen — außer Amalie kommen auch Freundinnen zu Wort — als Egoismus erfahrenen tagtäglichen Selbstverwirklichung. Der Leser freut sich über den Materialreichtum und ist beeindruckt von der durch allen politischen Wandel hindurch kaum gebrochenen Kontinuität, welche auch die gemeinsame Rezension rechtfertigt. Es ist die Kontinuität der Grundstrukturen der Geschlechterbeziehungen, sowie die nicht ausschließliche, aber doch wesentliche Funktion der sozialistischen Ideologie im Dienste des Mannes.

Gleichzeitig ist die Doppelbiographie eine Fundgrube zur Geschichte und zu den Geschichten der Linken in der Schweiz und in Europa seit den dreißiger Jahren. Eine höchst eindrückliche Kontinuität besteht eben auch im Ideenreichtum und im selbstlosen Einsatz für die Arbeiterbewegung, was die beiden zu Symbolfiguren der Linken gemacht hat. Von sehr unterschiedlicher familiärer Herkunft, sind beide durch den Antifaschismus politisiert und in die KP geführt worden, der sie die Treue über alle Wirren und auch trotz des persönlichen Ausschlusses gehalten haben. Grundsätzliche oder neue Fragen werden dabei kaum aufgeworfen. Es bleibt über weite Strecken ein Erinnerungsbuch für jene, die sich selbst oder Bekannte im Text wiederfinden. Einiges wird breiter und exemplarischer dargestellt, so etwa die Naturfreunde als Pioniere des Volkstourismus und als Vorfeld der Partei. Auch der Kalte Krieg in der Schweiz gewinnt einige neue oder mindestens das Bekannte bestätigende Aspekte. Etwas ausführlicher in der Bedeutung und in der kritischen Darstellung hätte die Selbstverwaltung am Beispiel der Limmatbuchhandlung und der Studienbibliothek ausfallen dürfen.

Karl Lang

NEUMANN, Daniela: **Studentinnen aus dem Russischen Reich in der Schweiz (1867-1914)** (= Die Schweiz und der Osten Europas, Bd.1). — Zürich: Verlag Hans Rohr 1987. 270 S.

Der vorliegende Bd., hervorgegangen aus einer Züricher Dissertation, erschien genau zum 120. Jubiläum des Frauenstudiums in der Schweiz, das in den ersten Jahrzehnten von russischen Studentinnen geprägt wurde. — Solange sich die Forschung nicht systematisch mit dieser Thematik befaßt hatte, wurde angenommen, das Studium russischer Frauen in der Schweiz sei lediglich eine Episode gewesen, die mit dem Zarenrath von 1873 zu Ende ging, oder der Besuch von Schweizer Hochschulen habe den Russinnen nur als Vorwand für revolutionäre Umtriebe gedient.

Mit solchen Legenden räumt die Verf. dieser Arbeit, die bis zum Jahr 1914 ausgreift, erstmalig auf. Sie kommt vielmehr zu dem Ergebnis, daß im gesamten Untersuchungszeitraum die Mehrheit der in der Schweiz studierenden Frauen aus Rußland kam, während Schweizerinnen selbst nur marginal vertreten waren. Es deutet auf die prekäre Lage des Frauenstudiums in Rußland hin, wenn bis 1912 Frauen die Mehrheit aller russischen Studierenden in der Schweiz ausmachten. Russinnen mit deutschen oder französischen Sprachkenntnissen zogen offenbar das gesicherte Auslandsstudium den stets gefährdeten Höheren Frauenkursen in Rußland vor; die liberale Schweiz handhabte die Immatrikulation ausländischer Studentinnen sowohl unter universitären als auch politischen Gesichtspunkten überaus großzügig. Der hohe Anteil jüdischer Frauen an den Studentinnen aus dem Zarenreich erklärt sich vor allem aus dem Numerus Clausus für Juden an russischen Universitäten.

Vieles spricht dafür, daß es in erster Linie akademische und nicht konspirative Interessen waren, die Frauen aus Rußland in der Schweiz verfolgten. Wie die Verf. anhand zahlreicher Einzelschicksale herausstellt, war politische Radikalität von Studentinnen ohnehin eher die Ausnahme als die Regel (in der Schweiz ebenso wie in Rußland) und wenn sie vorhanden war, so als Folge, nicht aber als Ursache des Studienaufenthaltes.

Während Universitäten und Behörden das Frauenstudium förderten, reagierte die einheimische Bevölkerung zurückhaltend bis kritisch, die Schweizer Studenten begegneten den ‚Kosakenpferdchen‘, wie die russischen Frauen geringschätzig titulierte wurden, sogar mit offener Ablehnung, die nicht zuletzt auf Konkurrenzangst basierte. Zwar mag die freiwillige Abschottung der Russinnen in ‚Kolonien‘

ebenso wie ihre ‚nihilistische‘ Lebensweise und Kleidung die Bildung von Vorurteilen erleichtert haben. Wie die Autorin jedoch ausdrücklich feststellt, hat hier selektive Wahrnehmung stattgefunden, denn weder in wissenschaftlicher, politischer oder moralischer Hinsicht ist es je zu Vorwürfen von offizieller Schweizer Seite gekommen. Lediglich die Immatrikulationsbestimmungen wurden vereinheitlicht und dabei leicht angehoben.

Es bleibt unklar, wie viele der in der Schweiz eingeschriebenen Studentinnen aus Rußland ihr Studium erfolgreich absolviert haben und aus welchen Gründen es zu Studienabbrüchen kam. Die im letzten Kapitel vorgestellten 69 Lebensläufe (aus einer geschätzten Zahl von ca. 6.000 russischen Studentinnen in der Schweiz) geben vor allem Auskunft über den weiteren Lebensweg berühmter Frauen, zumeist Revolutionärinnen, die aber keineswegs repräsentativ sind.

Den meisten diente die Schweiz nur als Durchgangsstation, einige verheirateten sich aber auch mit Schweizern und blieben dauerhaft. Eine andere Gruppe wanderte später nach Palästina aus. Über den Werdegang derjenigen, die mit abgeschlossener Ausbildung nach Rußland zurückgingen, kann die Autorin nur Vermutungen anstellen. Allerdings gibt es ihrer Meinung nach nur wenig Anhaltspunkte dafür, daß ein Studium in der Schweiz erheblich zur Verbesserung der schmalen Berufsmöglichkeiten russischer Frauen beigetragen hat oder ihr Ansehen in politischen Gruppen zu steigern vermochte. Der Studienaufenthalt in der Schweiz hatte damit lediglich den Wert einer Interimsemanzipation.

Positiver fällt das Urteil im Hinblick auf die Schweiz aus. Nach Ansicht der Verf. haben die russischen Studentinnen durch ihre zahlreiche und langdauernde Anwesenheit Pionierleistungen für das Ansehen höherer Frauenbildung erbracht und so den Boden für die Gleichberechtigung der Schweizer Frauen vorbereitet. Die Schweizer Behörden und Universitäten ihrerseits zeigten sich nicht nur dem Frauenstudium gegenüber aufgeschlossen; sie pflegten auch, so Neumann, einen überraschend liberalen Umgang mit dem Ansturm ausländischer Studierender, anstatt durch administrative Eingriffe die bei der Bevölkerung wohl doch massiv vorhandene Überfremdungsangst zu verstärken.

Beate Fieseler

SCHEIBEN, Oskar: **Krise und Integration. Wandlungen in den politischen Konzeptionen der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz 1928-1936. Ein Beitrag zur Reformismusdebatte.** — Zürich: Chronos-Verlag 1987. 442 S.

KOBELT, Eduard: **Die Wirtschaftspolitik der Gewerkschaften 1920-1950. Der Einfluß einzelner Gewerkschaftsverbände und Persönlichkeiten auf die Wirtschaftspolitik des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes.** — Zürich: Chronos-Verlag 1987. 257 S.

Daß die Mitte der 1930er Jahre einen Wendepunkt in der Geschichte der nun hundertjährigen SPS darstellt, war bekannt. Es sind wenige, aber höchst entscheidende Jahre, die Scheiben unter die Lupe nimmt. Mit einem neuartigen theoretischen Ansatz und ungewöhnlicher Akribie gelingt es ihm, einen komplexen historischen Prozeß in den Griff zu bekommen, eine Fülle von Material zu bearbeiten ohne sich im Dickicht der Ereignisse und Meinungen zu verirren, und ein nicht endgültiges aber doch richtungsweisendes Licht anzuzünden.

Als Gegenstand seiner Untersuchung definiert der Autor den in der Mitte zwischen der vielfältigen und wechselhaften Tagespolitik und den langfristigen, deklamatorischen Programmen liegenden Orientierungshorizont, einen hilfreichen, aber schwer zu generierenden analytischen Begriff. Gefragt ist nun der Standort des alternativen Orientierungshorizontes gegenüber dem dominanten des Bürgertums. In einem Modell, in dem die Orientierungshorizonte als Kreisflächen erscheinen, besteht nach Scheiben die Wandlung darin, daß der alternative Orientierungshorizont der SPS sich mit dem dominanten bürgerlichen anfänglich nur teilweise, am Ende aber vollständig deckt.

Diese Wandlung war aber nicht eine konstante, gleichgerichtete Bewegung, sondern zerfalle in zwei gegenläufige, logisch miteinander verknüpfte Phasen. In der ersten Phase — sie dauert von 1928 bis Anfang 1933 und wird als Offensive zum Sozialismus etikettiert — reagiert die Parteiführung auf die als Systemkrise interpretierte Depression und auf die nationale politische Machtverschiebung zugunsten des reaktionären Bürgertums mit einer markanten Reaktivierung alternativer Forderungen. Den Umschlag brachte die Genfer Blutnacht vom November 1932, wo die Armee auf antifaschistische Demonstranten schoß und 13 von ihnen tötete. Scheiben bezeichnet Genf als „stimmiges falsifizierendes Ereignis“; hier habe die Parteiführung ihre aktionistische, ideologisch wenig untermauerte Vorwärtsstrategie aufgeben müssen. Was nun folgt, nennt Scheiben Domestizieren und Disziplinieren, Kontrollieren und Kanalisieren. Unter dem Druck des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes, der den Wandel zur Integration bereits Ende der 1920er Jahre vollzogen hatte, wurden nun zur Stärkung des Antifaschismus

bürgerliche Bündnispartner gesucht, wurde das Programm revidiert und die seit dem Ersten Weltkrieg für das Selbstverständnis zentrale Ablehnung der Landesverteidigung zu Grabe getragen. Die SPS wird am Ende dieses durch harte interne Auseinandersetzungen geprägten Prozesses systempartizipierend, ihr Orientierungshorizont fällt in den Grundlinien mit dem des Bürgertums zusammen. Zu Recht kritisiert worden ist die Begründung des Umkippens von der ersten in die zweite Phase. Vernachlässigt sind hier die Auswirkungen der Ereignisse in Deutschland und in der Sowjetunion. Die Genfer Ereignisse sind ein Exempel und ein Meilenstein, aber keine ausreichende Erklärung.

Scheiben bringt einen Strukturierungs- und Interpretationsvorschlag, der die Diskussion über diesen Angelpunkt in der Geschichte der schweizerischen Arbeiterbewegung auf eine neue Grundlage stellt. Allerdings muß der Leser, um dahin zu gelangen, im methodischen und theoretischen Teil eine erhebliche, nicht nur sachlich bedingte Mühsal auf sich nehmen.

Kobelts Thema ist die bisher unbearbeitete Geschichte der internen Entscheidungs- und Formierungsprozesse der Wirtschaftspolitik der Schweizerischen Gewerkschaftsbundes (SGB). Die gut zwei Jahrzehnte umfassende Untersuchungsperiode beginnt nach 1925 dort, wo sich durch Fusionen die heutigen Verbände herausbildeten und wo der Gewerkschaftsbund mit der Stelle des volkswirtschaftlichen Sekretärs — sie wurde mit Max Weber besetzt — die personelle und mit dem Minimalprogramm und den Statuten, worin der proletarische Klassenkampf als Grundposition ersatzlos gestrichen wurde, die ideologische Voraussetzung schuf. Die damit eingeleitete Integration in das kapitalistische System fand ihren Abschluß in den Wirtschaftsartikeln der Bundesverfassung, die 1947 die Wirtschaftsverbände, zu denen die Gewerkschaften nun formell gleichberechtigt gehörten, staatsrechtlich anerkannten.

Im ersten Teil analysiert Kobelt auf gut 60 Seiten die Strukturen und Kompetenzen des SGB als Dachverband und dreier ausgewählter Verbände, nämlich den Schweizerischen Bau- und Holzarbeiterverband, heute Gewerkschaft Bau+Holz (GBH), den Schweizerischen Metall- und Uhrenarbeiterverband (SMUV) und den Verband des Personals öffentlicher Dienste (VPOD). Grundlage der Analyse sind Programme und Statuten, Verbandspresse sowie die Protokolle der Spitzengremien einerseits, von Sektionen an vier ausgewählten Plätzen (Zürich, St. Gallen, Lenzburg und Kreuzlingen) andererseits. Eindeutig ist der Befund, was die Rolle der Basis betrifft. Kobelt fand nur vereinzelte Hinweise, daß bei andern Gelegenheiten als im Anschluß an das Referat eines Zentralsekretärs oder anläßlich von obligatorischen Stellungnahmen zuhanden des Verbandstages wirtschaftspolitische Diskussionen stattgefunden haben. Von einer aktiven Beteiligung der Basis könne nicht gesprochen werden, es habe ihr auch das nötige Fachwissen gefehlt. Allerdings wird im Abschnitt über die Gewerkschaftskartelle — lokale und regionale Zusammenschlüsse mit Einbezug von Parteisektionen — und deren Disziplinierung durch die Spitzen der Zentralverbände deutlich, wo die Ursachen der Inaktivität zu suchen sind.

Verbandsorgane und Persönlichkeiten bleiben also noch übrig als Akteure im zweiten Teil, der die wichtigsten Stationen im Ringen um den wirtschaftspolitischen Kurs des SGB nachzeichnet. Dabei sind drei Phasen zu unterscheiden: vor, während und nach der Wirtschaftskrise der 30er Jahre. Die Phasen eins und drei sind als Einleitung und Abschluß Randerscheinungen. Das Ringen der Gremien und Personen fand in den Krisenjahren statt. Bei Einbruch der Krise am Anfang des Jahrzehnts herrschte als Folge der eigenen Ratlosigkeit ein Konsens über die Notwendigkeit einer wirtschaftspolitischen Führungsrolle des Dachverbandes SGB, auch über den einzuschlagenden Kurs und den Einbezug von Verbänden außerhalb der traditionellen Arbeiterbewegung. Das Ringen spielte sich zwischen dem SGB und der damals noch nicht integrierten, sondern — nach Scheiben — offensiv sozialistischen SPS ab. Der einzige Verbündete der Partei innerhalb des SGB war der VPOD; dessen leitender Sekretär, Hans Oprecht, war gleichzeitig Mitglied der Parteileitung und ab 1937, als die Integration der SPS vollzogen war, auch deren Präsident. Konzeptionell tobte der Kampf um den „Plan der Arbeit“ von VPOD und SPS, um die „Kriseninitiative“ und um die „Richtlinienbewegung“.

Die Systemintegration der SPS stärkte den SGB und aktivierte damit die Spannungen und Rivalitäten zwischen dem Dachverband und den Zentralverbänden. Die schwächeren Glieder standen immer noch hinter dem SGB und Max Weber als Architekten seiner Wirtschaftspolitik. Der SMUV als mitgliederstärkster Verband stemmte sich immer vehementer dagegen. Das Ringen um die Wirtschaftspolitik wurde zu einem Machtkampf zwischen Konrad Ilg — Präsident des SMUV und Vater des Friedensabkommens — und Max Weber. Die Basis stand nicht nur inaktiv beiseite, sondern war wegen der verdeckten Kampfweise kaum informiert. Um nach außen den Schein der Geschlossenheit zu wahren, nahmen die Protagonisten an entscheidenden Sitzungen nicht teil oder enthielten sich der Stimme, falls überhaupt eine Abstimmung stattfand.

Die Arbeiten von Scheiben und Kobelt sind unabhängig voneinander entstanden, nehmen keinerlei Bezug aufeinander. Auch methodisch gehen sie völlig verschiedene Wege, was die Fruchtbarmachung

für die noch zu schreibende Geschichte der Arbeiterbewegung in der Zwischenkriegszeit sehr erschwert. Der theoretische Rahmen, bei Scheiben anspruchsvoll und richtungsweisend, fehlt bei Kobelt fast vollständig. Die Strukturierung beschränkt sich hier auf die Chronologie und die Stufen der Verbandshierarchie.

Karl Lang

TUÑÓN DE LARA, Manuel u.a.: **Der spanische Bürgerkrieg. Eine Bestandsaufnahme.** (= edition suhrkamp, N.F., Bd.401). — Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag 1987. 708 S.

Der spanische Bürgerkrieg. Literatur und Geschichte. Hrsg. von Günther SCHMIGALLE. — Frankfurt/M.: Verlag Klaus Dieter Vervuert 1986. 246 S.

Der Spanische Bürgerkrieg. Materialien und Quellen. Zusammengestellt und kommentiert von Walther L. BERNECKER. 2., veränd. und erw. Aufl. (= Spanien und Lateinamerika; Materialien zur Landeskunde, Bd.2). — Frankfurt/M.: Verlag Klaus Dieter Vervuert 1986. 230 S.

Der spanische Bürgerkrieg hat ein so zahlreiches in- und ausländisches Schrifttum hervorgebracht, daß es anfangs schwierig zu werden, sich bibliographisch darin zurechtzufinden. Bereits 1974 erfaßte der Historiker Ricardo de la Cierva über 20 000 Titel, und inzwischen dürften es erheblich mehr geworden sein. Der internationale Charakter des spanischen Bürgerkrieges ist aus der großen Anzahl nicht nur spanischer sondern auch englischer, französischer, deutscher, italienischer und russischer Bücher und Artikel ersichtlich, die über dieses Thema erschienen sind. Zwar handelt es sich um einen Krieg von Spaniern gegen Spanier, aber da sowohl auf Seiten der Aufständischen wie auf Seiten der Republikaner Deutsche, Italiener, Franzosen, u.s.w. beteiligt waren, standen sich bei den Kämpfen oft auch Mitglieder desselben Landes gegenüber. In gewisser Hinsicht kann man sogar von einem Krieg sprechen, der, wenngleich er auf spanischem Boden ausgefochten wurde, auf nichtmilitärischer Ebene auch in den jeweiligen Ländern der an ihm teilnehmenden Ausländer stattgefunden hat.

Die drei vorliegenden Bücher sind Ergebnisse einer neuen Phase der Geschichtsschreibung über den spanischen Bürgerkrieg. Zuerst sind die Werke derer erschienen, die als Journalisten, Kämpfer, Politiker oder Gewerkschaftsführer am Schauplatz des Krieges gewesen waren. Später kamen dann die Schriften hinzu, deren Inhalt aus globalen und distanzierten Analysen bestand. Auch thematisch macht sich der Unterschied der verschiedenen Phasen bemerkbar. Am Anfang schrieb man über internationale und militärische Aspekte. Die Forschungen über die sozialen und wirtschaftlichen Aspekte, um mit ihrer Hilfe den Krieg, seine Ursachen und Wirkungen zu erklären, sind später erschienen. Die drei Bücher sind ein Beispiel für die wissenschaftliche Forschung, die nicht aus der Quelle der persönlichen Erinnerungen oder Erlebnisse schöpft, sondern die mit Archivmaterialien arbeitet und vorhandene Schriften vergleicht. Um es kurz zu sagen: Die drei vorliegenden Werke sind geschichtswissenschaftliche Untersuchungen, die sich kritisch mit verschiedenen Interpretationen auseinandersetzen.

In „Der Spanische Bürgerkrieg“, dem Resultat einer kollektiven Arbeit bekannter spanischer Historiker unter der Leitung von Manuel Tuñón de Lara, findet man eine Bilanz des „Krieges der tausend Tage“. Wenn die Beiträge zu einer solchen Bilanz von Autoren wie Tuñón, Aróstegue, Viñas, Cardona und Bricall stammen, so darf man sicher sein, daß das Ergebnis den Erwartungen entspricht. Eine ganze Generation von spanischen Historikern der Geschichte des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts sieht in Tuñón eine Art Patriarchen. Werke wie „Medio siglo de cultura española“ („Ein halbes Jahrhundert spanischer Kultur“), „La España del siglo XX“ („Das Spanien des 20. Jahrhunderts“) oder „El movimiento obrero en la historia de España“ („Die Arbeiterbewegung in der Geschichte Spaniens“), die Tuñón in den 70er Jahren schrieb, erzielten einen großen Erfolg. Da es im Spanien Francos unmöglich war, über gewisse Themen öffentlich zu diskutieren, stellten die Historikertagungen, die er an der Universität Pau (Frankreich) organisierte, für viele junge spanische Intellektuelle wahre Pilgerfahrten dar.

Die Verfasser des hier vorzustellenden Buches, das 1985 auf Spanisch erschienen ist, führen 50 Jahre nach dem spanischen Bürgerkrieg eine Bestandsaufnahme durch und untersuchen dafür die Hauptbereiche der damaligen spanischen Gesellschaft: „Strukturelle Ursachen und unmittelbare Anlässe“ (S.7-64), „Soziale und politische Aspekte“ (S.65-186), „Der internationale Kontext“ (S.187-295), „Die Militäroperationen“ (S.296-407), „Kultur und Kulturen. Ideologie und geistige Einstellungen“ (S.408-535), „Die spanische Wirtschaft“ (S.536-624), „Versuch einer Gesamteinschätzung“ (S.625-649). Eine „Zeittafel“ (S.651-687), Die Auflistung „Die Kabinette der Zentralregierung und der Generalität“ (S. 688-692) und ein Personenregister (S.695-708) schließen den Bd. ab. Durch diese Themeneinteilung versuchen die Autoren des Buches, ein umfassendes Bild des spanischen Bürgerkrieges zu vermitteln. Das größte Verdienst dieser kollektiven Arbeit besteht darin, daß ihre fünf Verf.

in ihr eine kurze Version dessen anbieten, was sie anderswo in ausführlicherer Form behandelt haben. Damit möchte ich keineswegs die Originalität und den eigenen Wert der Essays, die dieses Buch ausmachen, in Frage stellen, sondern einfach betonen, daß sowohl Tuñón, Leiter dieser Ausgabe, wie auch die anderen Autoren in erster Linie einen umfassenden Überblick und nicht so sehr detaillierte Studien zum Thema vermitteln wollen.

Wie bei kollektiven Arbeiten unvermeidlich, stößt der Leser auf zahlreiche Wiederholungen, die in den Büchern von Einzelautoren einfacher zu beseitigen sind. Aber dadurch wird die Gesamtqualität des Buches kaum beeinträchtigt, die vielmehr davon abhängig ist, inwieweit dem jeweiligen Verf. der Essays eine genügende Annäherung an das Thema gelungen ist.

Man könnte sich fragen, warum nur die genannten Themen behandelt worden sind und nicht andere, wie z.B. die Kollektivierungen, die Agrarreform, das Nationalitäten- und Zentralismusproblem, die Parteien und ihre Politik, die Gewerkschaften, u.s.w.. Wenn man eine Gesellschaft in einer so komplexen Lage wie die des Bürgerkrieges während der zweiten spanischen Republik untersuchen will, steht man natürlich am Anfang einer jeden Entscheidung über Prioritäten vor dem Problem der Auswahl. Auf den ersten Seiten rechtfertigt Tuñón diese Entscheidung, indem er erklärt, die Verf. hätten sich zum Ziel gesetzt, „die Auswirkungen des Bürgerkrieges auf den verschiedensten Ebenen dieses Strukturgefüges, die wir die sozio-historische Realität Spaniens im 20. Jahrhundert nennen, zu untersuchen und zu beschreiben [...], vielleicht ein allzu ehrgeiziges Vorhaben der Autoren, die es jedoch in völliger Übereinstimmung in Angriff genommen und dieses Buch in enger Zusammenarbeit geschrieben haben.“ (S.8). Tuñón betont dabei, daß es nicht darum geht, die Geschichte „zweier Spanien“ zu schreiben und noch weniger um eine Gegenüberstellung von Guten und Bösen, wie es in der zahlreichen Literatur über den spanischen Bürgerkrieg oft der Fall ist, sondern um eine Analyse der strukturellen und aktuellen Ursachen, die zu einer Spaltung führten, die über den ideologischen Konflikt hinaus in einen Krieg mündete. Unter diesem Gesichtspunkt scheint mir die Auswahl der Themen sehr gelungen. Ich finde es besonders treffend, daß man die wirtschaftliche Analyse des Bürgerkrieges nicht ausgelassen hat, was oft in der Literatur einen offensichtlichen Mangel darstellt. Als die Aufständischen ein eigenes Territorium erobert hatten, bildeten sie eine Regierung und so entstanden nicht nur die zwei Fronten des Krieges, sondern auch zwei Staaten, zwei Wirtschaftssysteme. Diese Problematik wird von Bricall analysiert. Als globale Wertung dieses Buches würde ich sagen, daß es ein gutes Beispiel für die gegenwärtige spanische Historiographie über den Bürgerkrieg ist. Erstens ist es ein Beweis dafür, daß man eine genügende Distanz erreicht hat, um einen nicht weit zurückliegenden Abschnitt der spanischen Geschichte objektiv zu untersuchen und so zu seiner Klärung beizutragen, um die Fälschung aufzudecken und die spanische Identität *sine ira et studio* zurückzugewinnen. Zweitens beweist es, daß heute dank der Erschließung spanischer Archive eine wissenschaftliche Annäherung an die komplexe Wirklichkeit jener drei Kriegsjahre und seiner Auswirkungen möglich ist. Drittens zeigt es die Protagonisten des Dramas. Einige Werke der internationalen Literatur über den spanischen Bürgerkrieg erwecken den Eindruck, als ob die Spanier (sowohl die Republikaner wie auch die Aufständischen) einfach passives Spielzeug einer internationalen Maschinerie gewesen wären. Ohne den internationalen Kontext zu vernachlässigen, gehen die Verf. in ihren Arbeiten daran, die Probleme, die Absichten, die Ansichten, den Entscheidungsprozeß und die Handlungen der Spanier im Bürgerkrieg zu untersuchen. Das Buch ist nicht nur interessant, wo es zur Klärung eines Problems beiträgt, sondern auch dort, wo es Fragen offenläßt.

Der von Günther Schmigalle herausgegebene Bd. weist zahlreiche Ähnlichkeiten mit dem von Tuñón auf. Auch hier handelt es sich um ein kollektives Werk, das den internationalen Kontext analysiert. Der Unterschied liegt darin, daß Schmigalles Arbeit sich mehr auf kulturelle und ideologische Aspekte anhand der Literatur zentriert. Das geschieht im zweiten Teil des Buches; der erste Teil enthält politische und wirtschaftliche Analysen. Burnett Bolloten, bekannt als Autor des Buches „*The Grand Camouflage: The Communist Conspiracy in the Spanish Civil War*“, eines Klassikers der Bürgerkriegsgeschichtsschreibung, ist der Verf. einer der politischen Arbeiten. Hier zeigt sich die bei Bolloten häufig zu beobachtende Tendenz noch klarer, die darin besteht, die spanischen Politiker, in diesem Falle den Premierminister der Republik Juan Negrin, als Spielball der Kommunisten und letzten Endes Moskaus anzusehen. Die Schwäche der Arbeit Bollotens liegt nicht so sehr darin, daß er die Geschichte der spanischen Republik als eine Verschwörungsgeschichte auffaßt, sondern darin, daß er versäumt, neuere Archivdokumentationen zu benutzen, deren Konsultation im heutigen Spanien keine Schwierigkeiten mehr bereitet. Dagegen ist der Beitrag von Herbert R. Southworth („*Möglichkeiten und Grenzen des Franquismus als Faschismus*“) eine erfreuliche Arbeit, die sehr treffend den Mythos des spanischen Faschismus und besonders den von José Antonio Primo de Rivera zerstört. In diesem historischen Teil

des Buches beschreibt auch Walther L. Bernecker „Das nationalsozialistische Spanienbild und Hitlers Eingreifen in den Spanischen Bürgerkrieg“, einer prägnante Untersuchung der nationalsozialistischen Hilfe für Franco, der Ziele, die Hitler dabei verfolgte und des heutigen deutschen Francobildes. In diesem Zusammenhang stellt Bernecker fest, daß die historische Forschung ein bestimmtes historisch-politisches Phänomen geklärt haben kann, ohne daß diese Klärung Gemeingut der Öffentlichkeit wird, was er an Beispielen der deutschen Literatur über den spanischen Bürgerkrieg zeigt. Auch Angel Viñas schreibt über die Beziehungen Francos zu Hitler, wobei er deren wirtschaftliche Ziele besonders hervorhebt. Im zweiten Teil des Buches befinden sich einige Untersuchungen über kulturelle Aspekte des Bürgerkrieges. Der erste Beitrag, „Der Zweite Internationale Schriftstellerkongreß zur Verteidigung der Kultur (1937)“ ist ein Artikel, in dem Robert S. Thornberry die politische Bedeutung, die Debatten und die Beschlüsse dieses Kongresses analysiert. Thornberry unterstreicht die Prädominanz des antifaschistischen Konsens bei allen Sitzungen ohne dabei die antistalinistischen Stimmen, die damals schon zu hören waren, zu vergessen. Ferner wird der Roman „L'Espoir“ von André Malraux untersucht, dessen antifaschistischer Gehalt anhand einer moralischen Wertung der verschiedenen vorkommenden Personen aufgezeigt wird. Der Artikel von Barbara Pérez-Ramos ist eine interessante Arbeit über Poesie und Politik im spanischen Bürgerkrieg. Die Verf. schildert sowohl die Rolle der Literatur im ideologischen Kampf wie auch die Unterschiede der republikanischen und „nationalen“ Dichtung in diesem Zusammenhang. Das Buch schließt mit dem Beitrag von G. Schmigalle „Deutsche schreiben für Hitler und Franco. Vierzig bio-bibliographische Porträts“, einer dokumentierten Untersuchung der deutschen Werke, die im Zusammenhang mit der Teilnahme der Legion Condor am spanischen Bürgerkrieg entstanden. Schmigalle klärt uns nicht nur über die hohe Zahl der Auflagen auf, die einige dieser Bücher erreichten, sondern auch über die Ziele, die mit dem Einsatz der Piloten der Legion Condor verfolgt wurden. So lesen wir bei W. Bley (Hrsg.): „Diese deutschen Flieger bestanden in Spanien die Feuerprobe der jungen deutschen Luftwaffe. Was sie an Erfahrungen sammelten, wurde im polnischen Feldzug herrlich wirksam. Aber nicht nur dort, auch im Kampf gegen den Hochkapitalismus Englands gibt der deutsche Flieger sein letztes her.“

Wenden wir uns zum Schluß dem Buch von Walter L. Bernecker zu. Es handelt sich um eine nützliche Sammlung von Materialien und Quellen über den spanischen Bürgerkrieg. Bernecker ist ein guter Kenner der spanischen Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts, was ihm nach einer kritischen Einführung in den Themenkreis eine Textauswahl erlaubt, die dem Leser genügend Hinweise gibt, um die Komplexität, die gegensätzlichen Erklärungen, die internationale Dimension und die kulturellen Aspekte des spanischen Bürgerkrieges zu erahnen. In seiner Einführung schildert Bernecker kurz die Kontroversen, die die Interpretationen des spanischen Bürgerkrieges hervorgerufen haben. Zwar gehen die Kontroversen auch heute noch weiter, aber manche Fälschungen auf beiden Seiten der Bürgerkriegsgegner besonders was die Zahlen (der Toten, der ausländischen Interventionen, der Waffenlieferungen, der Zeitungen, Bücher u.s.w.) angeht, sind oft dank des heutigen Standes der Literatur bekannte Tatsachen. Bernecker weist darauf hin, daß sich in letzter Zeit ein deutlich wahrnehmbarer Wandel der Forschungsschwerpunkte angebahnt hat, was am Beispiel des Trends zu (Auto-)Biographien gezeigt wird. Zu Francos Zeiten war in Spanien die Erforschung des Bürgerkrieges die ideologische Legitimation der militärischen Diktatur. Heute wird sie als kritisch-wissenschaftliche Geschichte verstanden, getragen von einer ganzen Generation junger spanischer Historiker. Bernecker gibt auch interessante bibliographische Information über existierende Standardwerke zum spanischen Bürgerkrieg, sowie kritische Bemerkungen über Quellensammlungen und bekannte Monographien.

Die von Bernecker gesammelten Texte sind in acht Abteilungen gegliedert, so daß trotz der Kürze der Anthologie kaum ein wichtiges Thema außer acht gelassen wird. Man kann sowohl einzelne Texte des spanischen Historikers Vicens Vives über die Agrarstruktur Spaniens am Vorabend des Bürgerkrieges wie auch den berühmten Hirtenbrief der spanischen Bischöfe (1. Juli 1937), den Aufruf Francos vom 17. Juli 1936, den „No pasarán“ von Dolores Ibárruri, sowie Texte von bekannten Intellektuellen wie Unamuno, Machado, Orwell, Brecht, Weiss, u.s.w. finden. Zwar ist das Buch von Bernecker nicht nur für deutsche Leser interessant, doch zeigen die Texte der Abteilung „Der Spanische Bürgerkrieg in deutschen Geschichtsbüchern“ wohl am deutlichsten die deutsche Perspektive. Obwohl die Auswahl von drei Texten (mehr sind es in dieser Abteilung nicht) nicht ausreicht, um diese Perspektive gründlich zu erforschen, so genügt sie doch, um zu beweisen, daß es nicht eine deutsche Perspektive sondern mehrere gibt. Natürlich wäre es sehr interessant zu erfahren, welches Bild über den spanischen Bürgerkrieg in der deutschen Geschichtsschreibung vorherrscht, aber das wäre dann schon Thema einer Monographie, wie sie sich Bernecker nicht zum Ziel gesetzt hat. Im großen und ganzen kann man diese Anthologie als übersichtlich in ihrer Gliederung und exemplarisch in ihrer Textauswahl ansehen. Da auch eine

Wertung des Bürgerkrieges durch die heutigen Spanier nicht fehlt (S. 225-230), kommt sogar noch die aktuelle soziologische Bedeutung des erforschten Themas zur Sprache.

Pedro Ribas

SCHRÖDER, Hans-Henning: **Industrialisierung und Parteibürokratie in der Sowjetunion. Ein sozialgeschichtlicher Versuch über die Anfangsphase des Stalinismus (1928-1934)** (= Forschungen zur osteuropäischen Geschichte, Bd. 41). — Wiesbaden: Harrassowitz 1988. 370 S.

Wenn der Autor seine Arbeit bescheidenerweise als Versuch darstellt, so kann dieser hier nur als gelungen bezeichnet werden. Der Titel macht bereits deutlich, daß keine neuen politischen Erklärungsversuche für eine eng abgegrenzte zeitliche Phase stalinistischer Herrschaft angeboten werden sollen. Vielmehr schließt die Arbeit eine Lücke in der Aufarbeitung der sozialökonomischen Grundlagen der Sowjetunion des ersten bzw. eines Teils des zweiten Fünfjahrplans. Sie knüpft an eine entsprechende Studie des Verf. über die 20er Jahre, die Phase der Neuen Ökonomischen Politik (NEP), an. Aus diesem Zusammenhang mit der Vorläuferstudie ergibt sich ein Problem für den Leser, das in der vorliegenden Arbeit leider nicht behoben wird. Den Einstieg nimmt Schröder nämlich da, wo der Übergang zur forcierten Industrialisierung bereits beschlossene Sache ist. Er kritisiert im Gefolge durchgängig — und zu Recht — das überhöhte Tempo der Industrialisierung angesichts des Fehlens der meisten materiellen Voraussetzungen, sowie die gewaltsame Form der damit verbundenen Zwangskollektivierung. Warum es aber dazu kam, mit welchen ökonomischen Problemen die Sowjetunion der NEP-Periode zu kämpfen hatte (eine Frage, die selbst unter heutigen sowjetischen Forschern noch heftig umstritten ist, wie jüngst wieder eine Tagung zum Erbe Nikolai Bucharins zeigte), welche Konsequenzen daraus die Rechte, die Linke und die Stalin-Gruppe zogen, dazu erfährt der Leser in diesem Bd. nichts mehr. Eine knappe Einführung und damit die Herstellung des Anschlusses an die Studie über den vorherigen Zeitraum wäre zum Verständnis sicherlich nützlich gewesen.

Unter Aussparung des Agrarsektors — hier gibt Schröder Hinweise auf einschlägige Parallelforschungen — liefert die Arbeit eine Fülle von statistischem Material für den städtisch-industriellen Bereich, die Arbeiterschaft und die Apparate von Staat, Partei und Wirtschaft im angegebenen Zeitraum. Eine derart dichte Verarbeitung allen verfügbaren Materials (immerhin sind wichtige Archive der SU weiter verschlossen) liegt bisher nicht vor. Schröder macht sich dabei die Tatsache zunutze, daß die Sowjetunion dieses Zeitraums ein in hohem Maße „statistischer Staat“ (S.15) war. Allerdings werden die Daten aus den Primärquellen nicht einfach kritiklos übernommen und wiedergegeben, sondern mit anderem verfügbarem Material verglichen und gegengerechnet. Unstimmigkeiten werden nicht zurechtgebügelt sondern offengelegt. Schröder ist fast übervorsichtig im Umgang mit dem Datenmaterial, was ihn allerdings auch davor bewahrt, allzu schnelle Schlüsse zu ziehen.

Er zeigt zunächst in einer Tabelle die insgesamt 11 Varianten für einen Perspektivplan, die zwischen 1926 und 1929 von der Staatlichen Plankommission (Gosplan) bzw. dem Obersten Volkswirtschaftsrat vorgelegt wurden (S.24), ohne daß aber ausreichend deutlich würde, welches die *politischen und ökonomischen* Gründe waren, die die Gruppe um Stalin zur Abkehr von der „abtauchenden Kurve“ hin zu gigantischen Wachstumsraten veranlaßten, die immerhin auf den Widerstand des größten Teils der Experten stieß. Ausführlich geschildert wird hingegen der Prozeß, in dem es der Parteiführung gelang, die Planer im Wege von Pressekampagnen und politischer Repressalien unter Rechtfertigungsdruck zu setzen. Eine Schlüsselrolle kam dabei der sogen. Schachty-Affaire im Nordkaukasus im Jahre 1928 zu, die Schröder zu Recht als schlichten Vorwand für die Inszenierung des folgenden Propagandafeldzuges gegen die „Schädlingstätigkeit bürgerlicher Spezialisten“ kennzeichnet, der bis ins Jahr 1931 anhielt (S.33). Im Gefolge dieses Prozesses gelang es der Parteiführung, die Wirtschaftsleitung zu reformieren und die Entscheidungen im Wirtschaftsbereich stärker politischem Einfluß zu unterwerfen. Die Kampagne löste zwei Probleme auf einmal: Der Widerstand der Wirtschaftsfachleute gegen die forcierte Industrialisierung wurde gebrochen. Gleichzeitig konnte man ihnen die Verantwortung für die mannigfaltigen Probleme und Defizite bei der Umsetzung des Planes zuschieben.

Parallel zu diesem Prozeß verlief der Umbau des Parteiapparats. Die notwendige Ersetzung alter Spezialisten warf die „Kaderfrage“ auf. Schröder zeigt anhand eindrucksvollen Zahlenmaterials, welche Anstrengungen unternommen wurden, den Parteiapparat auf den ökonomischen Sektor hin auszurichten, insbesondere die Ausbildung von parteiloyalen Ingenieuren zu forcieren. Obwohl dies quantitativ in erheblichem Umfang gelang, sank der durchschnittliche Ausbildungsgrad beständig, ein Problem, das sich angesichts der gigantischen Aufgaben katastrophal auswirken mußte. Schröder dokumentiert in einem weiteren Kapitel, welchen außerordentlichen Wandel die sowjetische Arbeiterschaft in diesen wenigen Jahren durchmachte, ein Aspekt, der die (relativ widerstandslose) Durchsetzung des

Stalinschen Systems erklärbar werden läßt. Einerseits bedeutete dies, daß der Stand an qualifizierten Arbeitskräften weit hinter dem zurückblieb, was für eine moderne Industrie erforderlich gewesen wäre (S.78). Immerhin waren es 11 Mio. Menschen, die neu in die Bereiche Verwaltung, Verteilung und nicht-landwirtschaftliche Produktion hineingezogen wurden (S.91). Andererseits wurde die Verschlechterung der materiellen Lage, die mit dem abenteuerlichen Industrialisierungstempo einherging, auch nicht widerstandslos hingenommen. Die Zersplitterung der Arbeiterklasse in Gruppen mit unterschiedlichen Interessen, die Zerschlagung der eigenständigen Funktion der Gewerkschaften und der forcierte Ausbau der Repressionsapparate verhinderten allerdings jeden organisierten Widerstand.

Wesenliches Gewicht mißt Schröder innerhalb seiner Darstellung dem Umbau der Parteiorganisation bei. Die Studie zeichnet erstmalig detailliert die einzelnen Schritte in ihrer Verzahnung mit den ökonomischen Prozessen nach (S.121ff). Aufnahmekampagne, Funktionsveränderungen, Säuberungen und Reorganisationen werden so in ihrer Bedeutung für die ökonomischen Ziele sichtbar. Zur alleinigen Aufgabe der unteren Parteigliederungen wurde nun die Gewährleistung der Steigerung des industriellen Ausstoßes, eine nahezu rein ökonomisch orientierte Mobilisierungsarbeit (S.139). Mit der Orientierung auf diese Funktionalität in Bezug auf die Planziele verband sich zugleich die Möglichkeit der Denunzierung und Ausschaltung der Rechtsopposition um Bucharin, Rykow und Tomschi.

Im Zuge dieser Entwicklung kristallisierte sich ein Modell der Konfliktbewältigung heraus, das Schröder treffend als Kombination von Zwangsmaßnahmen mit der Mobilisierung von Öffentlichkeit durch revolutionäre Phrase (S.230) beschreibt. Ausbau des Geheimdienstes (GPU) bis hin zur Einwirkungsmöglichkeit in ökonomische Entscheidungen, sowie eines Systems verschärfter Strafvollzugspolitik und von Arbeitslagern korrespondierten mit „Schädlingskampagnen“, in denen die Arbeiter gegen Ingenieure und Betriebsleiter mobilisiert wurden.

Dennoch schliddernte die UdSSR in den ersten Jahren des ersten Fünfjahrplans „planlos in die Krise“. Schröder liefert dafür aussagekräftige Daten (S.231ff). Eine der Konsequenzen war die Umorientierung durch Stalins berühmte 6-Punkte-Rede Mitte 1931, mit der die Kampagne gegen die parteilosen Fachleute und Planer beendet wurde (S.248), deren ökonomische Schädlichkeit die politisch erreichten Zwecke bei weitem überwog. Die wichtigste Konsequenz dürfte darin liegen, daß nun eine nochmalige Anstrengung zur Mobilisierung und Ausbildung neuer industrieller Führungskader unternommen wurde. Es entstand eine Situation, in der zwei Drittel der Führungskader der Schwerindustrie nach 1930 oder später in ihre Positionen gelangt waren (S.271f.). Sie stammten überwiegend aus der Arbeiterklasse, ihr Sozialprestige und ihre materielle Situation verbesserten sich. Auf diese Weise entstand eine neue, dem politischen System gegenüber loyale ökonomische Führungsschicht.

Schröders Resümee ziehen behutsame Schlüsse aus der Fülle des aufgearbeiteten Materials. Die forcierte Industrialisierung begann unter denkbar ungünstigen Voraussetzungen; es gelang dennoch eine grundlegende Umgestaltung von Wirtschaft und Gesellschaft. Dies wurde möglich durch das bereits angesprochene komplizierte System von Mobilisierung und Repression (S.355). Kennzeichnend für diese Periode ist eine Verdichtung politischer und auch betrieblicher Herrschaft, verbunden mit der „Verstaatlichung“ der bäuerlichen Bevölkerung im Rahmen der (Zwangs-)Kollektivierung (S.357). Sein Fazit: „Allein der Umstand, daß sie sich außer auf einen Repressionsapparat auch auf eine breite Schicht von sozialen Aufsteigern stützen konnte, daß die Arbeiterklasse fraktioniert und nicht in der Lage war, geschlossen zu handeln, von den Bauern aber nur örtlicher Widerstand kam, gab der Stalin-Gruppe die Chance, ihre Herrschaft aufrechtzuerhalten und auszubauen.“ (S.358).

Mein Fazit: Mit dieser Arbeit ist die Forschung zur Geschichte der Sowjetunion ein gehöriges Stück vorangebracht worden. Wer Aussagen über das Stalinsche System machen möchte, wird an ihr nicht vorbeigehen können.

Uli Schöler

PFANNER, Helmut F.: *Exile in New York. German and Austrian Writers after 1933*. — Detroit: Wayne State University Press 1983. 253 S.

1935 New York 1937. *Reden und Dokumente der Schriftstellerkongresse*. Hrsg. und eingel. von Eberhard BRÜNING. — Berlin/DDR: Akademie-Verlag 1984. 490 S.

Schriftsteller in New York — zwei thematisch total verschiedene Publikationen liegen vor uns. Eine inhaltliche Verbindung zwischen beiden läßt sich dennoch herstellen: Sie handeln von den Folgen des Sieges des Faschismus, speziell in Deutschland. — Pfanners Buch ist ein — großzügig gedruckter — Abriß, eingeteilt in 16 aussagekräftig formulierte, teilweise auf frühere deutschsprachige Aufsätze zurückgehende Kapitel, die von einer „Introduction“ und einer „Conclusion“ umrahmt und von 269 Kurz-Biobibliographien von Schriftstellern nicht nur im engeren Sinne des Wortes, von 21 Fotos, einer

Liste mit ausgewählter Sekundärliteratur und einem Personenindex abgeschlossen werden. Der Autor schreibt deutlich für ein US-amerikanisches Publikum. Nicht nur enthält die Einleitung für west- und mitteleuropäische, deutschsprachige oder mit der deutschen Sprache und Geschichte vertraute Leser eine Reihe von Gemeinplätzen, sondern es fällt, besonders in der Schlußfolgerung, auch der überaus verbindliche, (asyl)politisch und sozial Problematisches im Exilland USA glättende Ton auf.

Kurz abgehandelt, mit Zitaten beleuchtet und verallgemeinert werden: Flucht aus Europa und Bedingungen und Stationen der Aufnahme; soziales, kulturelles, berufliches, psychologisches und politisches Klima; Überlegungen rundum Verbleib oder Rückkehr nach 1945. Schriftsteller hat Pfanner für seinen sozialgeschichtlich intendierten Überblick gewählt, weil er in ihren „Ego“-Dokumenten unterschiedlichster Art (Briefe, Tagebücher, Artikel, Erinnerungen, Autobiographien, auch autobiographisch geprägte Werke diverser Gattungen) gleichsam ein Brennglas für die exilspezifische Lage *aller* intellektuellen Flüchtlinge — und vor allem sie seien in die USA gegangen — erblickt. Darüber hinaus ließe sich an ihnen am besten die Problematik von Sprache und kultureller Umgebung und damit die Frage nach dem Zusammenhang zwischen (Nicht)Produktion und Assimilation bzw. Akkulturation oder, entgegengesetzt, der Wahrung von Tradition mit Isolation als Folge anschneiden. Von daher gesehen bot sich New York mit seinen offenen Möglichkeiten für beide Verhaltensweisen als Ort an. Deutsch-österreichisch steht für einen ganzen Sprach- und Kulturkreis jenseits nationaler Grenzen; die Zusammensetzung wird sowohl in generischem Sinne als auch deskriptiv verwendet. Das ist der Klarheit nicht immer förderlich, begünstigt aber das Generalisieren (*die* Exilierten empfanden, kritisierten, reagierten . . .). Letzteres ist durch das Medium „Schriftsteller“ und die weitgehende Negierung zwar nicht weltanschaulicher und parteipolitischer, aber nationalpolitischer Unterschiede und der Optionen und Konzeptionen für „Nachher“ (siehe Kap.13) ohnehin vorprogrammiert. Das Buch kann als Einführung und sollte als Aufforderung zu kritischen Spezialstudien, von denen aus ein neues, komplexeres und differenzierteres „Bild“ aufzubauen wäre, verstanden werden.

Unter der Ägide des Zentralinstituts für Literatur bei der Akademie der Wissenschaften der DDR stellte Eberhard Brüning eine Dokumentation zusammen, die ein hierzulande bisher wohl ziemlich unbekanntes, jedenfalls kaum beachtetes Kapitel von Initiativen und Aktivitäten US-amerikanischer Schriftsteller gegen Reaktion, Faschismus und Kulturbarbarei ins Bewußtsein rückt. Schon zwei Monate vor dem bekannten „Ersten Internationalen Schriftstellerkongreß zur Verteidigung der Kultur“ im Juni 1935 in Paris veranstalteten die Amerikaner den „Ersten Amerikanischen Schriftstellerkongreß“. Freilich standen dahinter die Kommunistische Partei, die „Internationale Vereinigung Revolutionärer Schriftsteller“ (IVRS) und der „Internationale Arbeiter-Theater-Bund“. Doch der von siebzig, keineswegs nur kommunistischen, Persönlichkeiten unterzeichnete Aufruf zur Abhaltung eines Kongresses, auf dem die isolierten Kollegen sich national zusammenschließen und international einbinden sollten, und die in Zeitschriften geführten vorbereitenden Debatten über die literarische Linke, über proletarische Literatur und über marxistische Literaturkritik riefen weit über 200 Delegierte aus 26 Staaten und 150 Gäste zusammen; am Eröffnungsabend war der Saal „dicht besetzt mit 4000 Zuschauern — Intellektuellen, Künstlern und Arbeitern“ (S.177). Die auf dem Kongreß gegründete „League of American Writers“ schloß sich der IVRS, dann der in Paris konstituierten „Internationalen Schriftsteller-Vereinigung zur Verteidigung der Kultur“ an. Sie organisierte noch drei weitere Kongresse, jeweils Anfang Juni 1937, 1939 und 1941 (die Programme aller vier Kongresse sind abgedruckt). Von 1935 bis — soweit ersichtlich — einschließlich des Kongresses von 1939 nahmen deutsche Exilschriftsteller und ihre Organisationen in Form von Grußbotschaften und Briefen Anteil. Einige traten auch als Redner und Diskutanten auf; war es auf dem ersten Kongreß noch Friedrich Wolf allein gewesen, so sprachen auf den Kongressen von 1937 und 1939 — sie fanden übrigens in den Räumen der New School for Social Research statt, für die große öffentliche Veranstaltung mietete man die Carnegie Hall — Thomas Mann, Ernst Bloch, Erich Franzen, Manfred Georg(e), Oscar Maria Graf, Klaus Mann, Ludwig Renn, Walter Schönstedt und F.C. Weiskopf.

Wie aus dem Titel des Buchs hervorgeht, sind hier die Reden, Diskussionsbeiträge, Grußbotschaften der beiden Kongresse von 1935 und 1937, in neuer deutscher Übersetzung, abgedruckt und annotiert. Sie folgen entweder den seinerzeit in den USA veröffentlichten Kongreßberichten oder — begründet — Archivvorlagen. Zum ersten Kongreß finden sich auch die vorbereitenden Diskussionsartikel und Briefe. Eine (ausgewählte) Biobibliographie und einige Fotos sowie ein Personen-Index runden die Dokumentation ab. Die Einleitung des Herausgebers stellt die beiden Kongresse, von denen der von 1937 zweifellos den Höhepunkt bildete, in den amerikanischen und internationalen politisch- und sozial-historischen Zusammenhang. An ideologisch gebundene Formulierungen und Schwerpunkte sollte man sich dabei nicht allzu sehr stören; sie halten sich in Grenzen.

Ursula Langkau-Alex

STEINISCH, Irmgard: **Arbeitszeitverkürzung und sozialer Wandel. Der Kampf um die Achtstundenschicht in der deutschen und amerikanischen Eisen- und Stahlindustrie 1880-1929** (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin, Bd.65; Beiträge zu Inflation und Wiederaufbau in Deutschland und Europa 1914-1924, Bd.6). — Berlin und New York: Verlag Walter de Gruyter 1986. XVI, 640 S.

In deutlichem Unterschied zu England hat sich die deutsche und amerikanische Eisen- und Stahlindustrie bis in die 1920er Jahre hinein energisch, zäh und erfolgreich gegen die Einführung achtstündiger Schichtzeiten gewehrt. In beiden Ländern wurde die Arbeitszeitproblematik in diesen Industrien, obwohl primär doch eine betriebstechnische und betriebswirtschaftliche Frage, mit allerdings unterschiedlichen Konflikt- und Argumentationsschwerpunkten als ein politisches Problem diskutiert und schließlich durch staatliche Einflußnahme zugunsten der Achtstundenschicht entschieden. Während diese Regelung aber in den USA, 1923 durchgesetzt, seitdem unangefochten bestehen blieb, feierte in Deutschland, wo der Achtstundentag 1918 gesetzlich eingeführt worden war, die Abwehrstrategie der Unternehmer im Dezember 1923 noch einmal einen späten, wenn auch zeitlich (bis 1927) begrenzten, schwerwiegenden Erfolg: Der gerade erst eingeführte Achtstundentag wurde wieder zurückgenommen. Von diesen Befunden ausgehend, sucht Steinisch — über den Vergleich beider Länder — die Ursachen für die Politisierung des schwerindustriellen Arbeitskonfliktes und die Gründe für die unterschiedene Rückständigkeit der Unternehmer in dieser Frage herauszuarbeiten. Darüber hinaus soll die jeweilige Entscheidungskonstellation offengelegt werden, die in den USA zu einer eher adaptiven, gesellschaftliche Kontinuität und Stabilität sichernden Durchsetzung des Achtstundentags, in Deutschland dagegen zu einer Diskontinuität der Arbeitszeitregelung führte, die in erheblichem Maße zur Destabilisierung der Weimarer Republik beitrug.

Das umfassende Erkenntnisinteresse dieser bei Feldman (Berkeley) und Ritter (München) entstandenen Studie erzwingt ein weitgefächertes Untersuchungskonzept, das wirtschafts-, sozial- und politikgeschichtliche Fragestellungen und Themenbereiche locker integriert. Festen Boden für den Vergleich gewinnt Steinisch durch ihre Einsicht, daß die industriespezifischen Probleme der Arbeitszeitfrage in beiden Ländern „strukturell ähnlich“ waren. Vor allem im ersten der drei großen Kapitel (Hochindustrialisierung, Erster Weltkrieg, Weimarer Republik) ihrer Studie wird diese Gleichartigkeit herausgearbeitet. Technologische Innovationsschübe, grundlegende Produktionsabläufe, Bürokratisierung betrieblicher Herrschaft, Konzern- und Verbandsbildung folgten ähnlichen Ablaufmustern. Der in beiden Ländern zu beobachtende langfristige, „lernunfähige“ Widerstand dieser Industrie gegen eine Arbeitszeitverkürzung, die allerdings — zumindest im Umkreis der kontinuierlich arbeitenden Hochöfen — nur im Sprung von der traditionellen zwölfstündigen Doppelschicht zur außerordentlich fortschrittlichen achtstündigen Dreifachschicht zu realisieren war, wird im Kern auf zwei prägende Unternehmerr Erfahrungen der Jahrhundertwende zurückgeführt: Die Eigendynamik der metallurgischen Produktionsprozesse und die enorme Produktionssteigerung durch Mechanisierung, welche zugleich auch die physische Belastung und die Qualifikationsansprüche an die Arbeiterschaft reduzierte, nahmen dem Faktor Arbeitskraft seine zuvor sehr hohe Bedeutung für die Produktivität. Es bildete sich ein unternehmerisches Mentalitätsmuster aus, das hohe Arbeitsproduktivität mit effektiver Mechanik, langen Arbeitszeiten und möglichst niedrigen Lohnkosten assoziierte und eine Überlastung des „Feuerarbeiters“ durch den Zwölfstundentag nicht anerkannte, weil dieser „nur“ aus relativ kurzen Phasen intensiver Arbeitsbelastung, daneben aber aus zahlreichen, relativ langen Phasen „bloßer“ Arbeitsbereitschaft bestand. Hinzu kam die Erfahrung des außerordentlich schnellen Aufstiegs zu einer zentralen Wirtschaftsmacht durch organisatorische Leistungen, neben Konzentration, Kartellierung und Bürokratisierung vor allem eine effektive antigewerkschaftliche Arbeiterpolitik und eine Betriebsführungsstrategie, die auf hohe Produktionsmengen, stabile Preise und ein niedriges Lohnniveau gegründet war. Voraussetzung dieser Strategie war und blieb allerdings ein großes Reservoir zugewandelter Arbeiter. Von der inneren Dynamik des Produktionsprozesses und von den strukturkonservativen Mentalitäts- und Betriebsführungsmustern konnten in der Arbeitszeitfrage deshalb kaum innovative Impulse ausgehen. Vor allem war ein „Lernprozeß“, eine Einsicht in die leistungssteigernden Möglichkeiten kürzerer Arbeitszeiten, von diesem Management nicht zu erwarten.

Sollten die Arbeitszeiten also kürzer werden, mußte der Druck von außen kommen. Folgerichtig verlagert Steinisch den „Fokus des Vergleichs“ auf die sozialen, ökonomischen und politischen Rahmenbedingungen der Entscheidung über die Arbeitszeitfrage: Gewerkschaftsmacht, wirtschaftliche Entwicklung, gesellschaftliche Traditionen und Normen, öffentliche Meinung und staatliche Handlungsspielräume.

Der von den Gewerkschaften ausgehende Druck auf die Unternehmer blieb in dieser Industrie der stark fluktuierenden ungelernten Arbeiter, trotz deutlicher Positionsgewinne vor allem im Ersten Weltkrieg, stets zu schwach, um allein eine „evolutionäre Modernisierung“ voranzutreiben. Die straffe Organisation des gesellschaftlich übermächtigen Gegners, seine effektive antigewerkschaftliche Arbeiterpolitik und die leichte Austauschbarkeit der beschäftigten Ungelernten begründeten eine nicht zu kompensierende, strukturelle Organisations- und Verhandlungsschwäche der Arbeiterbewegung, die zudem in den USA durch starke Traditionen der Facharbeitergewerkschaft, in Deutschland durch die weltanschauliche Zersplitterung der Gewerkschaftsbewegung noch zusätzlich verschärft wurde. Damit blieb für eine Veränderung der Arbeitszeitregelung im Grunde nur eine den Unternehmerwiderstand überwindende staatliche Intervention, die in Deutschland eine starke, in den USA dagegen keine Tradition besaß. Sollte aber diese Interventionslösung einen evolutionären Charakter gewinnen, dann mußte ihr ein breiter gesellschaftlicher Konsens über die wirtschaftliche, soziale und politische Untragbarkeit der zwölfstündigen Wechselschichten zugrundeliegen.

Dieser Konsens hatte sich in den USA bis 1923 entwickelt. Eine langanhaltende Diskussion des Arbeitszeitproblems in der Stahl- und Eisenindustrie hatte als Folge der überlangen Arbeitszeiten zunächst die hohen, auf die Gesellschaft abgewälzten sozialen Kosten (Krankheit, Unfall, Altersarmut, Familiendefizite), dann die Gefahr einer scheiternden Integration der Arbeiterimmigranten zu „guten Amerikanern“ und schließlich auch die ökonomische Ineffektivität langer Arbeitszeiten herausgearbeitet und ins Bewußtsein der Öffentlichkeit gehoben. Langfristig konnten sich die verschiedenen Abwehrstrategien der Unternehmer gegen diese Koalition von Gewerkschaften, bürgerlichen Sozialreformern, Kirchenvertretern und Anhängern der wissenschaftlichen Betriebslehre nicht durchsetzen. Spätestens in den 20er Jahren waren die Unternehmerargumente für lange Arbeitszeiten tiefgreifend diskreditiert. Das Fortschrittsselbstverständnis der amerikanischen Öffentlichkeit ließ nach dem gewonnenen Krieg bei günstiger Wirtschaftslage solche „unamerikanischen“, vom allgemeinen Trend zur Arbeitszeitverkürzung abgekoppelten Schichtzeiten nicht mehr zu. Informeller staatlicher Druck reichte in dieser Situation aus, die Unternehmer zur freiwilligen Einführung des Achtstundentages zu bewegen.

Die in Deutschland wesentlich ungünstigeren Rahmenbedingungen für eine Kontinuität garantierende Arbeitszeitlösung treten durch den Vergleich nun sehr deutlich hervor. Die von der bisherigen Forschung erarbeiteten Erklärungen für die Arbeitszeitkonflikte werden von Steinisch zwar durchaus aufgenommen: die aus vielen Gründen in Deutschland stärkere autoritär-dogmatische Tradition der Schwerindustrie; die hohe politische Symbolqualität des Achtstundentages, die jeden Arbeitszeitkonflikt zur grundsätzlichen Machtfrage zwischen Unternehmern und Gewerkschaften aufwertete; die politische Instabilität der jungen Republik auf Grund der schweren Kriegsniederlage, der früh beendeten Revolution und der wachsenden Spannungen zwischen anspruchsvollen Sozialstaatsgarantien und immer härteren Verteilungskämpfen etc. Doch daneben stellt sie nun weitere, aus dem Vergleich gewonnene Einflußfaktoren, die in Deutschland einen „Lernprozeß“ der Unternehmer verhinderten und in der Öffentlichkeit — im Unterschied zu den USA — eine stark abwehrende Einstellung zum Achtstundentag in der Schwerindustrie begründeten: Die übereilte Einführung besonders weitgehender neuer Arbeitszeit- und Lohnregelungen, „fast eine Revolutionierung der Betriebsorganisation von außen“ (S.535), ließ nicht zu, daß den Unternehmern die positiven Auswirkungen der kürzeren Arbeitszeiten sichtbar vor Augen traten, sondern bestärkte diese vielmehr in der falschen Sicht, der deutliche Produktivitätsrückgang nach 1918, der in Wirklichkeit vielfältigen negativen Faktoren zuzurechnen war (z.B. Erschöpfung der Arbeiter, Kriegsschäden in den Fabriken, Versorgungsschwierigkeiten), sei im wesentlichen Konsequenz des Achtstundentages und der Einschränkung unternehmerischer Dispositionsfreiheit. Der „Nebel der Inflation“ ermöglichte einen Wiederaufbau ohne den Zwang zu innovativer Betriebsorganisation. In der öffentlichen Meinung sah sich die Arbeiterschaft mit ihren sozialpolitischen wie betriebswirtschaftlichen Argumenten für den Achtstundentag isoliert, weil das Reparationsproblem die Krisenstimmung auf Grund der schlechten Wirtschaftslage verschärfte und zusammen mit den Vermögensverlusten durch die Inflation das bisherige Engagement der bürgerlichen Sozialreformer für die Arbeiter schwächte.

Letztlich lagen also der 1923/24 sichtbar werdenden gegenläufigen Entwicklung der Arbeitszeitregelung in beiden Staaten gravierende Unterschiede im öffentlichen, politischen Konsens zu Grunde, und die entscheidenden Ursachen für diese Divergenz der öffentlichen Meinungen, dafür liefert auch die weitere Entwicklung dieser Arbeitszeitdiskussion bis 1929 zahlreiche Belege, lagen in Deutschland in der Problemkumulation der Krisenjahre 1918-1923. Der Erklärungsschwerpunkt für die desorganisierenden Konflikte der Weimarer Republik wird also auch durch die Ergebnisse dieser Studie, auf Kosten längerfristiger Erklärungssätze, in das Geschehen der Republik selbst zurückgeholt.

Dies alles ist aus sehr zahlreichen Archiv- und Bibliotheksbeständen erarbeitet, flüssig geschrieben, gut lesbar und vor allem überzeugend argumentiert. Eine Straffung des Textes wäre zweifellos noch möglich, Zwischenresümées der großen Kapitel sinnvoll, eine Diskussion der wichtigsten Begriffe — vor allem des zentralen „Lernbegriffs“ gegenüber dem seltener auftauchenden Begriff des Interesses — eigentlich nötig gewesen. Manches wird der Leser, bei der großen Fülle der in die Darstellung integrierten Teilprobleme, eventuell etwas anders einschätzen, z.B. die Behandlung der Hüttentechnologie oder die Altersproblematik der Arbeiter. Aber auch diese Differenzen werden schließlich nicht seinen Eindruck verwischen können, daß er ein überaus niveauvolles, ergebnisreiches und zu weiteren, ergänzenden Forschungen anregendes Buch gelesen hat.

Heinz Reif

Geschichte der Sozialistischen Arbeiter-Internationale (1923-1940). Von einem Autorenkollektiv unter Leitung von Werner KOWALSKI. — Berlin/DDR: VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften 1985. 352 S.

Das Autorenkollektiv hat neben dem SAI-Archiv im IISG, Amsterdam, eine Fülle weiterer, auch archivalischer Quellen erschlossen. Zustandegekommen ist ein solider Überblick über die Entwicklung der SAI, dem freilich die Pferdefüße nicht fehlen. Vor allem in der Zusammenfassung der einzelnen Kapitel wird der ideologische Vorschlaghammer hervorgeholt, wird, um das Lieblingsverdict der Autoren zu zitieren, die „Bindung der Führung der meisten SAI-Parteien an die Bourgeoisie ihrer Länder“ (S.133) gegeißelt. Friedrich Adler, der „Meister opportunistischen Taktierens“ (S.148), steht in der Studie durchweg in schlechtem Licht. Dergleichen sollte man besser überlesen. — Nach einem knappen Überblick über Vorgeschichte und Gründung der SAI behandelt die Studie in ihrem ersten Hauptteil die „SAI in der Periode der relativen Stabilisierung des Kapitalismus (1924-1928/29)“. Die Orientierung der Arbeiterklasse auf den Parlamentarismus, die Verwechslung von Regierungsteilnahme und realem Einfluß der SAI, schließlich eine ausgesprochene Abneigung, sich mit dem Ministerialismus auseinanderzusetzen, gelten den Autoren neben dem bekannten, übersteigerten Antibolschewismus, als grundlegende Charakteristika der SAI. Otto Bauer sah die SAI auf ihrem zweiten Kongreß, 1925 in Marseille, schon zur „Internationale des täglichen Lebens“ (S.62) geworden, die Autoren verweisen zu Recht auf die sehr viel ehrlichere Antwort H.N. Brailsfords von der Independent Labour Party (ILP): „Die Internationale ist noch keine Macht, nicht einmal eine moralische Macht“ (S.63). Die Debatten in Marseille zu den Themen Friedenspolitik, Kolonialpolitik, Arbeitslosigkeit und Stellung zu Sowjetrußland waren wenig dazu angetan, der Internationale mehr Leben einzuhauchen. In der Friedenspolitik z.B. orientierte sich die SAI ausschließlich auf den Völkerbund. Ein ausführliches Unterkapitel zur Einheitsfront verteilt die Schuld für die Auseinanderentwicklung von SAI und Komintern doch sehr einseitig (zu Ungunsten der SAI, versteht sich). Sehr informativ dagegen wieder die Passagen über die Auseinandersetzung um Wehrfrage und Abrüstungspolitik vor dem Brüsseler Kongreß 1928. Recht ausführlich wird auf den in Brüssel aufkeimenden Versuch eingegangen, eine Einschätzung des Faschismus zu entwickeln, hier wie an anderen Stellen unterliegen den Autoren freilich der Versuchung, alle Ansätze sozialistischer Faschismustheorie, die sich nicht in ihr Totalitarismusschema pressen lassen, schlicht unter den Teppich zu kehren. Ähnliches gilt für die Darstellung der SAI in der Weltwirtschaftskrise. Die verschiedenen Konzeptionen zur Erklärung und Bekämpfung der Krise werden nur sehr kursorisch behandelt, so daß den Autoren die Differenzierung in der SAI gerade um die Forderung nach einer sozialistischen Politik in der Krise (und nicht nur um Außen- und Sicherheitspolitik) entgeht. Auch über Adlers Schrift „Falls der Krieg dennoch ausbrechen sollte . . .“ wird zu schnell hinweggegangen, wie überhaupt in der Studie alternative Entwürfe, wie sie von Adler, Brockway und anderen kamen, nicht immer hinreichend gewürdigt werden. Die Hilflosigkeit der SAI in der Abrüstungsfrage — als vorläufiger Höhepunkt kann das Memorandum der gemeinsamen Kommission von SAI und IGB gelten, wenn die Regierungen die auf Abrüstung hoffenden Massen noch einmal enttäuschten, werde eine „dementsprechende Aktion“ der Arbeiterklasse folgen — dieser Hilflosigkeit entsprach das Unvermögen, eine Antwort auf die faschistische Gefahr zu finden. Daß der Wiener Kongreß der SAI 1931 versprach, nach einem Sieg der antidemokratischen Kräfte in Mitteleuropa, dann, wenn es zu spät sein würde, wie James Maxton von der ILP bissig bemerkte, alle Machtmittel der Internationale zur Rettung der Demokratie einzusetzen, ist ein Sinnbild der Hilflosigkeit, wie die Autoren zu recht herausstreichen. Sehr sorgsam registrieren sie alle Versuche des rechten Flügels der SAI, vor wie nach der Machtergreifung des Faschismus in Deutschland, jedwede Form einheitlicher Aktionen zwischen beiden Internationalen zu verhindern. Der Bürositzung vom 13.-16.11.1934, auf der das Verbot vom März 1933, Einheitsfrontabkommen auf nationaler Ebene abzuschließen, zurückgenommen wurde, schreiben die Autoren

deswegen „einschneidende Bedeutung“ (S.210) zu. Gleichzeitig habe die SAI aber mit der Ablehnung der Einheitsfront auf internationaler Ebene darauf verzichtet, „Leitungszentrum der internationalen sozialdemokratischen Bewegung im antifaschistischen Kampf zu werden — die wohl verhängnisvollste Entscheidung in der Geschichte der SAI“ (S.212). VII. Weltkongreß und Wende der Komintern forcierten noch die Differenzen in der SAI um die Einheitsfront, so daß Otto Bauer schon vorschlug, die Befürworter der Einheitsfront in der SAI sollten eine selbständige Vermittlerrolle zwischen den beiden Internationalen übernehmen und Karl Kautsky gar das Schreckgespenst einer Wiederbelebung der Wiener Arbeitsgemeinschaft entwarf, was sich indes als verfrüht herausstellte, wobei eine große Rolle spielte, was im vorliegenden Bd. nur ganz zart angedeutet wird: „Gleichzeitig [. . .] wurden in den Jahren 1936/37 Antisowjetismus und Antikommunismus in der Sozialdemokratie erneut angeheizt. Den Anlaß dazu fanden die Führer der SAI in den Verstößen gegen die sozialistische Gesetzlichkeit, wie sie sich zu dieser Zeit in der Sowjetunion ereigneten.“ (S.226). Das war's dann auch schon. Mit diesen beiden dünnen Sätzen ist das Thema „Stalinistischer Terror in der Sowjetunion“ abgehakt. Die widersprüchliche Rolle der Komintern im Spanischen Bürgerkrieg fällt demgemäß auch unter den Tisch, während die demoralisierenden Auswirkungen der Blumschen Nichteinmischungspolitik auf die SAI sehr genau herausgearbeitet werden. München machte schließlich vor aller Augen die politische Impotenz der SAI deutlich, die Exekutive vermochte nicht einmal mehr, in Worten antikapitalistische Positionen zu beziehen und verzichtete im folgenden Jahr ganz drauf, zu grundlegenden politischen Fragen Stellung zu nehmen. Die SAI war, wie das Pietro Nenni auf der Exekutivesitzung vom 14./15.5.1939 formulierte, „ein Büro zum Registrieren von Sterbefällen“ geworden (S.271). Kurzgefaßte Überblicke über die personelle Zusammensetzung der Leitungsorgane der SAI, die Verteilung der Kongreßstimmen, über die Mitgliedsparteien und ihre Nebenorganisationen runden den Bd. ab, der trotz allem für jeden unverzichtbar sein dürfte, der sich mit der Geschichte der internationalen Sozialdemokratie befaßt.

Willy Buschak

MITTEILUNGEN

Karl Marx — Friedrich Engels und die Französische Revolution

Ausstellung im Studienzentrum Karl-Marx-Haus der Friedrich-Ebert-Stiftung,
Johannisstraße 28, 5500 Trier.

Eröffnungsveranstaltung, Sonntag, 18. Juni 1989, 11.00 Uhr.

„Als die Februarrevolution [von 1848] ausbrach, standen wir alle, was unsere Vorstellung von den Bedingungen und dem Verlauf revolutionärer Bewegungen betraf, unter dem Bann der bisherigen geschichtlichen Erfahrung, namentlich derjenigen Frankreichs. Diese letztere war es ja gerade, die die ganze europäische Geschichte seit 1789 beherrscht hatte. . .“

(Friedrich Engels 1895 in der Einleitung zu Karl Marx' „Klassenkämpfe in Frankreich 1848 bis 1850“)

Diesem Motto folgend dokumentiert die Ausstellung die Beschäftigung von Marx und Engels mit der Französischen Revolution und deren Bedeutung für die revolutionären politischen Ereignisse seit 1789. Sie zeigt aber auch Marx und Engels als aktive Zeitgenossen und Kommentatoren der Revolution von 1848 und der Pariser Kommune 1871 und belegt noch den späteren Einfluß der Französischen Revolution auf ihr Werk.

Der größte Teil der Exponate stammt aus der Sammlung des Karl-Marx-Hauses. Wichtige Stücke steuerte die Stadtbibliothek Trier aus ihren reichen Beständen bei. Aus Bad Kreuznach, wo Marx 1843 die ersten intensiven Studien zur Geschichte Frankreichs und der Französischen Revolution betrieb („Kreuznacher Exzerpte“), kommen jüngst aufgefundene, von Marx benutzte Werke. Die Universitätsbibliothek Trier und das Friedrich-Engels-Haus in Wuppertal stellten ebenfalls seltene Ausgaben zur Verfügung.

Während dieser Ausstellung referieren:

am Montag, 19. Juni 1989, 18.00 Uhr im Studienzentrum Karl-Marx-Haus

Dr. Michael Knieriem, Städtischer Museumsdirektor, Friedrich-Engels-Haus in Wuppertal-Barmen,
Die Familie Engels im Spannungsfeld zwischen Ancien Régime und Moderne.
Neuaufgefundene Familienbriefe,

am Freitag, 18. August 1989, 18.00 Uhr

Prof. Dr. Hans-Ulrich Thamer, Historisches Seminar der Universität Münster,
Die Französische Revolution im Urteil des frühen Sozialismus. Von Saint-Simon bis Marx.

Nach den Ausstellungen „Deutscher Idealismus und Französische Revolution“ (1987) und „Französische Revolution und Politische Ökonomie“ (1988) schließt diese Dokumentation den Veranstaltungszyklus zum 200. Jahrestag der Französischen Revolution ab.

Die Ausstellung ist bis zum 25. August 1989 geöffnet.

Mo-Do, 10.00 - 13.00 und 14.00 - 17.00 Uhr

Fr, 10.00 - 13.00 und 14.00 - 16.00 Uhr

Hans Pelger

Neue Methoden in der Geschichtswissenschaft

Das Institut für Geschichte der Universität Salzburg veranstaltet unter der Leitung von Univ.-Prof. Dr. Gerhard Botz und Univ.-Prof. Dr. Georg Schmid in der Zeit vom 18. bis 26. September 1989 einen Internationalen Hochschullehrgang zum Thema:

„Neue Methoden in der Geschichtswissenschaft: Computeranwendung, formale Verfahren, Mündliche Geschichte, Semiologie und Imagologie“.

Gleichzeitig findet unter der Leitung von Dr. Manfred Thaller ein Workshop des Ludwig-Boltzmann-Institut für Historische Sozialforschung (LBIHS) statt.

Kursprogramme und Anmeldung: Dr. Gerald Sprengnagel, Universität Salzburg, Institut für Geschichte, Mirabellplatz 1, A-5020 Salzburg.

Gerhard Botz



Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak

Anschrift: Historische Kommission zu Berlin, IWK-Redaktion, Kirchweg 33, D-1000 Berlin 38,
Telefon (030) 8 16 001 41

MITTEILUNG ÜBER EIN PROJEKT

ÜBER DEN STAND EINES BEREITS ANGEZEIGTEN PROJEKTS Titelverzeichnis Nr.

1. **Institution(en)**, in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird (z.B. Institut, Referat, Fachbereich, Lehrstuhl)*

Bezeichnung/Name, Anschrift, Tel.-Nr.:

* Bei Forschungsarbeiten ohne Verbindung mit einer Institution Name des durchführenden Forschers. Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades außerdem Bezeichnung der Institution des Betreuers.

- 2.1 **Bearbeiter.** Vor- und Zuname, Anschrift, Tel.-Nr. (Leiter bitte unterstreichen):

- 2.2 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Vor- und Zuname des Betreuers (Doktorvater o.ä.):

4. **Stand** der Forschungsarbeit ☐ laufend ☐ geplant ☐ abgeschlossen
☐ eingestellt ☐ sonstiges

5. **Laufzeit** von bis ungefährer Zeitpunkt der schriftlichen Fixierung des Ergebnisses
(Monat/Jahr) (Monat/Jahr)

6. **Art** (Mehrfachankreuzen möglich):

Auftragsforschung	☐	Gutachten	☐	Edition	☐
geförderte Forschung	☐	Habilitationsschrift ..	☐	Monographie	☐
Eigenprojekt von 1.	☐	Dissertation	☐	Aufsatz	☐
Eigenprojekt von 2.1	☐	Diplomarbeit	☐	Sonstiges	
Staatsexamensarbeit	☐	Magisterarbeit	☐		

7. Hat die Forschungsarbeit einen **Auftraggeber**? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte genaue Bezeichnung und Anschrift angeben:

8. Wer trägt die **Kosten** der Forschungsarbeit? (Mehrfachankreuzen möglich)

Die in Frage 1 genannte Institution	☐	andere Geldgeber ...	☐	 Bitte Bezeichnung und Anschrift
Bearbeiter	☐			
Auftraggeber	☐			
Deutsche Forschungsgemeinschaft	☐	Stipendium	☐	 Bezeichnung und ggf. Anschrift
bzw. Sonderforschungsbereich der DFG	☐			
Stiftung Volkswagenwerk	☐			

9. (Arbeits-) **Titel** der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel):

☐ Thema geändert, neuer (Arbeits-) Titel:

10.1 ggf. **Zeitraum** (z.B. 1933 bis 1945), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht:

10.2 ggf. **Geographischer Raum** (z.B. Köln, Bayern, Österreich), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht:

11.1 **Inhaltliche Ziele** (spezielle Fragestellungen, Hypothesen, Zwischenergebnisse):

12. Liegen aktuelle (Teil-) **Veröffentlichungen** der Arbeit vor (z.B. Buch, Aufsatz) oder sind sie geplant? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Verlag, Jahr):

13. Liegen nichtveröffentlichte (Zwischen-) **Berichte**, Manuskripte, Arbeitspapiere vor? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Jahr):
(Hier auch Hochschul- und Staatsexamensarbeit, Dissertation, Habilitationsarbeit angeben)

14. **Methodische Anlage** (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)

16. **Benutzte Unterlagen** (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)

Mit der Speicherung, Weitergabe und Veröffentlichung der in dem Fragebogen enthaltenen Angaben für wissenschaftliche Zwecke bin ich einverstanden.

.....
(Ort, Datum)

.....
(Unterschrift)

HISTORISCHE KOMMISSION ZU BERLIN

Beihefte zur Internationalen wissenschaftlichen Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung (IWK)

Herausgegeben von Henryk Skrzypczak

- 1 · Hedwig Wachenheim
Vom Großbürgertum zur Sozialdemokratie
Memoiren einer Reformistin.
Großoktav, 156 Seiten Broschur DM 24,-
- 2 · Otto Büsch/Hans Herzfeld (Hrsg.)
**Die frühsozialistischen Bünde in der Geschichte
der deutschen Arbeiterbewegung**
Vom „Bund der Gerechten“ zum „Bund der Kommunisten“ 1836–1847.
Ein Tagungsbericht. Großoktav, 228 Seiten Broschur DM 48,-
- 3 · Dirk H. Müller
Idealismus und Revolution
Zur Opposition der Jungen gegen den sozialdemokratischen
Parteivorstand 1890 bis 1894.
Großoktav, 196 Seiten Broschur DM 44,-
- 4 · Shlomo Na'aman
Von der Arbeiterbewegung zur Arbeiterpartei
Der Fünfte Vereinstag der Deutschen Arbeitervereine zu Nürnberg im Jahre 1868.
Eine Dokumentation. Großoktav, 200 Seiten Broschur DM 44,-
- 5 · Arno Herzig
**Der Allgemeine Deutsche Arbeiter-Verein in der deutschen
Sozialdemokratie**
Dargestellt an der Biographie des Funktionärs Carl Wilhelm Tölcke (1817–1893)
Großoktav, 432 Seiten Broschur DM 68,-
- 6 · Hermann Weber (Hrsg.)
Unabhängige Kommunisten
Der Briefwechsel zwischen Heinrich Brandler und Isaac Deutscher 1949–1967
Großoktav, 320 Seiten Broschur DM 68,-
- 7 · Rudolf Wissell
Aus meinen Lebensjahren
Herausgegeben und eingeleitet von Ernst Schraepler.
Großoktav, 344 Seiten mit einem Dokumentenanhang, Broschur DM 78,-
- 8 · Andrzej Głowacki/Marek Baumgart/Januz Faryś
**Quellen zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung in polnischen
Staatsarchiven**
Deutsche Bearbeitung und Vorwort von Walter Momper.
Großoktav, XVI, 85 Seiten Broschur DM 34,-
- 9 · Lothar Machtan
Streiks und Aussperrungen im Deutschen Kaiserreich
Eine sozialgeschichtliche Dokumentation für die Jahre 1871 bis 1875.
Großoktav, 550 Seiten mit einer Karte, Broschur DM 98,-



COLLOQUIUM VERLAG BERLIN

Unter den Eichen 93, 1000 Berlin 45, Tel.: (030) 8328085

Gebühr bezahlt

1

Ihme-Tuchel
Beate
Friedbergstr. 23
1000 Berlin 19

Historische Kommission zu Berlin, IWK-Redaktion, Kirchweg 33, D 1000 Berlin 38